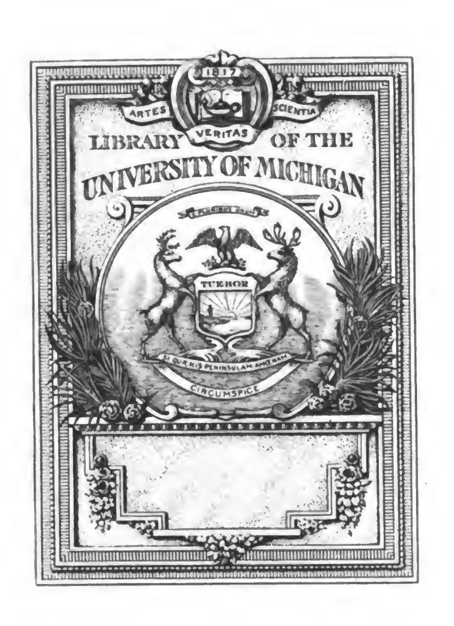
Der Apotheker von Klein-Weltwil

Ernst Zahn


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Der Apotheker von Klein-Weltwil

Von Ernst Zahn erschienen im gleichen Verlag:

Kämpfe. Erzählung. (1893.) 20.—22. Auflage. Gebunden M 25.—
Bergvolk. Drei Novellen. (1896.) 18.—20. Auflage. Gebunden M 27.—
Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. (1898.) 29.—31. Auflage. Gebunden M 27.—
Menschen. Neue Erzählungen. (1900.) 26.—28. Auflage. Geb. M 27.—
Herrgottsfäden. Roman. (1901.) 44.—46. Auflage. Gebunden M 27.—
Schattenhalb. Drei Erzählungen. (1903.) 21.—23. Tausend. Gebunden M 27.—
Die Clari-Marie. Roman. (1904.) 37.—41. Tausend. Gebunden M 27.—
Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. (1905.) 45.—47. Tausend. Gebunden M 27.—
Firnwind. Neue Erzählungen. (1906.) 36.—38. Tausend. Geb. M 27.—
Lukas Hochstraßers Haus. Roman. (1907.) 89.—91. Tausend. Gebunden M 30.—
Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt. (1907.) 66.—70. Tausend. Gebunden M 13.—
Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. (1908.) 51.—53. Tausend. Gebunden M 27.—
Einsamkeit. Roman. (1909.) 65.—67. Tausend. Gebunden M 27.—
Gedichte. (1910.) 6. u. 7. Tausend. Gebunden M 16.—
Die Frauen von Tannò. Roman. (1911.) 45.—49. Tausend. Gebunden M 27.—
Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Mit 6 Abbildungen. (1912.) 84.—88. Tausend. In Pappband M 13.—
Was das Leben zerbricht. Erzählungen. (1912.) 46.—48. Tausend. Gebunden M 29.—
Uraltes Lied. Erzählungen. (1914.) 27.—31. Tausend. Geb. M 29.—
Einmal muß wieder Friede werden! Erzählungen und Verse. (1916.) 18. u. 19. Tausend. Gebunden M 5.—
Die Liebe des Severin Imboden. Roman. (1916.) 54.—58. Tausend. Gebunden M 27.—
Bergland. Vier Dichtungen. (1917.) 6. u. 7. Tausend. Geb. M 13.—
Nacht. Erzählung. (1917.) 72.—76. Tausend. Gebunden M 25.—
Das zweite Leben. Erzählung. (1918.) 101.—103. Tausend. Geb. M 25.— 100. Tausend. Auf holzfreiem Papier, in Leinen geb. M 40.—
Johannes A Pro. Ein Schauspiel in drei Akten. (1919.) Geh. M 2.—
Lotte Eßlingers Wille und Weg. Erzählung. (1919.) 74.—76. Tausend. Gebunden M 30.—
Der sinkende Tag. Erzählungen. (1920.) Gebunden M 27.—
Jonas Truttmann. Roman. (1921.) 41.—50. Tausend. Gebunden M 33.—
Jugendtag. Mit 8 Bildern von Karl Sigrist. (1921.) Gebunden M 15.—
Gesammelte Werke. 1. Serie. 10 Bände. Illustrierte Ausgabe. (1914.) Gebunden M 275.—

Im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld:

Albin Indergand. Roman. (1900.) 46.—55. Tausend. Gebunden M 5.—
Neue Bergnovellen. (1899.) 11. Tausend. Gebunden M 4.50
Der Jodelbub. (1900.) 4. Tausend. Gebunden M 2.40

Bei Dürr & Weber in Leipzig-Gaschwitz:

Schweizer. (1919.) Gebunden M 5.—

3.

Der Apotheker von Klein-Weltwil

Ein Roman

von

Ernst Zahn

45. bis 47. Tausend



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1922

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Seinen verehrten Freunden

Herrn und Frau Geheimrat Schubart

in Berlin

widmet dieses Buch

in Dankbarkeit

der Verfasser

Meine Bücher führten Euch zu mir.
Und wenn sie mir nichts erobert hätten
Als die Freundschaft, die Ihr mir geschenkt,
Wär' es doch genug des schönen Lohnes.

Für die Freundschaft aber will ich Euch
Abermals mit einem Buche danken.
Schrieb ich es mit grüblerischem Sinn,
Reich' ich Euch es doch mit frohem Herzen.

Erstes Kapitel

In einem dunkelgrünen Tale der Ostschweiz, wo einer der großen Seen des Landes in seinem obersten und stillsten Teil den Fluß, welcher ihn nährt, empfängt, liegt das Städtchen Klein-Weltwil. Es ist ein Land und eine Stadt, die wenig oder keine fremden Gäste sehen und die erst seit kürzerer Zeit durch eine Eisenbahn mit der übrigen Welt verbunden worden sind. Die Stadt liegt ein gutes Stück vom Ufer des Sees entfernt, aber von den Zinnen ihrer alten an- und ineinander gebauten Häuser kann man über sumpfigen, tiefgrünen Boden hinweg das blaue, stille Wasser sehen, an dessen jenseitigem Ende ein waldbewachsener Hügel mit einem die Tannen überragenden Kirchlein sich erhebt. Es ist ein seltsames Wasser, das hier oben träumt, ebenso still und verlassen wie der Hauptsee belebt und von Booten laut, von Dörfern an den Ufern lustig ist. Eine lange Brücke trennt den Obersee von seinem größeren Bruder, und es ist, als ob sie ihm das Leben unterbinde. Keine Ortschaft ist an seine Ufer gebaut. Sie sind von Schilf bestanden und von leisen Winden umraunt, und seltene Vögel nisten gern in ihrer Einsamkeit. Nur am Südende des Sees steht ein altes Schloß und Gehöft; der Adel hat immer gewußt, wo ein schönes und sicheres Hausen war.

Von den Zinnen der Häuser von Klein-Weltwil ist aber noch ein andrer schöner Ausblick. Nach Süden geht er hinein in dunkelviolette Berge. Ein von einem Fluß durchzogenes Tal drängt sich scheinbar ängstlich in ihren Schutz, als ob es sich verkriechen und verbergen wollte. Die Berge türmen sich ringsum immer höher und dunkler und dräuender auf, bis hinter den schwarzen Gipfeln sich da und dort ein altes, schneeiges Haupt erhebt, als stände der König hochragend und stolz hinter seinen finsteren Leibwächtern. Das Spiel der Wolken und Winde geht über das Bergland hin, und vor den Wolken tragen die Winde manchmal den Vogelflug. Scharen schwarzer, wetterkündender Krähen schweben oft vor dem Gewölk. Zuweilen kreist dort auch einsam ein Adler, zieht höher und höher und verschwindet plötzlich und wie am Himmel erloschen zwischen Wolken und hinter Gipfeln.

Unmittelbar hinter der Stadt liegen Hügel an Hügeln wie eine Herde mächtiger lagernder Buckeltiere. Die Sonne macht ihre grünen Pelze glänzen, und das Unwetter zaust ihre schwarzzottigen Mähnen, die Tannenwälder.

So ist es ein schönes Stück Erdenboden, auf welchem die von Klein-Weltwil sich einst angesiedelt und auf dem nun ihre Urenkel wohnen, ein noch etwas altmodisches und, trotzdem sie dem Weltverkehr eine Tür aufgetan, noch der Enge der Ansichten und des Sinnes nicht ganz entwöhntes Volk.

Klein-Weltwil ist an eine breite, im Halbkreis gebogene Straße gebaut. Aus grünen, mit Obstbäumen bestandenen Wiesen, da und dort von Beerensträuchern

gesäumt, kommt sie herab, und zu Anfang ist es, als ob die Häuser sich nicht so recht an sie herangetrauten, denn da stehen diese noch vereinzelt, von Gärten umgeben, ländlich die Fenster mit Blumen geschmückt und saftgrüne Läden an sauber getünchte Mauern gehängt. Ein im Sommer seichter, im Frühling und nach Gewittern manchmal zorniger Bach stiehlt sich da irgendwo unter einer in Stein gebogenen Brücke hindurch. Je mehr aber die Straße ins Fallen kommt, um so spärlicher wird das Grün zwischen den Häusern, um so höher streben diese selbst, um so enger werden die Gassen, die nach beiden Seiten auslaufen. Endlich schließen sich die Gebäude zu beiden Seiten der Straße dicht aneinander, und hier ist der älteste Teil der Stadt. Die Straße ist hier breit wie ein Platz, so daß ein vierröhriger schöner Steinbrunnen leicht Raum hat, mitten drinnen zu stehen. Die Häuser haben lange Reihen kleiner Fenster, mit denen sie auf das Straßenpflaster sehen. Da und dort steht über einer schönen braunen messingbeschlagenen Haustür eine Jahrzahl in den grauen Sandsteinbogen gehauen, und diese Zahlen weisen weit, weit zurück in die Jahrhunderte. Einzig dort, wo die Hauptstraße sich, die Altstadt verlassend, dem neuen Bahnhof nähert, befinden sich ein paar neue Bauten, in welche sie Magazine mit großen neumodischen Schaufenstern hineingelegt haben. Der Hauptverkehr von Klein-Weltwil herrscht aber in der Altstadt, so daß die Inhaber der schönen und ansehnlichen Magazine nicht gleichzeitig auch die Besitzer einer großen Kundschaft, sondern recht mühsam ihr Brot verdienende Leute sind.

Die Läden im Stadtinnern sind dunkle Winkel und kleine Kisten. Ihre Auslagen machen den Eindruck, als ob die ganzen Weltwiler Krämer am Bankrott stünden. Bis zur Preisausschreibung für Schaufensterschmuck sind die Weltwiler noch nicht vorgerückt. Der Schuster stellt zwei Paar Stiefel und ein paar Wichseschächtelchen ans Licht. Beim Metzger liegen drei Würste neben einem Strauß künstlicher Blumen, und der Glashändler lockt seine Kunden durch ein paar Kaffeetassen mit Namenaufschriften und rührenden Widmungen an.

Eines der größten Auslagefenster hatte die Elefantenapotheke, welche an der inneren Biegung der Hauptstraße so ziemlich in der Mitte der Stadt lag. Über der Tür stak der eiserne Arm, der einen kleinen vergoldeten Elefanten in die Gasse hinausstreckte. Im Fenster standen Gläser mit Zuckerwerk, Süßholz und andern Schleckarzneien, vornehmlich gegen Husten gut, die manchmal ein paar lüsterne Gassenjungen vor das Fenster lockten, genügsames kleines Volk, dem Anschauen schon halbes Essen war.

An dem Ostervortage, an welchem die Lebensgeschehnisse anheben, um derentwillen wir von der kleinen Stadt Weltwil handeln, waren die Blicke vieler, insbesondere aber die Blicke aller Nachbarn auf das Haus zum Elefanten gerichtet. Die Apotheke war zwei Monate ohne eigentlichen Inhaber gewesen, denn bald nach Neujahr war der langjährige, ja fast undenkbar lang Besitzer des Geschäftes gewesene Herr Lorenz Fuchs gestorben, und sein weißhaariger Gehilfe, Gotthold Stillfried, hatte im Auftrage der Erben das Geschäft weiter geführt. Heute, am

Samstage vor Ostern, sollte der Erbe und neue Eigentümer eintreffen, um dessen Person, Wesen und Wollen sich seit Wochen schon das Gespräch derer von Weltwil gedreht. Da sich dieses Gespräch nur auf Vermutungen aufbauen konnte, so gingen die abenteuerlichsten Gerüchte über Herrn Eusebius Fuchs, den neuen Elefantenapotheker, um. Seinen Namen kannten die von Weltwil, denn er stand seit geraumer Zeit in neuen weißen Buchstaben auf das Schaufenster gemalt. Über seinen Charakter stellten sie die Vorausberechnung an, daß er demjenigen des verstorbenen Herrn Lorenz, eines Junggesellen, wohl einigermaßen ähnlich sein möchte, da er doch sein Neffe sei. Die Frau des Bratwursters Wilhelm Meier und der Barbier Julius Zopf, deren Läden der Apotheke gegenüber und nebeneinander lagen, hatten kürzlich einer eingehenden Unterhaltung in der Angelegenheit gepflogen und dabei Folgendes zutage gefördert:

„Was wird das wohl für einer sein," der drüben in der Apotheke einzieht?" fragte die brave, wackelige kleine Frau Rosine den Barbier.

Der lange, dünne Mann zupfte die weiße Arbeitsjacke zurecht und antwortete: „Behüt Gott, wenn er ist, was der Alte war."

„Ja, ja," fiel hier langsam und vorsichtig die Wursterin ein, „es ist einem immer ein wenig unbehaglich gewesen um den alten Herrn Fuchs herum, so ein bißchen —"

Sie fand den Ausdruck nicht gleich, nach welchem sie suchte, und so hatte Zopf Gelegenheit zu bemerken, der verstorbene Apotheker habe eine sonderbare Art gehabt, einem eine Freude zu verkleinern oder einen



Groll zu erwecken. So habe er ihn, Zopf, beispielsweise nie gefragt, ob er mit seinem Geschäft zufrieden sei, sondern ihm vielmehr stets die Nachbarläden und deren Geschäftsverkehr in einem Ton gerühmt, der andeuten sollte: „Siehst du, wie wenig Kunden du selber hast."

Der Frau Rosine ging nun das Herz auch auf, und sie berichtete, geradeso habe auch sie es empfunden. Eines Tages sei Herr Lorenz Fuchs um eines Einkaufs willen in ihren Laden getreten und habe, mit einem Blick auf ihre eignen Fenster, sie, die doch eine reinliche Frau sei, mit der Bemerkung offenbar aufreizen wollen, „wie es wohl kommen möge, daß ihr Nachbar Zopf stets so blendendweiße Vorhänge an den Scheiben habe".

Ein Weilchen ging das mit Erzählen so hin und her. Dann setzte Zopf eine geheimnisvolle Miene auf und sagte: „Der Neffe und Nachfolger da drüben soll nicht viel anders, nur noch ein wenig schärfer und scharfsinniger sein. Die Fuchs seien eine eigentümliche Sippe. Man weiß nicht recht, woher sie kommen und was sie sind. Nur an Geld scheint es ihnen nicht zu fehlen. Die Apotheke ist ja auch eine Goldgrube."

„Nun," bemerkte hier die gerechte Frau Rosine, „wenn der junge Mann den Beruf so versteht wie der alte, so kann man ihm die Achtung nicht versagen, denn das hat man ihm lassen müssen, dem alten Herrn Lorenz, daß er in der Arzneikunde trotz einem Doktor Bescheid gewußt hat."

Wie die zwei Nachbarn, redeten und werweißten zu Weltwil alle Leute. Die Neugier der Stadt war am

Tage, an dem der neue Apotheker erwartet wurde, aufs höchste gespannt. Herr Stillfried, der Provisor, hatte, trotzdem er sonst verschlossen und zurückhaltend war, gegen irgendeinen nahen Bekannten verlauten lassen, daß sein Prinzipal und Verdienstgeber mit einem Nachmittagszuge in Weltwil eintreffen werde. So stellte sich um die fragliche Zeit nicht nur in den Hauptstraßen allerlei Volk auf, das dergleichen tat, als ob der Zufall es herführe, und füllten sich die Fenster überall mit Wartenden, sondern es drangen auch einige der Vorwitzigsten, insbesondere ein Häuflein Schuljugend bis zum Bahnhof vor und lungerten dort, den bedeutsamen Zug erwartend, herum. Ihre Aufmerksamkeit wurde zunächst durch die alte Droschke des Kaspar Vontobel in Anspruch genommen, welcher Rumpelkasten hinter dem Bahnhof stand und nach Erkundigung bei dem Besitzer auf niemand anders als den Apotheker wartete. Das Fahrzeug war derzeit noch das einzige dieser Art, das in Weltwil aufzutreiben war, und Kaspar Vontobel, der Eigentümer, hatte infolgedessen das Wesen eines Mannes, der sich eines sicheren und gegen Mitbewerber geschützten Lebensberufes erfreute, der sich also auch gestatten kann, diesen Beruf mit einer gewissen Gelassenheit auszuüben. Kaspar Vontobel und sein faßdicker Schimmel „Spitz" beflissen sich stets einer großen Bedächtigkeit und waren mehr ihrer Sicherheit als ihrer Schnelligkeit wegen bekannt, weshalb der Volksmund sie auch mit dem treffenden Namen „Das Frachtschiff" belegt und damit festgestellt hatte, daß sie nicht so ehrgeizig waren, rascher als die schweren Warennauen auf dem Hauptsee ans Ziel

gelangen zu wollen. Pflichteifer oder Neugier hatten immerhin heute Vontobel rechtzeitig nach dem Bahnhof geführt. Geraume Zeit schon wartete er hinter dem Gebäude, ohne daß der Zug eingefahren wäre. Er saß auf seinem Bock, den Kopf vornübergesenkt, in einer Haltung, die derjenigen seines Schimmels ähnelte. Beide schienen dem Schlafen näher als dem Wachen zu sein. Vontobel trug einen uralten Wachstuchhut mit einer Krempe so breit wie ein Hausvordach. Der Hut warf tiefe Schatten in das hagere Gesicht mit dem graurauhen Schnurrbart. Freund Alkohol hatte die Nase und die faltigen Wangen mit einem trockenen Blaurot betupft. Ein blauer, schäbiger Radmantel wärmte den Kutscher, denn noch wehte ein kalter Wind durch den sonst heiteren Tag, vielleicht das Zeichen, daß der flüchtende Winter aus irgendeinem Bergtal her auch in die Ebene hinaus noch einmal ein paar Hände voll Schnee werfen würde.

End' aller Ende kam keiner der Späher am Bahnhof und droben in der Hauptstraße auf seine Rechnung.

„Der Zug," meldete ein Schulbub, der auf Wacht gestanden. Ein Pusten wurde in der Ferne hörbar, und manchmal stieg ein weißes Räuchlein aus dem grünen Land auf und warf sich dem Wind in die Arme, der es eilig über die Hügel nach Osten trug.

Aber als der Zug wirklich näher und näher kam und in den Bahnhof rollte, als auf beiden Seiten der Aussteighalle die Gaffer sich drängten und selbst Kaspar Vontobel, geweckt, vom Bocke stieg und mit schweren Schuhen nach dem Bahnsteig schritt, zeigte sich unter den Ankommenden niemand, der dem noch nie gesehenen und doch viel beschriebenen Herrn

Eusebius Fuchs hätte ähnlich sehen können. Einem Zweiteklasseabteil nur entstieg ein Weibswesen, das die Augen der Wartenden auf sich zog und das sich bald als des Herrn Eusebius' Haushälterin, das zierliche und redestarke Fräulein Hermine Siebenmann, zu erkennen gab. Sie trug einige Schachteln in der einen und einen großen buntgestickten Nachtsack in der andern Hand und hatte infolgedessen nicht gleich Bewegungsfreiheit genug, ihren beim Aussteigen in eine schiefe Lage gekommenen, mit mächtiger Bandschleife versehenen schwarzen Strohhut wieder geradezusetzen, was der bösen Jugend von Weltwil Anlaß zu einem lauten Gelächter gab. Sie steuerte jedoch nach einer kurzen prüfenden Umschau selbstsicher auf den Droschkenkutscher zu und sprach ihn an. Sie hatte einen anmutigen, wiegenden und doch entschlossenen Gang, und trotzdem sie den Fünfzigern nahe sein mochte, war die einstige Wohlansehnlichkeit und Feinheit ihrer Züge noch nicht vollständig verblüht.

Vontobel griff mit der gichtigen Rechten nach seinem Hut; des Fräuleins Erscheinung zwang ihn zu einer gewissen zögernden Höflichkeit. Nach kurzer Verhandlung wurden unter Aufsicht der Angekommenen und eifrigem Aufachten der Zuschauer durch Vontobel und einen anwesenden Dienstmann das Handgepäck des Fräuleins sowie einige große Koffer auf die alte Droschke verladen. Fräulein Hermine stieg zuletzt in das geräumige Fahrgestell, und bald zog der Schimmel seinen Wagen dem Städtchen zu.

Der Apotheker selbst ließ auf sich warten.

Mit gesenktem Kopf und dumpfem Alltagsmut saß Vontobel auf dem Bock, mit gesenktem Kopf und

schweren, schläfrigen Schritten ging das Pferd seines Weges; an ihnen beiden verriet nichts, daß sie an einem außerordentlichen Ereignisse Teil hatten. Das Fräulein Siebenmann allein spürte einen Hauch der Wichtigkeit dessen, was vorging, während sie aufrecht und steif im Wagen sitzend unter belagerten Fenstern hindurchfuhr, unzählige Blicke auffing, die ihr folgten, Flüstern und Murmeln hörte, das sie auf niemand anders als auf sich beziehen konnte, und Leute in den Straßen stillstehen und ihrem Fuhrwerk nachgaffen sah. Mit Würde stieg sie vor der Elefantenapotheke aus und grüßte mit steifer, altjüngferlicher Zurückhaltung Herrn Gotthold Stillfried, den Provisor, der vor den Laden heraustrat, um sie zu bewillkommen. Herrn Gottholds volles schneeweißes Haar leuchtete in dem Strahl der Sonne auf, der gerade und wie zum Empfang der Dame Siebenmann den goldenen Elefanten über der Türe glänzen ließ. Mit einem Ausdruck von Ruhe und Güte aber leuchteten Stillfrieds Augen durch die goldene Brille hindurch das Fräulein an, so daß sie unwillkürlich einen Teil ihrer Steifheit verlor und mit einem Lächeln zugleich ein leises Rot des Vergnügens über ihr feines Antlitz ging.

„Wo haben Sie den Herrn?" fragte der Provisor, während er gelassen eine Schachtel vom Wagen nahm und der herbeigeeilten Magd überreichte.

Nun löste sich einigen Gaffern, die in der Straße standen, das Rätsel, warum der Apotheker ausgeblieben war. Seine Haushälterin berichtete, ihre scharfe Stimme keineswegs dämpfend, daß ihr Herr an der letzten Station ausgestiegen und zu Fuß die Stadt zu erreichen gedenke.

„Ja, ja," fügte das Fräulein bei, indem sie, von Stillfried gefolgt, unter die Haustür trat, „ein wenig erstaunt werden sie schon sein, Herr —"

„Stillfried," ergänzte der alte Gehilfe.

„Herr Stillfried," fuhr das Fräulein fort. „Er ist wohl ein wenig anders, als alle andern Leute, der Herr, ein wenig gerade so, wie man ihn sich nicht vorstellt."

Das weitere Gespräch der beiden verlor sich auf der Treppe, so daß die Lauscher in der Straße nicht erfahren konnten, welcher Art die Besonderheit des Herrn Eusebius Fuchs sei. Allein der Ausspruch der trefflichen Hausdame genügte, neue Schauer des Staunens und Wunderns durch die Gassen von Klein-Weltwil und die Herzen mancher seiner Bewohner zu jagen.

Anders als alle andern sollte der neue Mitbürger sein! Anders als alle andern!

Zweites Kapitel

Am Himmel war ein Spiel von weißen Wolken und Wind und Pfeile versendender Sonne. Wo der Himmel ein blaues Tor auftat, warf die Sonne einen Lichtspeer auf die Erde. So kam es, daß schöne, vergoldende Helligkeit und Freundlichkeit bald hier, bald dort über einen Teil des sonst schattig düstern Landes strömte. Jetzt war es ein Wald, der mit leisem Licht übersponnen war, jetzt ein Dorf, dessen Dächer heller aus grünem Grunde leuchteten, jetzt trug der See den feinen, warmen Glanz, als

bräche er aus Lagern edlen Metalles, das in seinen Tiefen ruhte, herauf.

Als gerade die Stadt Klein-Weltwil aus einer breiten Wolkenlücke einen solchen Sonnengruß empfing, erreichte Herr Eusebius Fuchs den Russenhügel, der den Ort im Osten beherrschte und seinen Namen von einem Gefecht hatte, das hier zu des Welteroberers Zeiten eine Abteilung von Korsakoffs Schar mit Österreichern bestanden. Wie zu Dame Siebenmanns Ehren der goldene Elefant über der Türe der Apotheke aufgeblitzt hatte, so hob in dem Sonnengruß der altehrwürdige Turm der St. Ursenkirche von Weltwil sein metallenes Kreuz strahlend gen Himmel, als hieße die Stadt den Mann willkommen, der jetzt zum erstenmal ihr liebliches Bild betrachtete. Aber Herr Eusebius empfand das nicht so, und wenn ihm der Gedanke gekommen wäre, so würde über sein schmales, langes, feines und weißes Gesicht, das keinen Bart trug, wie häufig ein blitzähnliches Zucken gegangen sein, von welchem niemand sagen konnte, was es zu bedeuten hatte, das nur wie ein unendlich überlegenes spöttisches Lächeln war. Wo Herr Eusebius stand, war felsiger Grund, auf dem im Sommer Heidekraut und feines Langgras wucherten. Noch war der Boden gelb und unfruchtbar, aber von dem dunkeln Grund des Felsens, von den Violettönen des Hügels hob sich die fremde und absonderliche Erscheinung des Apothekers in merkwürdiger Deutlichkeit ab. Er trug einen gelbbraunen Anzug, der knapp die geschmeidige, mittelgroße, aber sehnige Gestalt umschloß. Der Anzug war von ungewöhnlichem Schnitt, wie aus einem früheren Jahrhundert stammend und

doch in die Neuzeit passend. Der Rock war eng und bis zum Halse geschlossen. Gamaschen mit gelben Knöpfen reichten vom Schuh zum Knie. Ein halbhoher gelber Filzhut saß auf dem schwarzen, weichen Haar. Eine leicht gelockte Strähne fiel zuweilen in die Stirn; die schmale Hand strich sie dann mit sinnender Langsamkeit aus dem Gesicht. In der Rechten hielt Herr Fuchs ein einer Reitgerte ähnliches Rohrstöckchen, das einen zischenden Ton gab, wenn er von Zeit zu Zeit damit in die Luft hieb.

Eine Weile stand der Ankömmling aufrecht. Sein Blick überflog die Landschaft und ging gemächlich und mit scharfem Spähen vom ersten Hause von Klein-Weltwil aus und über Straßen und Gäßlein hinunter bis ans Stadtende. In der Haltung des Schauenden lag eine Art Herrentum, als wäre er Eigner der Ortschaft zu seinen Füßen, die seine Blicke bis in die Winkel beherrschten.

Indessen zogen die Wolken am Himmel und verschoben die Sonnenflecke, die auf der Erde lagen. Auch über Weltwil erlosch das Licht. Dafür wanderte ein Schein von Gold lautlos über den Hügel daher und hielt über der Stelle still, wo Herr Eusebius stand. Nun schien es ihm noch weniger als vorher eilig, daß er in die Stadt niedersteige. Er ließ sich auf dem Felsen nieder und saß, die Beine gestreckt, mit aufgestützter Hand. Die Sonne wärmte ihm den Rücken. Der Wind setzte aus. Er verfiel in eine leichte Müdigkeit, die vielleicht die Folge seines Fußmarsches war. Auf einmal wandelte ihn eine merkwürdige Laune an, ein ziehendes Gelüste, umzukehren und weder in die Stadt einen Blick zu tun noch

irgendeinem ihrer Bewohner zu begegnen. Was konnten das für Menschen sein, die da unten wohnten? Sein Mund zuckte. Er kannte sie nicht, hatte sie nie gesehen, aber — bah — wie sollten sie anders sein, als sie überall in der Welt waren? Als sie gewesen, wo er jetzt herkam, in der Weltstadt in Ungarn? Wo er früher gelebt, in der mächtig wachsenden Hauptstadt des Deutschen Reiches, in dem üppigen Paris, in dem heiligen Rom oder weit über See? — Auf so viele Erdflecke war sein Leben gefallen, wie jetzt die launisch wechselnde Sonne erleuchtete. Was war dieses Leben ein seltsam Ding! Und er? Er war gleichsam Zuschauer einer Welt voll Leben, während er selber das seine gleiten ließ, wie es wollte, gleichgültig, gelassen. Über dieses Lebens Anfang wußte er wenig, hatte weder Vater noch Mutter gekannt, und seine ersten Erinnerungen gingen in die Zeit zurück, da er als Schüler eines von Jesuiten geleiteten Knabeninstituts in Wien einer von den Lehrern um seiner Begabung willen geschätztesten, bei den Kameraden um seiner Spott- und Nörgelsucht gehaßtesten Zöglinge gewesen. Nie hatte er dort Besuche von Verwandten gehabt, nie war er zur Ferienzeit nach Hause gereist, noch hatte er Briefe geschrieben oder empfangen. Ein geheimnisvoller Oheim, der weder Dank verlangte noch Tadel oder Lob für ihn hatte, bestritt, so sagte man ihm, die Kosten seines Unterhaltes. Auf Wunsch dieses in den Wolken der Unbekanntheit stehenden Onkels bezog er eine Universität und wurde Arzneikundiger, stand eine Weile als Gehilfe in Diensten einer großen Apotheke in Berlin und lebte seit ein paar Jahren in Budapest,

ohne eigentliche Beschäftigung hierhin und dorthin reisend, da er nachgerade herausgefunden, daß seine ihm zur Verfügung fallenden Mittel, die er auf einer der großen Banken zu erheben pflegte, weit über seine Bedürfnisse hinaus reichten. In dieses Schlenderleben, das doch weder üppig noch tatlos war, fiel plötzlich die Nachricht vom Tode des Oheims, welcher bald die amtliche Bestätigung folgte, daß er Erbe der Elefantenapotheke zu Klein-Weltwil, dem verlorenen Nest, geworden sei. Wie Laune ihn bisher getrieben, sich tief in allerlei Bücher zu vergraben, bald diesem, bald jenem Studium nachzugehen und über diese Bücher und die Stille seiner Behausung hinaus mit einem scharfen, durchdringenden Blick Welt und Menschen zu betrachten, auch manchmal diesen Menschen wie zum Spiel sich zu gesellen, so trieb ihn eine Laune, dem Vormundschaftsamte zu Klein-Weltwil die Annahme der Erbschaft und die Übernahme der Apotheke zu erklären, auch mit dem Gehilfen seines Onkels, Herrn Gotthold Stillfried, in Briefwechsel zu treten und den Umzug seiner Junggesellenhäuslichkeit in das Voralpenstädtchen zu bewerkstelligen. —

Herr Eusebius lag auf dem Felsen und neigte sich weit hinaus. Welche Ruhe ringsum! In seinem Kopfe surrte noch das Klopfen und Schlagen eines sausenden Eisenbahnzuges, summten noch die hundert Wimselgeräusche einer Großstadt. So wie ein Surren und Summen lag auch seine Vergangenheit hinter ihm. Wenige Bilder hafteten klar in seiner Erinnerung. Wenige Menschen ragten aus dem Haufen derer auf, die ameisengleich an ihm vorübertrieben, so daß er sie mit Bewunderung oder Angst, mit

frohem Staunen oder Schrecken gesehen hätte. Aber da unten zu seinen Füßen lag gleichsam ein Ausschnitt der Welt und des Lebens. Es regte sich in seiner gleichgültigen Seele eine leise Anteilnahme für dieses Geviert von Land mit seinem darauf angebauten Menschentum.

Er erhob sich, hieb mit seiner Gerte einen sausenden Schnitt in die Luft und begann gegen Weltwil hinabzusteigen mit den Gefühlen eines Mannes, der sich anschickt ein Buch aufzuschlagen, in dem er gemächlich blättern will, unsicher, wie lange es ihn fesseln mag und wie lange er die Blätter wenden wird.

Die Sonne verließ mit ihm den Platz auf dem Hügel, und langsam schwebte die goldene Stelle, die sie auf die Erde goß, in das dunkle Alpental im Süden hinein, weiter, weiter noch, an schwarzen Bergen hin, über einen fernen dunklen See. Auf einmal erlosch sie ganz.

Über Klein-Weltwil hin wirbelte graues Gewölk. Des Herrn Eusebius Gestalt verschwand und tauchte nach einer Weile auf der Straße wieder auf, die von Süden her gegen die Stadt abfiel. Je näher er dieser kam, um so langsamer wurden seine Schritte. Manchmal stand er still, verschränkte die Arme und betrachtete, die Reitgerte zwischen Brust und Arm geklemmt, das nächste Wegstück, das vor ihm lag. Schon regte sich in den Gärten das Frühblumenzeug. Da und dort scholl das leise Plätschern eines Springbrunnens in die Straße hinaus. Auch der Stadtbach sang, wo er unter der Straße hindurchfloß, eine Art Melodie. An seinem einen Ufer lag ein Garten von

parkähnlicher Größe. Ein schönes Gitter aus Eisenstäben, die auf einem Granitsockel standen, umschloß ihn. Herr Eusebius strich diesem Gitter entlang und blickte durch die Stäbe. Weiße Kieswege durchschnitten eine grüne mit Obstbäumen bestandene Wiese. Aus der Wiese liefen die Wege hinüber in Anlagen von Blumenbeeten und Zierbäumen. Eine Laube aus weißen Holzstäben trug eine eben erst Blätter gewinnende Wildrebe. Hinter Nadelbäumen wurde ein weißes Herrenhaus sichtbar.

Dem Gute gegenüber befanden sich auf der andern Straßenseite weite Fabrikgebäude, zwischen denen gepflasterte Höfe lagen. Die Höfe waren menschenleer, aber in den Gebäuden ging das Stampfen der Maschinen und das Hinundher der Arbeiter. Ein großer Haufe feuchten Sandes, zu irgendwelchen Bauzwecken hergeführt, lag am Eingang einer der Höfe. Zwei Knaben wühlten mit Schaufeln, Spaten und Händen darin. Sie waren die ersten Weltwiler, die Herr Eusebius auf seinem Wege in Sprechnähe erblickte. Er hatte aber einen so leisen, leichten und schwingenden Schritt, daß die spielenden Knaben ihn nicht hörten, und so stand er eine ganze Weile, an den Granitpfosten des Portals gelehnt, und schaute den zweien unbemerkt zu. Sie waren ungefähr gleichgroß. Der eine hatte blondes, steckiges Haar, schmale Backen und hellblaue Augen, der andre, stärkere, war schwarzlockig, von dunkler Hautfarbe und klugem, eigenwilligem Gesichtsausdruck. Der braune hatte mit Hilfe von Wasser und Steinen einen richtigen Hügel mit einer Burgruine gebaut, Mauern und Türme, Schanzen und Gräben in wohlüberdachter

Anlage. Der andre richtete einen Garten zurecht, legte Grasplätzchen neben kleine Kieswege und hatte auch irgendwo begonnen, aus Holzstäben eine Laube zu bauen.

„Es muß genau wie unser eigner Garten werden," sagte dieser jetzt und warf, sich aufrichtend, einen Blick durch das Gitter nach dem gegenüberliegenden Gute. Dabei gewahrte er den Fremden. Er errötete. Sprachlos betrachtete er einen Augenblick die fremdartige Erscheinung.

„Das ist euer Haus da drüben, nicht wahr?" fragte Herr Eusebius den blonden Knaben.

Halb unwillig, halb einer anerzogenen Höflichkeit gehorchend, bejahte dieser.

„Und dies ist euer Garten, ganz wie du sagst," fuhr Eusebius fort, auf des Knaben Werk weisend.

Die Anteilnahme an seinem Spiel machte den andern zutraulicher. „Ja," bestätigte er eifrig, „das ist genau der Weg dort. Da kommt das Tor hin und da —"

Herr Eusebius trat in den Hof. Er stellte sich, die Hände auf den Rücken gelegt, hinter die Kinder. Nun rühmte er den Schwarzhaarigen. „Das verrät Phantasie, was du da baust, das ist ohne Modell, ohne Vorlage gemacht. So muß es sein, nicht abgeguckt, sondern selbst erdacht."

Der zweite Knabe hatte bisher auf den Fremden nicht geachtet. Auch jetzt nahm er wortlos und ohne sich umzudrehen das Lob hin. Nur der verdoppelte Eifer, mit welchem er im Sande formte und baute, verriet, daß er die Worte des Zuschauers gehört hatte. Erst, als Eusebius jetzt mit der Gerte seine Schulter

berührte, wendete er ihm das Gesicht zu, in dem ein freudiger Stolz leuchtete.

Der Blonde hatte heiße Backen bekommen. Er sah aus, als ob er weinen möchte.

Herr Eusebius bemerkte es wohl.

Jener fuhr fort zu bauen, allein es lag etwas Überdrüssiges in seiner Art, und seine Hand zerstörte in sichtlichem Zorne vorweg wieder, was sie schuf.

Herr Eusebius Fuchs drehte sich auf den Absätzen und entfernte sich. Langsam wie vorher schlenderte er stadteinwärts.

Richard, der blonde, jüngere Knabe des Fabrikanten Schuppiger, trat jetzt von dem Sandhaufen zurück. „Ich mag nicht mehr," sagte er. „Es ist — ich gehe lieber nach dem Hühnerhof hinüber."

Er forderte den andern nicht zum Mitkommen auf. Es verdroß ihn an seinem Bruder etwas. Er hätte nicht zu sagen vermocht, was es war, aber er brachte es im Augenblick nicht über sich, ihm ein freundliches Wort zu sagen.

Theodor, der ältere, sah ihn erstaunt an. „Bleib doch noch," sagte er, noch ganz in seine Arbeit vertieft. Aber der andre stand schon halb in der Straße. Jetzt erst dämmerte es Theodor auf, daß sie beide einen merkwürdigen Besuch gehabt hatten.

„Wer war denn der?" fragte er. Sein Blick ging die Straße entlang, wo die Gestalt des Herrn Eusebius eben hinter einem Hause verschwand.

„Was weiß ich," antwortete Richard mit unwirschem Achselzucken.

„Er war ein alter Mann."

„Alt? — Im Gegenteil, jung ist er mir vorgekommen," widersprach Richard.

Es war eben nicht verwunderlich, daß ihre Ansichten so sich entgegengesetzt waren, denn des Herrn Eusebius Gesicht war eines von denen, die bald alt, bald jung scheinen, so daß die Jahre ihrer Eigner an ihnen nicht abzulesen sind.

Richard setzte indessen halsstarrig seinen Weg fort und verschwand im väterlichen Garten, während Theodor in seinem Spiele weiterfuhr.

Herr Eusebius Fuchs erreichte die Hauptstraße von Klein-Weltwil und geriet dort sehr bald in ein Kreuzfeuer von Blicken, denn sein Äußeres war zu auffallend, als daß es nicht die Aufmerksamkeit der ihm Begegnenden und ehrbar in den Fenstern sitzenden Hausfrauen erregt hätte. Bald bildeten sich in seinem Rücken Gruppen ihm nachschauender Menschen, und er konnte seinen Einzug in die Apotheke ungefähr unter derselben Volksteilnahme halten wie vordem das Fräulein Siebenmann, seine Hausdame. Er schob seinen Hut in den Nacken und schwang sein Gertenstöcklein heftig wirbelnd in der Rechten. Dazu pfiff er in einer lustigen und leichtfertigen Art vor sich hin, als wollte er den Weltwilern zeigen, wie wenig sie ihn kümmerten. Frau Rosine Meier, die Wursterin, war an diesem Tage nicht die einzige, die urteilte, daß der neue Apotheker noch ein recht Grüner sei, einer, dem es wohl zugute komme, einen so erfahrenen Gehilfen wie den Herrn Gotthold zur Seite zu haben.

Über Gotthold Stillfried kam Herr Eusebius zuerst und unversehens, indem er nicht durch den Hausflur

nach dem Wohnstock stieg, sondern gleich in die Apotheke trat. Eifrig klingelte die kleine, schwatzhafte Schelle, als der neue Besitzer die Türe nicht laut, aber mit einem heftigen Ruck auftat. Es war, als ob sich das Glöcklein gar nicht mehr beruhigen könnte, sondern mit einer lustigen Aufgeregtheit in diesem wichtigen Augenblicke die Hausleute aus allen Winkeln zusammenrufen wollte. Freilich erschien am Ende nur der Provisor, der aus dem hinter dem eigentlichen Ladenraum befindlichen Laboratorium hervortrat. Ein freundlicher Ausdruck des Erkennens erschien in des alten Mannes Gesicht.

„Sie sind gewiß Herr Fuchs?" fragte er, hinter dem Ladentisch hervorkommend, mit einer Gelassenheit, die ebensoweit von Unterwürfigkeit wie von Wichtigmacherei entfernt war.

Herrn Eusebius' scharfer, unter sanften, langen Wimpern hervorzuckender Blick traf den alten Mann. Etwas an diesem fesselte ihn mehr als alles, was ihm bei seinem Einzug bisher begegnet war. „Der bin ich," antwortete er seinem künftigen Gehilfen und legte in dessen kühle Hand die eigne schmale Rechte, über deren Kraft sich Herr Gotthold in demselben Augenblick wundern mußte, als sie seine Finger mit klammerndem Druck umschloß. Mit Weltmannssicherheit — im Laden waren keine Kunden — winkte er Stillfried in den Hintergrund des Raumes, wo vor einem kleinen Schreibpult ein Drehstuhl stand. Auf diesen ließ er sich nieder, indem er so beiläufig nach dem Fräulein Siebenmann fragte, das wohl inzwischen eingetroffen sei. Dann nahm er Briefe und Rezepte, welche da unter Beschwerern lagen, und

prüfte sie, als ob er schon täglich seinen Platz an diesem Pulte gehabt und nur eben von einem kleinen Gange zurückgekommen sei, tat auch einen Blick in das vor ihm liegende Ladenbuch, öffnete Schubladen und betrachtete da ein Glas und dort ein Fläschchen, welche er von seinem Sitzplatz aus in nahen Schränken eben erreichen konnte. Dabei hatte er die Art eines Mannes vom Fach, der sich auf seine Kenntnisse verlassen kann und keiner Einführung bedarf.

Gotthold Stillfried wunderte sich vielleicht über die Selbständigkeit des Ankömmlings, allein er zeigte das nicht, sondern stimmte nur mit ruhigen, leisen Bemerkungen zu, wenn Herr Eusebius kurz den Namen einer Salbe oder Arznei nannte, die er in die Hand nahm, einmal auch mit bissigem Spott das Wort „Schwindel" durch die Zähne stieß und ein andermal in die Betrachtung einer Phiole ganz versank und tiefsinnig meinte: „In dem Tranke könnte ein Tropfen ewiges Leben sein."

Plötzlich beinahe unterbrach Herr Fuchs seine Untersuchungen, drehte sich mit einem Schwung auf seinem Stuhle Gotthold Stillfried zu, schlug das eine schlanke, sehnige Bein über das andre und fragte: „Was ist es mit diesem Weltwil? Läßt es sich leben hier?"

Der Weißkopf stand am Ladentisch, die Hand leicht auf die Platte gestützt: „Warum nicht?" antwortete er. „Es läßt sich überall unter Gottes Sonne leben, wenn man seine Arbeit und sein Auskommen hat."

„Es scheint ein kleines Nest?" fragte Eusebius weiter. „Klein und kleinlich, wie es so Weltart."

„Euer Oheim nannte das Städtchen die Musterschachtel," sagte Stillfried, „er wollte damit sagen, daß man hier von jeder Menschenart der Welt eine Probe finden könne."

Eusebius spannte die Arme um sein Knie. „So?" sagte er, einen merkwürdigen Ausdruck halb des Sinnens und halb des Spähens im Gesicht. „Der Alte hatte wohl seinen Spott mit der Gesellschaft hier, wie?"

„Er foppte sie gern. Manchmal schien mir, er treibe sein Spiel mit ihnen und habe gleichsam seine Hand in ihrem Leben und Wandel."

„Das ist so in der Familie," sagte der andre mit einem sonderbaren Lächeln. Dann fragte er: „Was sagen denn Sie selbst dazu, daß ich so aus der Weite hergeschneit komme?"

„Was soll ich von Ihnen sagen, ehe ich Sie kenne?" antwortete Stillfried ruhig.

Wieder schien Herr Eusebius erstaunt. Er fuhr fort: „Ich meine nicht so. Nicht um meine Person handelt es sich. Aber wenn ich weggeblieben wäre, so würde dies Geschäft — und es soll nicht schlecht sein — in keine andern Hände gekommen sein als —"

„In die meinen?" unterbrach ihn der Alte mit einem Lächeln. „Sie schauen einem ins Herz, Herr! Ja — und es war vielleicht auch natürlich, daß man derlei Gedanken hatte, aber — mit so weißem Haar stellt man neben die Erwartung immer gleich die Gewißheit der Enttäuschung als Schildwache. So drängt sich die andre nicht zu weit vor."

„Mit so weißem Haar," entgegnete Eusebius, „hat man das Recht zu Erwartungen, um so mehr, als nicht zuviel Zeit bleibt, auf die Erfüllung zu harren."

Stillfried erwiderte: „Es braucht Zeit, aber Zeit bringt es fertig, daß man mit dem zufrieden ist, was man hat, und die Lüsternheit nach dem verliert, was man gern hätte."

Herr Eusebius erhob sich jäh. Es schien fast, als ob er ärgerlich wäre. Er ergriff die Gerte, die er auf den Ladentisch gelegt hatte, und bog sie spielend. „Es wird Zeit, daß ich mir die Wohnung ansehe," sagte er und schritt, als wüßte er schon lange Bescheid, auf die Seitentüre zu, die aus dem Laden in den Flur führte. „Ich finde mich allein zurecht," beschied er den Gehilfen, der ihm folgen wollte; aber noch ehe er aus der Türe trat, streiften seine Augen noch einmal Stillfrieds Gesicht mit leisem Erstaunen, und als er in den Flur getreten war und die Türe geschlossen hatte, blieb er einen Augenblick hinter dieser stehen, als könnte er durch das braune Holz sehen. Sein Kopf neigte sich sinnend auf die Brust. Menschen wie der Alte da waren ihm noch wenige, vielleicht keine begegnet, Menschen, in deren Seelen die Wortangeln nicht hafteten, die er gern heimlich auswarf!

Herr Eusebius Fuchs, der Philosoph, wandte sich grübelnd der Treppe zu.

Drittes Kapitel

Die Elefantenapotheke hatte einen besonders starken Zulauf. Es verlautete, daß Herr Eusebius selbst hinterm Ladentisch stehe. Da er aber seit seinem Einzug nicht wieder außer dem Hause erschienen war, so suchten die Weltwiler in ihrer Neugierde ihn dort auf,

wo er zu finden war. Die Klingel über der Ladentür kam aus dem Zittern und aufgeregten Rufen gar nicht mehr heraus. Da die wenigsten der Kunden krank waren oder daheim Krankheit hatten, so ging der Handel um Seife, Zahnbürsten, Schwämme und dergleichen Dinge mehr, wie sie Herr Lorenz Fuchs, der Oheim, schon immer auf Lager gehalten.

Herr Eusebius amtete mit raschen und gewandten Bewegungen hinter dem Ladentisch. So heftig und ruckweise bewegte er oft den schwarzlockigen Kopf, daß die Stirnsträhne wie ein Fähnlein hin und her wehte. Er hatte, ohne daß er viel Worte machte, in seinem Wesen eine gewisse Verbindlichkeit, die ihm den Beifall der Kunden eintrug, so daß durch Weltwil in Abänderung eines früheren Urteils die nun entgegengesetzte Meinung ging, man sehe ihm den gereisten und weltgewandten Mann an. Daran knüpften sich allerlei Bemerkungen über sein merkwürdiges Äußere, das Schmiegsame, an die Schwungkraft seines Rohrs erinnernde seiner Gestalt, auch eine Ähnlichkeit — in Wesen und Gesprächsweise — mit seinem Vorgänger und Verwandten. Man wisse bei ihm wie bei jenem nicht recht, wie man daran sei, behaupteten einige. Aber im großen Ganzen sprachen die Weltwiler doch gut oder mit zurückhaltender Achtung von ihm, wie man von einem Menschen spricht, dessen Überlegenheit man heimlich ahnt oder mit einer leisen Ängstlichkeit und Unbehaglichkeit glaubt entdeckt zu haben.

Die runde Schwarzwälderuhr im Laden stand gerade auf Mittag, als ein mit zwei gefleckten schönen Kühen bespannter Leiterwagen vor der Apothekentüre hielt, der Fuhrmann, ein junger kräftiger Bauer, die

schwerstielige Peitsche quer über die Leiter legte, die Zügel festhing und nach einigem Zögern in den Laden trat. Er hielt den Hut in Händen und wartete, bis zwei andre Kunden, mit denen Fuchs und Stillfried sich beschäftigten, bedient sein würden.

Der Bauer war ein schmucker Gesell, den die Sonne bei der Arbeit so fleißig betrachtet hatte, daß die nackten knorrigen Arme und das Gesicht eine beinahe so dunkle Farbe hatten wie des Apothekers gebeizter Ladentisch. Die Brauen und ein ganz jung keimender Lippenbart lagen hell wie weißer Flaum in dem Gesicht, das einen noch knabenhaft scheuen, zu der starken Gestalt in merkwürdigem Gegensatz stehenden Ausdruck hatte. Zufällig streiften die blauen Augen des Jünglings die Uhr, und es schoß ganz sichtbar ein Schrecken in ihn hinein. In diesem Augenblick verließen die beiden andern Käufer die Apotheke, und während der alte Provisor sich nach dem Laboratorium wendete, trat Herr Eusebius auf den Bauern zu und fragte nach seinem Begehr.

„Ich meine, ich hätte nicht mehr kommen sollen," sagte dieser verlegen, mit einem abermaligen Blick auf die nun schon über die Mittagsstunde hinausgerückten Uhrzeiger.

Herr Eusebius belustigte sich an seiner Verlegenheit. „Beruhigt Euch," sagte er, „das Geschäft bleibt auch über die Essenszeit offen."

Da erschien sich der andre erst recht ungeschickt und meinte, etwas Dummes gesagt zu haben. Aber er gewann seine Fassung zurück. Sein weicher Mund lächelte, was seinem Gesicht etwas Treuherziges und Liebenswürdiges gab. Dann brachte er mit breit-

spuriger Offenheit sein Anliegen vor. „Ich bin mehr um einen Rat, als um einen Einkauf gekommen."

„Nun?" fragte der Apotheker.

„Der Vater leidet an Gliederschmerzen. Er will nichts von einem Arzt wissen. Wüßten Sie mir nicht ein Mittel?"

Herr Eusebius betrachtete den Kunden mit listigen Augen. „Ich gebe sonst keine Mittel ohne ärztliche Vorschrift," sagte er.

„Das habe ich mir wohl gedacht," antwortete der andre. „Für mich selbst würde ich auch nicht gefragt haben."

Herr Eusebius erkundigte sich nach des kranken Bauern Alter und Namen und nach dem und jenem, was auf sein Leiden Bezug hatte.

Der Bauer erzählte, daß der Vater Fritz Blochinger heiße und sich eben so nach und nach bei der Arbeit, in aller Wetterunbill verdorben habe. Alt sei er noch nicht, so weiß sein volles Haar und Bart auch seien, noch nicht einmal Fünfzig und ein Baum von einem Menschen.

Der Apotheker trat hinter den Ladentisch und kramte in einer Schublade. Er nahm fertige Pulver und steckte sie in eine Schachtel. „Das will ich Euch geben," sagte er, „aber allein davon wird der Vater nicht gesund werden. Er soll einmal in ein Bad gehen. Das müssen manche in seinen Jahren. Und soll das Gut Euch überlassen, wie es so geht in der Welt, daß die Väter die Söhne früher oder später an die Reihe kommen lassen müssen. — Da habt Ihr, was Euch zum Nachteil ist, wenn der Vater davon gesund wird," fügte er hinzu, indem er dem jungen Blochinger das kleine Päckchen gab.

Der war langsam im Begreifen. Aber während er Geld hervorsuchte, schoß es ihm heiß auf. „Was zu Eurem Nachteil ist." Was wollte der Apotheker damit sagen? Ihn, Blochinger, verspotten, etwas wider den Vater reden? Sollte das ein Witz sein oder eine Neckerei? Er fand im Augenblick keine Erwiderung, sondern dankte nur verwirrt und verließ den Laden mit noch größerer Linkischheit, als er beim Eintritt gezeigt hatte.

Eusebius sah ihm nach. Er fühlte etwas wie Anteil an dem jungen Menschen. Schon nahm er sich vor, einmal zu sehen, wo er hause. Das war überhaupt, was er in dem Nest suchte: denen nachzugehen, deren Wesen oder Geschick ihm eines Einblicks wert schien.

Christian Blochinger nahm die schwere Peitsche und trieb seine schmucken Kühe durch die Straße von Klein-Weltwil dem südlichen Stadtende zu. Sonst tat er wohl gern einen Blick in die Schaufenster und Magazine, hielt wohl auch einmal an, um vor einen Laden zu treten oder einen Bekannten zu grüßen. Jetzt lief er neben seinen Zugtieren fast mit so dumpfem Wesen wie die selber einher. Was — was hatte der Apotheker gesagt? Meinte der wirklich, daß er auf die Zeit warte, da er selber auf dem Gute zum Paradies, droben am Heinzenberg, Herr sein werde? Er fühlte noch das Blut im Kopfe. Er hatte ein Gefühl, als ob er dem Menschen zwischen den Pulvern und Salben den Peitschenstiel ins Gesicht schlagen könnte. Und gleich nachher empfand er wieder etwas wie scheue Verwunderung. Ein merkwürdiger Mann, der Apotheker! Man hatte das Gefühl, als bohrte

er einem mit den schnellen, schwarzen Augen bis in den innersten Winkel des Gemüts.

Die Stadt kam allmählich hinter den jungen Fuhrmann zu liegen. Der Weg führte hügelan. Da standen wieder die lieben Obstbäume in den Matten, das Gras war saftig grün, und an den noch blattlosen Bäumen drückte der Blust schon mächtig gegen die Hülsen. Der Boden roch. Es war eine feuchte, würzhafte Luft. Es war fast, als ob man ein Treiben, eine gewaltig rinnende, sich spannende und drängende Kraft in jedem Baum und Halm, in jeder Scholle spürte. Die beiden Tiere am Wagen schritten freier und rascher aus, obwohl der Weg eine ziemliche Steigung aufwies und holperig war.

Christian selbst wurde leichter und freier zumute. Vielleicht hatten nur die Stadtluft und die Häuser ihm eng gemacht. Das Wort des Apothekers wirkte nur insofern in ihm nach, als er mit besonderer Liebe des Vaters und mit herzlicher Zufriedenheit an sein eignes Schicksal dachte. Er erblickte von fern das Gut zum Paradies. Dort an jenem Waldrand hin führte das Sträßlein hinauf. Dort auf dem freien Bergrücken stand das braune Haus mit dem großen, haubenähnlichen Dach. Die oberen Fenster waren leer und ein wenig kahl. In den zumeist unausgestatteten Stuben wohnte niemand. Irgendein Blochingerahne hatte den großen Bau erstellt. Schon Christians Vater war wie er selbst ein einziger Sohn gewesen, und so hatte die Familie schon lange in den Erdgeschoßstuben Raum genug gefunden, wo die alte Babette, die Magd, die Wohnung so blitzsauber und die Blumen auf den Gesimsen so

üppig hielt. Unter diesen Fenstern war eine Bank angebracht. Da saßen er und der Vater abends und Feiertags, redeten eines zusammen und sahen ins Land hinaus. Wenig entfernt vom Wohnhaus stand die große Holzscheune. Vier Kühe hielten sie im Stall, geradesoviel wie der Vater und er miteinander und ohne Hilfe eines Knechtes besorgen konnten. Zwischen Haus und Scheune plätscherte ein Brunnen, ein lieber alter Kerl aus graugrünem Sandstein mit rostbrauner Röhre, aus welcher ein so herrliches Quellwasser floß, daß die Familie Blochinger im ganzen Umkreis darum beneidet wurde. Herrgott, es war ein wirkliches Paradies, das Paradies da oben! Wenn man nur an den Wein dachte, der am Hausspalier wuchs, und an die Birnen, die im Garten immer reiften, und an die Äpfel, die feinen Gallwiler, zwölf Bäume voll in der Heinzenmatte! Im letzten Jahr, als er, Christian, damit zu Markt fahren wollte, war er nicht über das Haus des Fabrikanten Schuppiger hinausgekommen, da hatte ihn die Frau gestellt und gesagt, jeden Preis wolle sie bezahlen, wenn er ihr die Ware da lasse, jeden Preis!

Christian knallte mit der Peitsche.

„Hü, Spiegel," feuerte er sein eines Zugtier an, das lässig in den Strängen lag, und spann an seinen fröhlichen Gedanken weiter. Wer konnte es schöner haben? Er freute sich schon wieder auf den Feierabend, wenn der Vater und er bei einem Glase Most unter der Lampe saßen. Man las die Zeitung, man politisierte. Zuerst von der großen Weltpolitik und dann von den nähern, aber noch fast wichtigeren

Geschehnissen im Rat von Klein-Weltwil. Er redete gern mit dem Vater von dergleichen; denn jener hielt sich zwar von allen Ämtern fern, aber wie er auf seinem Hügel über die andern hinwegsah, so hatte er einen weiten und hellen Blick und eine große, innere Gemachheit, wenn es galt, das Wesen und Walten der regierenden Herren von Weltwil und ihres Beamtenstabes zu überschauen. Die Leute hielten viel von des Vaters Urteil, und Christian selbst zog jeweilen gerne diese und jene Tatsache zur Rede, um zu hören, wie der Alte sich langsam und nach verständigem Nachdenken darüber ausließ. Sonntags ging man etwa miteinander ins „Weiße Kreuz" hinunter und setzte sich unter die Honoratioren, aber eigentlich blieb man am liebsten daheim. Noch gestern hatte der Vater gesagt, als sie sich gefragt hatten, ob sie abends einem sozialpolitischen Vortrage unten in der Stadt beiwohnen wollten: „Was willst du, wo können wir es gemütlicher haben als hier in dem niederen Stübli?"

Unter derlei Gedanken kam der junge Blochinger mit seinem Gefährt höher und höher, am Wald vorbei und auf den Heinzenberg, auf dessen breiter Kuppe die kleine Straße gleich einem sauber frisierten Scheitel zwischen den Matten hin nach dem Haus zum Paradies lief. Von weitem sah er, wie der Vater, einen Tragkorb auf dem Rücken, aus dem Stalle kam und auf die Hausbank zuschritt. Sein früh weißes Haar sah sich an wie eine Schneekappe. Er war ein stattlicher Mann, sapperlott, war es erst gewesen, ehe das Übel an ihn kam. Jetzt ging er sichtlich mühsam an einem Stock, und der Oberkörper hing ihm etwas vornüber.

Auch hatte es ihm, Christian, letztlich scheinen wollen, er schwinde merkwürdig aus den Kleidern.

Der junge Bauer folgte mit den Blicken dem Vater, der manchmal beim Gehen unter Schmerzen zuckte und jetzt sich schwer und erschöpft auf der Bank niederließ, auf welcher er sich sonst unter Tags kein Ausruhen gestattete. Was war das? Ging das Gehen heute so besonders mühsam? Christian trieb seine Tiere rascher vorwärts und erreichte bald und hinter dem Hause vorbeifahrend die Scheune. Hier stellte er die Kühe in den Stall und legte die Leiterwagendeichsel hoch. Dann griff er nach dem Apothekerpäckchen, das er in einer Tasche stecken hatte, und schritt nach dem Hause hinüber.

Aus den Glarner Bergen herüber wehte seit einer Weile ein warmer Wind. Der Himmel war klarer als am Vormittage, er gewann sichtlich an Tiefe und blauem Glanz. Es lag etwas Reines und Stilles und Frühlingsmächtiges über der Landschaft.

Der alte Blochinger gab sich einen Ruck, als der Sohn herantrat, aber sein Gesicht, das wie ein dunkler Rosenapfel aus weißer Watte aus dem schönen, buschigen Haar und Barte leuchtete, verzog sich zu einer bösen Schmerzensgrimasse.

„Gott grüß dich,“ sagte Christian. „Das Holz ist besorgt. Bezahlt hat sie auch gleich, die Frau Kirchenpfleger in Hausen.“ Er stockte und fuhr fort: „Weil ich an der Apotheke im Städtchen vorbei mußte, habe ich gefragt, ob es nichts gebe, das dir helfen könnte.“

Mit diesen Worten streckte er dem Vater das Päckchen hin.

Dem fuhr eben wieder ein Stich durch die Glieder.

„Du hast wohl mehr Schmerzen als gewöhnlich," sagte Christian.

Der Vater nahm die Schachtel mit Pulver aus dem Papier. „Du Donnersbub," schalt er, „kannst du nicht fragen, wenn du dergleichen im Sinn hast?" Gleichzeitig aber streckte er Christian die Hand hin. Das war wie ein Nachsatz: Das sieht dir wieder gleich, braver Bub.

Christian ließ sich an seiner Seite nieder. „Vielleicht, wenn das nicht hilft, solltest du einmal in ein Bad gehen," riet er jetzt. „Viele haben es dir schon geraten. Der Apotheker hat es auch gesagt."

„Ich wollte, daß ich müßte," widersprach Blochinger heftig. „Ich hätte gerade nichts andres zu tun. Ich meine, wir haben genug Arbeit zu zweit, du und ich."

„Bist du nicht allein, wenn ich in den Militärdienst muß? So werde ich es auch wohl machen können, wenn du einmal ein paar Wochen fortgehst," hielt ihm Christian entgegen.

Wie zu seiner Unterstützung riß den Vater ein neuer Anfall von Schmerzen krumm. Er ächzte und murrte ein zorniges Wort.

Sie schwiegen eine Weile.

Die Stille war vielleicht schuld, daß Christian ein Unbehagen ergriff. Merkwürdig, daß ihm das Wort so nachging: Zu Euerm Nachteil! Bah, Nachteil? Wäre er denn wirklich gern einmal allein Meister auf dem Gute? Einen oder zwei Tage, gerade so zum Versuchen, wie es wäre?

Der Gedanke züngelte auf wie eine geheimnisvolle kleine Flamme, die kommt und wieder vergeht, so daß es nachher ist, als sei sie nie gewesen. Breit und sicher stand dagegen gleich nachher die Überzeugung wieder da: Das wäre noch schöner, wenn er ohne Vater wirtschaften müßte! Das wäre ja kein Leben mehr!

„Ein merkwürdiger Mensch, der Apotheker," sagte er jetzt laut, noch aus seinen Gedanken heraus.

„Wieso?" fragte Blochinger.

Ob dieser Frage erschrak Christian fast. Aber er nahm sich zusammen. „Ich weiß nicht," erklärte er. „Der Alte ist ein Sonderling gewesen. Dieser scheint es erst recht. Aber vielleicht sind die Leute so in Ungarn, wo er herkommen soll."

„Sieh, da ist wahrhaftig schon ein Birnblust offen," unterbrach Blochinger in diesem Augenblick das Gespräch und wies auf einen Baum, der ein paar Schritte entfernt in der Matte stand. Dem war so. Eine Blüte am Baum hatte sich geöffnet. Nun waren die beiden plötzlich bei ihrem eigensten Leben und Berufe.

Blochinger sandte den Blick weit hinaus über das klare Land und in die fernen Berge hinein, aus denen der warme Wind herüberstrich. Himmel und Erde schienen jetzt ohne Bewegung; denn der immer leiser werdende Wind hatte keine Wolken zu treiben, und noch waren an den Bäumen keine Blätter, mit denen er spielen konnte. Kein Laut brach die Stille. Die Sonne allein war es, die Leben in die Landschaft trug, und sie goß immer reicheres und wärmeres Gold über die Hügel und Täler. Etwas Weiches

und Zärtliches lag in dieser Mittagsstunde. Weich und zärtlich strömte die Sonnenwärme auch über das Blochingerhaus hin, und Vater und Sohn saßen bald mitten im warmen Golde. Das tat dem Ältern gut. Die Schmerzen ließen nach. „Wir bekommen einen frühen Frühling," sagte er, „schon jetzt ist kein Schnee mehr in der Luft. Kaum je habe ich das noch gespürt."

„Das wäre schön," sagte Christian, stand auf und reckte die kräftige und wohlgebaute Gestalt. „Man ist ein ganz andrer Mensch, wenn die Sonne wieder neben einem ist. Auch du wirst es spüren, Vater."

„Wir wollen sehen, was deine Pulver helfen," erwiderte lachend der andre und richtete sich mühe-loser auf, als er sich gesetzt hatte.

Hintereinander traten sie ins Haus, wo in der Stube die Magd schon das Essen aufgetragen hatte. Auch in diese Stube hatte die Sonne schon einen Weg gefunden. Zu allen Fenstern — und es waren ihrer eine ganze Reihe nebeneinander — brach sie herein, der kurzen, weißen Vorhänge kaum achtend. Die Bank, die unter den Fenstern hinlief und vor welcher der Tisch stand, war davon überronnen, und der Tisch stand im Leuchten. Die große, bauchige Flasche mit Most glänzte, als ob sie selbst Himmels-gold enthielte. Diese Flasche ergriff Blochinger, noch ehe sie sich setzten, und füllte zwei Gläser. „Ich bin durstig heute," sagte er und hob das volle Glas. „Ich danke dir für die gute Meinung wegen des Pulvers," fügte er hinzu und stieß mit dem Sohne an. Sie sahen einander dabei mit einer großen, warmen Herzlichkeit in die Augen.

Viertes Kapitel

Herr Eusebius Fuchs, der Apotheker, machte Antrittsbesuche. Es war Sonntagmorgen und er ging im schwarzen Gehrock, den Zylinder auf dem Kopf und Handschuhe an den Fingern. Wenn er an sich hinunter sah, verzog er spöttisch das Gesicht, und wenn er unterwegs den Gruß eines Vorübergehenden einheimste, lachte er in sich hinein: Heil dir, die Spießer grüßen deine Feiertagsmaske.

Das erste Haus, das er besuchen wollte, lag außerhalb der Stadt und war das des Fabrikanten Schuppiger. Er hatte den alten Stillfried über die gesellschaftlichen Spitzen von Weltwil ausgefragt und, ohne daß er es merkte, aus seinen Worten herausgehört, daß gleichsam in allen Dingen zu Klein-Weltwil etwas Schuppiger war, das heißt, daß man überall ein wenig auf die Macht des Fabrikantengeldes stieß. Als er sich dann, vor dem Spiegel stehend, nachher für seinen Sonntagsmorgenbesuch zurechtmachte, richtete er an sein Ebenbild die Rede: „Nimm den Drachen Volk beim Kopf, Eusebius, du Buhler um Gunst, der Kopf heißt Schuppiger."

Als er in den Garten des Fabrikanten trat, stand er im ersten Kiesweg still, betrachtete das schöne Herrschaftshaus, und fragte sich gelassen: „Wozu die Mühe? Was brauchst du die, die da wohnen? Willst du nicht umkehren?"

Aber er setzte seinen Weg weiter, erreichte die Tür und klingelte. Eine alte Dienerin in schwarzem Kleid, weißer Schürze und weißem Häubchen öffnete,



nahm seine Karte, ließ ihn in einem Vorzimmer den Hut niederlegen und führte ihn dann in einen kleinen Empfangsraum, der mit Treibhausblumen über und über bestellt, mit weichen Teppichen belegt und Zeugnis dafür war, daß er im Hause eines reichen Mannes stand.

Der Fabrikant Alfred Schuppiger ließ nicht lange warten. Durch eine Nebenzimmertür trat er, gefolgt von seiner Frau, herein.

Herr Eusebius verkehrte gern mit Menschen, die äußerlich und innerlich eine gewisse Unabhängigkeit hatten. Er sah mit Überraschung, daß in dem Ehepaar Schuppiger etwas Weitgreifendes, Freies und Großes war, wie er es in Weltwil nicht zu finden erwartet hatte. Er selbst erschien dem Äußern nach doppelt klein und zierlich neben den beiden großen, aufrechten Leuten.

Dem Fabrikanten, der wie er einen schwarzen Gehrock trug, standen der graue buschige Schnurrbart und die schweren Brauen in einem starkknochigen, fast groben Gesicht. „Da wäre ja der Langerwartete und Vielbesprochene," sagte er mit einer lauten und rauhen Stimme. Dabei gab er dem Apotheker so beiläufig die Hand, ging aber an ihm vorüber und betrachtete die Blüten einer Orchidee, welche auf einem der Blumentische stand. Dafür reichte seine Frau dem Gaste still und freundlich die Rechte und forderte ihn zum Sitzen auf.

„Sie haben schöne Blumen. Ich begreife, daß Sie dafür besonderen Anteil haben," sagte Fuchs nicht ohne Schärfe zu dem Fabrikanten.

Schuppiger drehte hierauf sich um, kam herüber

und nahm ebenfalls Platz. „Sie kommen weit her?“ fragte er.

Eusebius bemerkte, daß nicht sowohl Hochmut in seiner Art war, sondern eine gewisse Zerstreutheit, wie Leute sie an sich tragen, die ein großes Arbeitsfeld haben und im Tage mit Hunderten von Menschen und Dingen zu tun bekommen.

„Ich komme weit her, bin weit herumgekommen, und warum ich hier bin, weiß ich eigentlich selbst nicht recht,“ antwortete er.

„Das sollte man im Leben immer wissen,“ erwiderte grob und barsch der andre.

Hier fiel zum erstenmal die Stimme der Frau Anna in die Unterhaltung. Sie tat das mit einem so schönen und gleichmäßigen Klang, daß sie sich unwillkürlich Aufmerksamkeit erzwang. „Ich höre, daß Sie in Budapest gelebt haben,“ sagte sie und fügte mit einem leisen und feinen Lächeln hinzu, „unser kleines Städtchen webt Sagen um Sie, wie solche um die tapfern Ritter des Mittelalters entstanden sind.“

Es war ein großes Gleichmaß in allem, was sie sprach und tat, und eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen ihrem hoheitsvollen Äußern und ihrem Wesen. Sie war nicht mehr jung, hatte auch keinen Liebreiz, keine eigentliche Schönheit und war doch mit dem reichen, angegrauten Blondhaar, das wie eine Krone um den Kopf gewunden war, und den großen blauen Augen eine eindrucksvolle Erscheinung.

„Man sagt, daß Sie nur zum Zeitvertreib etwas apothekern,“ nahm der Hausherr wieder das Wort.

Herr Eusebius zuckte die Achseln und sagte: „Die Leute haben scharfe Augen und Ohren für die sogenannte äußere Unabhängigkeit andrer."

„Wissen Sie das auch?" fragte Schuppiger. In seinen Augen war ein zorniges Feuer.

„Wir machen ja selbst keine Ausnahme," wendete die Hausfrau ein. „Wir sehen stets über, nicht unter uns."

„Nein," widersprach der Hausherr, „wir haben nicht Zeit dazu."

„Weniger Ursache wolltest du sagen," entgegnete Frau Anna.

Herr Eusebius ließ die raschen Blicke von einem zum andern gehen. Seine innere Kühle gab ihm stets eine gewisse Überlegenheit über Dritte, und er liebte sie zu nutzen, indem er gleich einem Marionettenspieler Fäden zu erhaschen suchte, an denen er die andern lenken mochte.

„Sie haben gute Zeiten jetzt," bemerkte er zu dem Fabrikherrn, dem Gespräch plötzlich eine andre Wendung gebend. „Die Leinwand hat einen hohen Preis. Da ernten die Herren Fabrikanten. Die Firma Scherrer & Co. vergrößert, wie ich heute las, ihre Anlagen um das Doppelte."

„Die Firma Schuppiger hat nur einen Konkurrenten, den sie fürchtet," hatte Stillfried gesagt. Herr Eusebius wußte, was er anrichtete.

Dem Fabrikanten stieg das Blut in die Stirn und selbst seine stille Frau errötete leise.

„Wenn wir wie unsre Konkurrenz jedesmal bauen wollten, wann wir mit Aufträgen überhäuft sind," sagte jener unwirsch, „kämen wir nie aus dem Pflastern heraus."

In diesem Augenblick kamen die beiden Knaben, denen Eusebius bei seiner Ankunft begegnet war, aus der Kirche zurück. Man hörte ihre Stimmen im Garten und gleich darauf in einem Vorzimmer. Nun drängten sie nach wilder Kinderart fast gleichzeitig über die Schwelle des Empfangszimmers.

„Meine beiden Söhne," sagte Frau Anna zu Herrn Eusebius.

Die Knaben stutzten, als sie den Gast sahen. Dann kam Theodor, der ältere, zuerst näher. Er hatte etwas Schmiegsames, Gewandtes. Ohne Verlegenheit trat er vor den Apotheker und begrüßte ihn mit einem vertraulichen Lachen.

„Wir haben uns bereits gesehen," erklärte dieser der Dame des Hauses und erzählte sein Zusammentreffen mit den Kindern.

Der blonde Richard war in der Nähe der Tür stehengeblieben, ungewiß, ob er gehen oder näher treten sollte. Seine Mutter rief ihn heran. Er gehorchte, über und über errötend, stolperte über einen Teppich und geriet darob in einen verbissenen Zorn, den Herr Eusebius ihm aus den vertränten blauen Augen lesen konnte. Dieser nahm seine Hand und sagte lachend: „Aufrecht, aufrecht junger Herr, beinahe wären wir uns in die Arme gefallen."

„Wir aber sind ja schon ganz Gentleman," lobte er hierauf den Älteren und legte ihm die Hand auf den braunen Kopf.

Richard stand nun erst recht linkisch da. Es arbeitete in ihm. Das Lob des andern stach ihn. Er sah Theodor mit einem bösen Blick an. Dann zuckte er in Trotz und Unart mit der Schulter, wendete

sich und ging dem Vater nach, der in das Gartenzimmer getreten war.

Herr Eusebius beobachtete. Die Natur hatte ein seltsames Spiel getrieben, indem sie den einen Knaben in Gestalt und klugen Zügen dem Vater ähneln ließ, den andern blonden, weicheren der Mutter, dabei aber jenem der Mutter Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, diesem des Vaters Schroffheit gab.

„Geh, versöhne deinen Bruder Ungeschick," sagte Frau Anna zu Theodor.

„Wenn er will," antwortete dieser und ging jenem nach.

Die Fabrikantin wendete sich zu Eusebius. Ihr Gesicht war bekümmert. „Da haben Sie einen Beleg für Ihre eignen Worte," sagte sie, „die Menschen haben scharfe Augen für die Vorzüge andrer."

„Nennen wir das Ding beim rechten Namen," antwortete der Apotheker. „Wir sind alle Kinder der Mißgunst."

„Warum sollten wir sie nicht in uns ausrotten können?" fragte Frau Anna.

Wieder lächelte Herr Eusebius Fuchs. „Soll ich Ihnen das Beispiel vom Unkraut anführen?"

Frau Anna empfand ein eigentümliches zwingendes Verlangen, den merkwürdigen Mann weiter sprechen zu hören. Auch hatte das Thema, von dem sie jetzt sprachen, sie oft und schwer beschäftigt. Sie vergaß darob und gegen ihre Art, daß sie einen Fremden vor sich hatte. „Sie glauben nicht, wie mir die Erziehung meiner beiden Knaben zu denken gibt," sagte sie. „Ihre Verschiedenheit ist nichts Ungewöhnliches. Es wird immer begabtere und unbegabtere, liebens-

würdige und unbeholfene Menschen geben. Aber darin, daß zwei so verschiedene Kinder in einer Mutter Liebe stehen und sie genießen sollten, liegt ein schweres Geschick."

Eusebius lehnte sich in den Stuhl zurück und spielte mit schlanken und nervösen Fingern an der Lehne. „Ich verstehe," sagte er. „Sie suchen in Ihrer Liebe gerecht zu sein. Und es fällt Ihnen nicht leicht."

„Das ist es," sprach Frau Anna weiter. „Dem einen meiner Söhne ist das Leben ein Spiel. Er gewinnt alle Menschen durch sein Wesen, seine Begabung, seine Offenheit. Er hat Augen, die Schönheit trinken können, und Hände, Worte und Gedanken, welche das Geschaute wiederzugeben vermögen. Der andre ist langsam, schwerfällig und scheu. Jede Freundlichkeit, die er zeigen soll, ist ihm Zwang, jede Lebensart Last. Er sieht die Dinge erst, wenn andre ihm sagen: so haben wir sie gesehen. Und nun mißt er den Abstand zwischen dem Bruder und sich. Er liebt diesen! Sicher! Ich weiß es, daß diese Liebe von Anfang an da war, daß sie am Grund ist, aber über sie hinweg wuchert ein Groll."

„Neid," warf Eusebius mit scharfer, leiser Stimme dazwischen. Es klang wie ein Schlangenzischen.

Durch Frau Annas Blick flog der Unwille, aber sie fuhr fort: „Wir, die Eltern, stehen zwischen beiden. Wir suchen, wie Sie sagen, gerecht zu sein, aber es ist so natürlich, daß wir bei dem einen Kinde mehr Anlaß zum Lobe, bei dem andern mehr zum Tadel haben. Wie soll es immer gelingen, das Lob des einen nicht zum Stachel für den andern werden zu

lassen und den Tadel so zu formen, daß der Getadelte die Liebe und Sorge darin findet?"

Herr Eusebius lag im Stuhle und spreizte die Finger. „Das ist eines von den heimlichen Gespinsten, die am Grunde alles Lebens sind. Sie bestehen aus so unzähligen feinen Fäden, daß selbst der Klarsichtigste und Wohlmeinendste, wenn er sie zu ordnen, zu nützen sucht, sie unrettbar verwirrt. Mühen auch Sie sich nicht. Es hilft nichts! Es nutzt nichts!"

„Es hilft nichts, es nutzt nichts," wiederholte er mit leiser, hoher Stimme, fast als ob er die wiederholende Strophe eines Liedes singe.

Der Fabrikant kam indessen zu ihnen zurück. „Ich habe euch lange zugehört," sagte er. „Sie sind auf ein Lieblingsthema meiner Frau gekommen," wendete er polternd sich an Eusebius. „Wenn sie Sie einmal dabei hat, läßt sie Sie so leicht nicht wieder los. Übrigens meine ich, es soll einer in derlei Dingen nicht zu viel dazutun. Das Leben erzieht. Was brauchen wir ihm ins Handwerk zu pfuschen?"

Langsam zog Herr Eusebius sich aus dem Stuhle in die Höhe. Seine Gestalt spannte und dehnte sich dabei wie eine feine, starke Feder. „Das Leben ist ein rücksichtsloser Erzieher," sagte er. „Es kommt ihm nicht darauf an, ob seine Schüler dabei zugrunde gehen."

Er nahm plötzlich wieder die leichte, gesellschaftliche Art an und verabschiedete sich nun. Der Fabrikant führte ihn durch das Gartenzimmer hinaus auf die Treppe. Mit freien, großen Schritten ging er neben ihm: „Besuchen Sie uns, so oft Sie mögen," lud er ein. Es war eine Redensart. Sein Blick ging nach

den Fabrikgebäuden hinüber, und Eusebius sah, daß ihn dort etwas beschäftigte und daß er ihn gleichsam vergessen hatte. Sie reichten sich aber die Hände, und Herr Eusebius Fuchs schritt gemächlich dem Gartentor zu.

Als Schuppiger ins Zimmer zurücktrat, fand er Frau Anna am Fenster stehend. Sie blickte dem Apotheker nach.

„Ihr wart ja gleich wie alte Bekannte," sagte der Fabrikant.

„Ich weiß selber nicht, wie es kam," gab die schlanke Frau zurück. Sie war noch wie im Banne des Gesprächs mit dem Apotheker. „Ich wollte nicht reden und — und mußte doch. Er hat etwas Wissendes an sich, etwas von einem Philosophen und wieder von einem Arzte und —"

„Von einem Spötter," fiel Schuppiger ein und setzte seinen Weg ins nächste Zimmer fort.

Herr Eusebius hatte indessen die Straße erreicht und blieb dort mit auf den Rücken gelegten Händen stehen, sich besinnend, was er mit dem kleinen Rest des Vormittags anfange. Da sah er drüben neben dem Hause und nach ihm herüberäugend den blonden Knaben Richard stehen. Dieser drehte sich sogleich und mit einer in ihrer Absichtlichkeit beleidigenden Bewegung ab, als er sich erkannt sah. Herr Eusebius lächelte. Er fühlte, daß diese Unart mehr der Eingebung eines Augenblicks entsprang, daß im Gegenteil den Knaben etwas drängte, ihn, Eusebius zu grüßen, vielleicht noch einmal ihm die Hand zu geben. Etwas Unbestimmtes spann sich zwischen ihm und dem Kinde. Er begann stadtein zu schreiten, aber seine Gedanken weilten bei dem, was er eben erlebt.

Auf dem Rückweg zur Stadt begegnete dem Apotheker nach kurzer Weile einer der Arbeiter des Fabrikanten, ein Maschinenschlosser, der am Tage vorher das Rezept eines Arztes in seine Apotheke getragen hatte.

„Guten Morgen, Räber," grüßte er ihn.

Thomas Räber zog den Hut vom leicht ergrauten, vollen Haar und wollte vorübergehen.

Herr Eusebius stellte ihn und fragte nach dem Befinden seiner Frau, für welche er gestern die Medizin geholt.

Der andre war zutraulich, dankte und gab Bescheid, es gehe recht ärmlich. Dann ging ihm der Mund von dem über, von dem das Herz voll war.

„Das ist eine lange Geschichte mit meiner Frau," klagte er, „und kann eine viel längere werden. Ein Vierteljahrhundert ist sie nun schon krank, beinahe so lange, als ich jetzt in der Fabrik arbeite."

Es waren schwere, kurze Worte, keine Wehleidigkeit darin, aber eine lastende, dumpfe Bitterkeit.

Eusebius betrachtete den Mann und sah in ein bleiches, starkes Gesicht mit schwarzem Bart. In den braunen Augen lag es wie ein Mißtrauen gegen das Leben: was hast du jetzt wieder für neues Unheil? Die Erscheinung Räbers trug den Stempel seines Gewerbes. Seine Haltung war plump, seine Hände breit, von Rußrillen zerschnitten und schwer wie Hämmer.

„Die Frau leidet an einem Knochenübel," erzählte er weiter, „zwei Dutzend Ärzte reichen nicht, daß wir schon gefragt haben. An Bädern und Kurorten ist sie schon gewesen. Jetzt — jetzt haben wir wieder

die Hoffnung, daß die Mittel helfen, die ich gestern bei Ihnen geholt habe."

Bei diesen Worten hatte Räber etwas Lauerndes, als erwarte er vom andern eine Meinungsäußerung über die mutmaßliche Wirkung der Medizin.

„Ich habe das Rezept von einem auswärtigen Doktor, bei dem wir vor Wochen gewesen sind, die Frau und ich," erklärte er wieder.

„Der Arzt muß es wissen," sagte Herr Eusebius gleichmütig.

Daraus hörte der andre einen Zweifel. Er ächzte. „Das kostet alles Geld," sagte er, „das hat schon ein Geld gekostet, alle die Jahre her. Andre hätten etwas bei Seite gebracht in der Zeit und von der langen, langen Arbeit. Wir nicht! Rückwärts haben wir gewirtschaftet statt vorwärts."

Er lachte halb grimmig, halb verzweifelt, ein knappes, brechendes Lachen. Damit drehte er sich ab, lüpfte schwerfällig den Hut und ging.

Herr Eusebius sah ihm nach. Es dünkte ihn, er habe einen Schritt, als ob er seinen eignen Amboß auf die Schultern genommen habe.

Fünftes Kapitel

Herr Eusebius, der Apotheker, freute sich in diesen ersten Weltwiler Tagen seiner Häuslichkeit. Es war etwas merkwürdig Altväterisches daran, so daß er sich manchmal vorkam, als ob er in einem Märchen lebte, das aus Großvaters Zeiten erzählt. Seine Wohnung lag über dem Laden und den Laboratoriums-

räumlichkeiten. Ihre Fenster gingen hauptsächlich nach der Straße und hatten niedere, blitzblanke, durch weiße Holzstäbe in viele Felder geteilte Scheiblein, über welche züchtig schlichte, glatt gebügelte kleine Vorhänge hingen. Züchtigkeit war ein Merkmal dieser Junggesellenwohnung. Das kam aber vielleicht daher, daß Dame Siebenmann ihr ihren Stempel aufdrückte. Sie ging mit ihren schwebenden Schrittlein und dem Anstand, auch der Geziertheit einer Schmachtlockenjungfer des vorigen Jahrhunderts durch die Flucht der kleinen Zimmerchen. Der blank gewichste Parkettboden, der so schlecht unterbalkent war und nach der Fensterseite der Stube eine rechte Bergaufreise machte, knarrte nur leise unter ihren Füßen, obzwar auch des Herrn Eusebius' Schritt ihn wenig bewegte. Gotthold Stillfried allein ging mit schweren Schuhen darüber, so daß das Holz schrie und krachte und die alten Möbel wackelten.

Das größte Gemach war die Eßstube, die fast einem kleinen Saale glich, einen langen Tisch in ihrer Mitte, Sofa, Kommode, Büfett und hochlehnige, unhandliche Stühle hatte. Stühle und Ruhebett waren mit bunten Bezügen versehen, deren Bänder in lustiger Steifheit von den Beinen standen. Neben dieser Stube zur Rechten lagen ein kleiner Empfangsraum, der grüne Ripsmöbel und einen Glasschrank mit Büchern enthielt, und das eigentliche Arbeitszimmer des Apothekers, das zugleich seine Bibliothek enthielt.

Des Provisors Stube fiel durch die Menge von Büchern und Pfeifen auf, die an Wänden, in Schränken und auf Tischen standen und hingen. Zwischen Büchern und Pfeifen vergingen Herrn Gottholds Mußestunden.

Dame Siebenmann aber rümpfte die feine Nase, wenn sie in Stillfrieds Stube trat und behauptete, jedes Buch, jedes Wäschestück, ja selbst das Waschwasser hätte den beißenden Tabakgeruch. In ihren eignen vier Wänden herrschte allerdings ein bekömmlicherer Duft, ein Gemisch von Kampfer und Lavendel. An den hellgraubemalten Täfelwänden dieses Zimmers hingen alte Stiche. Böhmische Vasen mit getrockneten Blumen standen herum, auch allerlei porzellanene, vor Reifrock tragenden Jungfern kniende Jünglinge und in der Liebe schon vorgerücktere, sich umschlungen haltende Paare schmückten Wandgestelle und Tische. Alle diese Kleinigkeiten gingen jeden Tag durch Dame Siebenmanns eigne schlanke Hände und ihr Staubtuch, und es geschah mit einer rührenden kleinen Freude und Sorgfalt, daß sie jedes wieder an seinen Standort stellte.

Was aber Herrn Eusebius, den an Weltlärm und Weltgröße gewöhnten, in dieser Behausung so ergötzte, das waren die Stille, die Kleinlichkeit der Ereignisse, die sie ihm bot. Wie an den niederen Zimmern etwas Zierliches war, so war es am Tage selbst, der darin die Augen auftat und wieder schloß. Selbst das Licht dieses Tages wurde durch die kleinen Scheiben in schöne, ebenmäßige, kleine Stücke geschnitten und neu auf Tisch und Boden hingeordnet. Bei den Mahlzeiten wurden Herrn Eusebius geblumte Tassen und Teller und bunte Gläser, wie man sie längst nicht mehr hatte, vorgesetzt und sogar die Speisen, welche Dame Siebenmann auftrug, waren zahm und altväterisch, und sie teilte sie in kleinen Mengen ihm und dem alten Stillfried zu. Sie goß die Gläser nur halb voll Weines und schlürfte ihn selbst nur in winzigen

Schlücken. Geradeso zierlich wie Speisen und Wein aber setzte sie ihren Herren die Neuigkeiten der Stadt in kleinen Mengen vor. Der Apotheker hörte zu, wie einer, dem man ein Lokalblättchen vorliest und der heimlich lacht über das, was er hört.

Das Fräulein Hermine war nun das dritte Jahr in seinen Diensten. In der Großstadt hatte er eigentlich kaum gewußt, wie sie aussah und was für besondere Eigenschaften sie hatte. Er hatte sie fast übersehen. Hier war sie gleichsam eine Seite auf dem Bilderbuch, das dieses Weltwil für ihn bedeutete, und er ließ den Blick auf ihr und entdeckte vergnügt einen drolligen Zug um den andern.

Sie tadelte eines Tages die Frauenwelt des Städtchens um ihrer Mannssüchtigkeit willen.

„Warum haben Sie selbst nicht geheiratet?" fragte Herr Eusebius.

Das Fräulein errötete und war ein wenig verletzt. Dann sagte sie kurz: „Man könnte ja wohl allerlei erzählen."

Herr Eusebius schmunzelte. Mochte seine Hausdame in der Jugend Gelegenheiten versäumt haben, jetzt — wußte er — suchte sie sie. Er bemerkte sehr wohl, daß sie zum Beispiel weit mehr für ihn selber tat, als in ihrem Berufe oder ihrer Pflicht lag. Und er traute der Entrüstung über die Weltwilerinnen nicht. Ihm war das nur Beweis, daß sie an andern nicht gern sah, was ihr selber versagt blieb. Mit heimlichem Vergnügen ließ er sie gewähren und sah zu, wenn sie zur Feierabendzeit mit Hausschuhen und Schlafrock geschwebt kam, ihm den bequemsten Stuhl bereitstellte und die Zeitungen zutrug. Einmal

wollte sie ihm Kissen in Nacken und Rücken schieben, damit er nur ja recht bequem sitze. Ein andermal trug sie eine Lampe herbei, vorgebend, das elektrische Licht brenne so schlecht. Sie steckte ihm Wärmeflaschen ins Bett, obwohl es nicht kalt war. Sie trug ihm Tee an, obwohl er sich nicht verkühlt hatte. Es war ein Viel und Zuviel von Sorge und Liebenswürdigkeit.

Ein Teilchen Güte und Sorge, soviel sie davon an ihn selber verschwendete, gab Dame Siebenmann aber auch dem stillen Herrn Gotthold. Auch ihn hätschelte sie mit kleinen Liebesdiensten. Aber was sie ihrem eigentlichen Dienstherrn mit lautem Eifer und großer Unterwürfigkeit tat, das bot sie Herrn Stillfried nach Art einer Ehrenjungfrau, die von hohem Standort aus einem Sieger gnädig den Kranz aufsetzt.

Des Herrn Eusebius innere Vergnügtheit steigerte sich täglich bei diesen Betrachtungen.

Dame Siebenmann schloß indessen auch Bekanntschaften mit der Nachbarschaft. Sie stand gern im Laden der dicken Bratwursterin und hörte dort manches von den Geschehnissen der Stadt. Auch mit Zopf, dem Haarkünstler, der täglich Herrn Eusebius rasieren kam, hatte sie sich angefreundet. Ein besonderes Interesse jedoch nahm sie an Kaspar Vontobel, dem Fuhrhalter. Vielleicht war sie ihm besonders zugetan, weil er ihre erste Weltwiler Bekanntschaft war. Herr Eusebius hätte das freilich nicht gelten lassen, sondern würde behauptet haben, Kaspar Vontobel sei das dritte Glücklein, das außer ihm selber und Herrn Gotthold das bedachtsame Fräulein sich offen halte. Der tiefste und menschlichste Grund aber war vielleicht der, daß Fräulein Hermine, die in der Welt keine andre Ver-

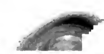
wandtschaft und Freundschaft mehr hatte, im Grunde ein armer, einsamer Mensch war und in dem alten Droschkenkutscher einen Leidensgefährten fand.

Kaspar Vontobel wohnte Mauer an Mauer mit Herrn Eusebius Fuchs. Wenn man aus dem Laboratorium durch eine Hintertüre in einen gepflasterten Hofraum trat, so lagen dort die leeren Kisten des Apothekers auf der einen Seite und standen gegenüber allerlei Stallgeräte, Schubkarren, Raufe, Besen und Schaufel, die dem Fuhrhalter gehörten. Hinter der alten, braunen Stalltüre hatte der runde Schimmel Spitz mit einem etwas jüngeren und weniger faßhaften Gefährten, einem Braunen, seine Krippe. In einem Nebenraum standen das „Frachtschiff", der Festwagen, in welchem Dame Siebenmann einst ihren Einzug in der Stadt gehalten, und zwei Karren, für welche Vontobel von den Weltwilern mehr Aufträge als für die Staatskutsche bekam. Auf gleicher Höhe mit Stall und Wagenraum befand sich eine einzige dunkle Stube, die des Kutschers Wohn-, Schlaf- und Kochstelle bildete und in welche, seit sie einmal mit einem Auftrage ihres Herrn darin erschienen war, das Fräulein Siebenmann von Zeit zu Zeit nach Feierabend eintrat, um dem alten Mann ein paar Zigarren oder auch entbehrliche Reste von Herrn Eusebius' Tisch zu bringen. Wenn die Pferde besorgt waren und nichts Außergewöhnliches ihn und seine Tiere noch nachts auf der Straße hielt, so konnte das Fräulein Siebenmann zu solcher Stunde den hageren Kaspar Vontobel an seinem weißtannenen Tische auf einem Hartholzstuhle sitzend finden. Eine kleine Petrollampe stand vor ihm zur Linken, zur Rechten ein Schöpplein

Schiller, das er sich jeden Abend aus einer benachbarten Schenke holte. Unter dem weit über den Tisch gelegten Ellbogen hatte er die Zeitung liegen, die er mit Eifer und einer bis in jede Geschäftsankündigung gehenden Genauigkeit studierte. Sein Tagblatt war der einzige Luxus, den sich außer seinem Wein der Fuhrmann gestattete. So gespannt war er auf den abendlichen Genuß, daß er gewöhnlich nicht einmal die schwarze Zipfelmütze abnahm, die er zur Stallarbeit trug, auch des Rockes sich nicht entledigte, noch die schweren Rohrstiefel auszog, sondern sich in Politik und Tagesereignisse versenkte, bis er nach Stunden regelmäßig am Tisch einschlief, um erst nach Mitternacht aufzuwachen und dann erst sein dürftiges Bett, das an der einen Wand stand, aufzusuchen.

Wenn das Fräulein kam, riß sich Vontobel von seinem Blatte los, nahm, aufstehend, höflich die Mütze und gemächlich die weißmetallene Brille ab, wartete, ob der Besuch nur ein geschäftlicher, kurzer sei, und bot, wenn das Fräulein verweilte, mit der Miene eines Mannes, der sich ins Unvermeidliche fügt, der beweglichen Dame seinen zweiten Stuhl. Mit mageren, zitterigen Händen und kurzem, fast barschem Dank nahm er die Gabe in Empfang, die Dame Siebenmann jeweilen brachte, und antwortete mit heiserer, unwilliger Stimme, wenn sie fragte, was der Tag gebracht und ob er viel Aufträge habe.

In der Stube war die muffige und frostige Luft ebenerdiger Räume. Ihre weißen Gipswände waren mit allerlei Bildern von Festen und Schrecknissen, wie die illustrierten Tageblätter sie bringen, tapeziert. Sie hatte außer dem Tisch, den Stühlen, dem Bett und



einem Petrolherd nur wenige Geräte. Ein einziges Möbel war da, das wie ein Zeuge besserer Zeit aussah. Das war eine Art niederen Schreibtisches aus braunem, mit kunstreichen Einlagen versehenem Nußbaumholz und schönen Beschlägen. Den runden Deckel, mit welchem er geschlossen werden konnte, sah das Fräulein nie geöffnet, aber Kaspar Vontobel hatte ihr erzählt, daß das Stück zur Aussteuer seiner Frau gehört hätte, die nun wohl zwanzig Jahre tot war und deren übriges Eigentum er in einer Zeit, da Krankheit ihn in schlimme Lage gebracht, veräußert hatte. Die Teilnahme, die das Fräulein für dieses Möbelstück und für die damit verknüpfte Geschichte der Ehe Vontobels bekundet hatte und noch bekundete, hatte zuerst ihn zutraulich gegen sie gemacht. Aber bei jedem ihrer Besuche brauchte es eines geschickten Wortes, um ihn dazu zu bringen, von den alten guten Zeiten zu erzählen. Er war ein eigentümlicher und schwerfälliger Mann, der in einer seltsamen Dumpfheit und Gleichgültigkeit dahinlebte, aber aus dieser Dumpfheit und Dunkelheit brach eine Helle auf, wenn die Rede auf sein verstorbenes Weib kam. Dieses mußte nach seiner Beschreibung eine kleine, mollige Person gewesen sein, die ihn zu nehmen verstand und ihm eine schmucke Wohnung, welche sie damals miteinander hatten, zu einem Muster von Wärme und Behaglichkeit machte. Immer wieder schilderte er, wie er aus Kälte und Unwetter nach Hause zu kommen und dort immer ein freundliches Gesicht, eine warme Stube und irgend etwas Wärmendes zur Stärkung zu finden pflegte. Auch im Geschäft hatte er Glück gehabt, solange die Frau bei ihm war.

Alle die kleinen Züge und Vorzüge an dem Wesen dieser Frau fielen ihm nur langsam und vereinzelt ein. Wenn solche Erinnerungen in ihm dämmerten, ging es wie ein frischer Blutstrom durch den hageren, überlangen Körper. Eine leise Freundlichkeit spielte durch die mürrischen und stumpfen Züge. Dann kamen wohl Worte wie diese: „Da stellte mir, als ich krank lag, die Marie" — so hieß seine Frau — „jeden Tag frische Feldblumen ans Bett, und zweimal, um die Mittagszeit und vorm Schlafengehen, stieß sie von außen das Stubenfenster auf und ließ meinen Schimmel den Kopf hereinstecken, als sollte er mich trösten: „Morgen fahren wir wieder, Meister?"

Etwas Mutmachendes, Heiteres mußte an dem kleinen Weibe gewesen sein, daß selbst die Erinnerung an sie noch mit einem Blitzen von Sonne Ähnlichkeit hatte.

Dame Siebenmann holte bei ihren Besuchen, ohne daß er es merkte, noch etwas anderes aus Vontobel heraus. Das waren kleine Stadt-Skandalgeschichten, zu deren Kenntnis der Fuhrmann auf seinen Fahrten leicht kam. Sie hatte eine ebenso große Geschicklichkeit, ihm die zu entlocken wie ihn von seiner Vergangenheit erzählen zu machen, allein während bei den Erinnerungen seine rauhe Art sich unmerklich verlor, steigerte sie sich bei jenen widerwilligen Erzählungen zur Grobheit, die einen tiefen Grimm gegen alle Welt verriet.

Mit Vontobel war es seit dem Tode seiner Frau rückwärts gegangen. Der Verlust hatte ihn so schwer getroffen, daß er eine Weile sich selbst verlor. Er machte das Wirtshaus zu seiner Wohnstube. Sein Geschäft ging zurück, und er würde im Armenhaus

geendet haben, wenn nicht eine heftige Krankheit ihn aufs Lager geworfen hätte, von welcher genesend er eine Art Aufsichselbstbesinnen durchmachte, so daß er in seinem Nichtstun und in seiner Liederlichkeit nicht weiterfuhr. Er rettete sich in die Erdgeschoß-behausung, die er jetzt innehatte und verdiente mit „Spitz", dem aus früheren, besseren Zeiten herüber-geretteten Schimmel, so viel, daß er noch ein zweites Pferd zur Miete zu nehmen und nun in Langsamkeit und dumpfer Wunschlosigkeit sein Leben zu fristen vermochte. Er war auch jetzt kein eigentlicher Trinker mehr, sondern beschränkte sich auf seinen Abendschoppen. Sein Körper war indessen nie mehr ganz der Morschheit ledig geworden, in welche schlimmer Wandel und jene Krankheit ihn geworfen. Und das Schöpplein, über dem er schlückelnd saß, genügte, um im weiteren Verlaufe des Abends seine Augen glänzen und seinen Kopf schwer und schläfrig zu machen.

So war Dame Siebenmanns Freund und Nachbar beschaffen, und es wäre für gutherzige und nachdenkliche Leute vielleicht ein rührender Anblick gewesen, einmal die beiden in dem häßlichen Gemach einander gegenübersitzen zu sehen.

Sechstes Kapitel

Der protestantische Pfarrer und Dekan Matthias Gans von der Kreuzkirche zu Klein-Weltwil hatte Gäste.

Die Kirche, ein alter, schöner Bau mit einem schlanken, spitzen Turme, hatte einst, wie das St. Ursen-

münster, dem Katholizismus gedient; dann war noch zu Zwinglis Zeit eine Partei von Reformierten in der Stadt erstarkt und hatte sich auf irgendeinem Wege in Besitz des Gotteshauses gesetzt, in welchem nun schon seit Jahrhunderten die Prunklosigkeit des protestantischen Glaubens eine Statt hatte. So gewachsen war auch die Gemeinde, daß zur heutigen Zeit die Kirche sich jeden Sonntag als zu klein erwies und Herr Matthias, der Hauptpfarrer, sich genötigt gesehen hatte, vom Kirchenrat eine jüngere und rüstigere Hilfskraft zu erbitten, da insbesondere die Gänge auf die an den Hügeln zerstreuten Bauernhöfe ihm, dem schon bejahrten Herrn, sauer zu werden begannen. Zu Ehren seines jungen Kollegen und Helfers Hans Heinrich Meiß, der seit acht Tagen in die unteren Stuben des Pfarrhauses gezogen war, sah Herr Gans die protestantischen Honoratioren der Stadt, aber auch ein paar Häupter der andern Partei, den katholischen Fabrikanten Schuppiger und seine Gattin sowie Seine Hochwürden den Pfarrer und Domherrn zu St. Ursen, Anton Achermann selbst, denn seit den Zeiten des Kappelerkrieges waren manche Gegensätze zwischen den beiden Religionen und ihren Anhängern zum Ausgleich gelangt, und insbesondere die geistlichen Herren von Klein-Weltwil gaben dem übrigen Lande ein schönes Beispiel von gegenseitiger Duldsamkeit und gutem Einvernehmen. Herr Matthias Gans gedachte dieses gerade beim jetzigen Anlaß neu und vor allem Volke zu bekräftigen.

Die Kreuzkirche und das dazugehörige Pfarrhaus standen im Osten der Stadt, den Gassen und übrigen Häusern etwas entrückt, wo in einem Einschnitt

zwischen zwei Hügeln eine Straße ins weitere Land hinaus führte. Eine Allee von alten, jetzt noch unbelaubten Kastanien schmückte den Weg, und von schönen, starken Kastanienbäumen war auch die Kirche rings umstanden.

Herr Matthias Gans hatte leicht Gesellschaft halten, denn er wohnte in einem die Schachtelhäuschen von Weltwil überragenden stattlichen Gebäude, das zwar auch schon manches Jahrzehnt gesehen, aber höhere und geradere Stuben als gemeiniglich die Weltwiler Patrizierhäuser hatte. Drei aneinander stoßende Zimmer, ein saalartiges mit zwei kleineren, aber schmucken Nebenräumen, sahen heute die Gäste des Dekans. Elektrische Lampen, noch nicht gar lange eingerichtet, erhellten die Räume, die im übrigen durch eine altväterisch vornehme Einrichtung, durch manches Prunkstück, kunstvoll geschnitzte Stühle und Tische, eine herrliche Meißener Uhr, feine Miniaturen und schöne, alte Gemälde an den Wänden sich auszeichneten. Der geistliche Herr stammte aus einem alten Geschlechte des Landes und war von seiner verstorbenen Gattin her im Besitz eines so stattlichen Vermögens, daß der Volksmund ihn mit dem Namen „der Millionenhirt" belegt hatte.

Herr Matthias war von schlanker, großer Gestalt und von weltmännischen Manieren. Ein leises Vornübersinken des Oberkörpers und eine gewisse Zartheit der Hände verrieten beginnende Gebrechlichkeit. Haar und Bart waren weiß, aber noch von blonden Fäden durchzogen. Der Bart war lang und fiel in zwei Spitzen auf die Brust; der Dekan spielte in einer kleinen Selbstgefälligkeit gern mit der schlanken

Hand darin. Herr Matthias galt jedoch als ein hochehrenwerter Mensch, Bürger und Diener des Höchsten, der Zeit seines Lebens auf Takt gegenüber seinen Mitmenschen wie seinem Gotte gehalten, also sich eines rechtschaffenen Lebenswandels aus Überzeugung und Bedürfnis beflissen. Er hatte viele Verehrer, hauptsächlich unter der Frauenwelt seiner Stadt. Es gehörte ein wenig zum guten Ton, ihn in schwierigen Lebenslagen um Rat zu fragen oder ihm ein schweres Herz auszuschütten, und die Leute, worunter wiederum vornehmlich die Frauen, behaupteten, daß man seltsam getröstet von ihm gehe. Sicher ließ er sich die Nöte seiner Pfarrkinder auch ernstlich durch Seele und Sinn gehen, und es lag eben an der menschlichen Unvollkommenheit überhaupt, daß er einige besonders warme oder tiefsinnige oder wohltönende Worte wie: „Kommen Sie zu mir, Kind, so oft Ihnen schwer ist," oder „Das Leben ist die Nacht vor dem Lichte, wir müssen alle auf unsern Morgen warten," oder „Sie sollen immer einen Freund an mir haben," zu ständigen Redensarten gemacht hatte, in denen er je nach Gelegenheit immer wieder seinen Zuspruch ausklingen ließ. Wir Menschen — so wissen es unsre Kritiker — werden eben leicht Rede-, Denk- und Fühlmaschinen, aus einer gewissen Faulheit oder Überanspannung des Geistes, und so war auch der treffliche Dekan nicht zu tadeln, daß er, gleichwie er den feierlichen Rock Feiertags und Werktags trug, auch eine gewisse feierliche und gemessene Art des Wesens und der Worte nicht mehr ablegen konnte.

Herr Matthias war an diesem Abend in einer gehobenen und gerührten Stimmung. Es war ja doch

wieder ein Lebensabschnitt, daß er einen Teil seiner Arbeit auf jüngere Schultern abladen und in der Person seines Helfers in die Gärten seiner Wirksamkeit einen neuen Gärtner führen sollte, dem er die Wege und das Walten weisen mußte. Ernste und schöne Gedanken erfüllten Herrn Matthias' Seele. Er dachte der Vergangenheit, ihrer Arbeit und ihrer Erfolge, dachte dankbar des glatten Lebens, das ihm Gott geschenkt, und des Ansehens im Lande, das er genoß. Die Bewegung darüber trieb ihm eine leise Spur von Tränen in die Augen, während er nun Herrn Hans Heinrich Meiß sacht beim Arm nahm und, ihn vorstellend, von einem Gaste zum andern führte.

Der Helfer Meiß war klein und zierlich gewachsen. Sein dunkelbrauner, schöner Kopf mit der weißen, hohen Stirn reichte wenig über die Schulter seines Führers und Vorgesetzten hinaus, aber er hatte eindrucksvolle braune Augen in dem bartlosen Gesicht, mit welchen er die Leute durchdringend und lange ansah und die zwei anwesenden jungen Mädchen sogleich Anlaß zu einer heimlichen und kichernden Unterhaltung gaben.

Herr Meiß beschränkte sich bei der Vorstellung auf ein ernsthaft gemessenes, wortloses Nicken des Kopfes. Nur als der Dekan ihn vor Herrn Eusebius, den Apotheker, führte, der wie ein wenig gelangweilt in einer Ecke stand und die Gesellschaft der Anwesenden unter halbgesenkten Lidern hervor musterte, flog ein rotes Färblein durch sein bleiches Gesicht, und er sah mit Staunen, wie sich die lässigen und müden Lider des Apothekers, an denen wie bei schönen

Mädchen lange, seidige Wimpern hingen, nun langsam hoben. Ein Blick brach darunter hervor, der zwar dem seinen nicht standhielt, sondern wie ausweichend hin und wieder zuckte, vor dem ihn aber doch wie eine leise Hilflosigkeit ankam.

„Ah," sagte Herr Eusebius in seiner glatten, überlegenen und kühlen Art. „Herr Helfer! Wir hätten beinahe miteinander in der schönen Stadt Weltwil einziehen können. Und wir könnten jetzt miteinander wetteifern, wer von uns sich zuerst ein Häuflein Freundschaft sammelt."

Herr Meiß erwiderte verbindlich, er hoffe, daß sie beide einander gegenseitig durch Wohlwollen gleich eine Unterlage für das Freundschaftshäuflein zu schaffen gewillt seien; aber während der Dekan ihn nun von Herrn Eusebius hinweg seiner Tochter und seiner Nichte zuführte, hatte er Mühe, sich von einer Art Bann loszumachen, den irgend etwas Unbestimmtes im Wesen des Apothekers auf ihn gelegt hatte.

Die beiden Verwandten des Dekans saßen mit einigen älteren Frauen in einem Halbkreis um einen Tisch beisammen. Als Herr Matthias ihre Namen nannte, standen die jungen Mädchen auf und kamen ihnen zwei Schritte entgegen.

„Da haben Sie meinen ganzen Hausstand," sagte der Dekan, indem er dem Helfer die beiden Mädchen vorstellte.

Die größere von beiden, die reiches, etwas wildes blondes Haar und eine hohe, schlanke Gestalt hatte, überhaupt ein ansehnliches junges Frauenzimmer war, drückte Herrn Heinrich Meiß so kräftig die Hand, daß er ihr wohl anmerkte, sie scheue sich nicht, im

Hauswesen anzugreifen und auch einen Bergstock in die Faust zu nehmen und damit in Felsen und Firnen herumzusteigen. Nach Gletschersonne und rauhen Winden sahen die Haut ihres Gesichtes und die bis zum Ellbogen ärmellosen braunen Arme aus. Sie war das einzige Kind des Herrn Dekans und daher für Klein-Weltwil ein Gegenstand besonderer Teilnahme. Auch Herr Meiß tat die Augen weit und wichtig auf, als ihm der Name Rosalina genannt wurde.

Das zweite Mädchen, das Herr Matthias Luzia nannte, war seine Nichte, eines verstorbenen vermögenslosen Bruders Kind, das er in sein Haus aufgenommen und das zwar feine und liebe Züge, aber sonst auf der Welt wenig mehr hatte, als was der reiche Onkel ihm gab.

Der junge Helfer wußte über die äußeren Verhältnisse der beiden Mädchen nichts, aber es darf wohl angenommen werden, daß trotzdem die Wärme in seinem Herzen erwacht wäre, die ihn wirklich ergriff, als er Luzias braune, kurzsichtige Augen durch die scharfen Gläser ihres Kneifers in die seinen schauen sah. Neben Rosalinas germanisch kräftiger Erscheinung trat des Fräulein Luzia zarte, hilflose Anmut stark zutage, und Hans Heinrich Meiß gehörte zu den Männern, die an der Frau das Weiche, Bescheidene mehr als das Starke schätzen. So blieb in seinem Innern noch eine Weile eine stille Helligkeit, als er sich von Luzia abwandte und dem Dekan zu andern Gruppen folgte.

Unter denen, die ihm noch vorgestellt wurden, fiel dem Helfer neben dem lauten und herrenhaften

Fabrikanten Schuppiger und seiner blonden Frau naturgemäß der Domherr und Amtsbruder vom andern Glauben auf. Der war ein gesellschaftlich gar wohlgebildeter Herr mit einem scharfgeschnittenen, klugen, vielleicht ein wenig eigenwilligen Kopfe. Er bewies dem Gastgeber und seinem jungen Gehilfen eine tadellose Freundlichkeit, welcher nur ein unendlich feines Ohr eine leise Zurückhaltung und Vorsicht würde angemerkt haben. Diese Vorsicht, vermischt mit einer gewissen kühlen Strenge, sah Meiß deutlich zutage treten, als der Domherr mit Herrn Eusebius, dem Apotheker, der fast gleichzeitig mit ihm herangetreten war, in eine Unterhaltung kam. Es wurde ein Schauspiel. Der geschmeidige Apotheker führte sich mit dem Worte ein, er möchte die Gelegenheit benutzen, einen der einflußreichsten Männer der Stadt kennen zu lernen, dem er, da er nicht Katholik sei, sonst wohl nicht so leicht begegnen würde.

Der Domherr verzog halb verbindlich, halb überrascht den kräftigen Mund und antwortete: „Nun, da die Krankheiten nicht nach dem Glauben des Menschen fragen, so muß auch ich vielleicht doch früher oder später Ihnen nahe kommen, Herr Apotheker."

Das war ein kleiner Angriff.

Sofort veränderte sich aber die Lage, indem Herr Eusebius, als lasse er eine feine Klinge den geistlichen Herrn umblitzen, mit allerlei spitzen Sätzlein ihn anfiel. Er parierte den Stoß des Domherrn und sagte mit boshafter Bescheidenheit, es sei ihm ein schmeichelhaft Bewußtsein, daß ein nichtgläubiger Apotheker dem Wohle eines Dieners derjenigen Kirche vielleicht nützlich zu sein vermöge, die doch allein die höchste

Gesundheit, nämlich die ewige Seligkeit, zu vergeben habe. Dann sprach er von den vielen Übertritten in den böhmischen Walddörfern, erzählte, daß er sich eine Weile daselbst aufgehalten und darum auf die Sache aufmerksam geworden sei. Und noch ehe der andre zu einer Erwiderung kam, wechselte er abermals den Gesprächsstoff, rühmte sich manches feinen und lieben Freundes in Welt- und Klostergeistlichkeit und gestand, er streite gern mit diesen um ihres Ehrgeizes willen, der sie auf die Schule Einfluß suchen lasse. Dabei fiel die leise spottende Bemerkung, daß gerade die Schule, die unter geistlicher Leitung stehe, merkwürdig kleine Erfolge habe. Und plötzlich war er mitten in der Geschichte, streifte jetzt mit einem Hinweis die Tatsache, daß die Kirche mit Feuer und Schwert den Heiden den Glauben aufgezwungen, und kam vom Glauben zum Aberglauben und den bösen Hexenverfolgungen. Kein unhöflich Wort wurde hörbar. Es schien vielmehr, als bemühe sich Herr Eusebius, dem Domherrn allerlei Angenehmes zu sagen. Immer aber zuckte auf einmal der nackte Stahl des Hohnes aus dem Samt der Schmeichelei hervor.

Der Domherr machte verschiedene Versuche, den andern zu unterbrechen. Der aber ließ sich nicht packen, wenn der Priester mit einer ruhigen und scharfen Bemerkung ihn widerlegen wollte, sondern glitt über die herbe Art desselben mit einer spielenden Geschicklichkeit hinweg. Am Ende brach der Geistliche das Gespräch gewaltsam ab, indem er sich an den vorübergehenden Schuppiger wandte. Aber auch das brachte Herrn Eusebius nicht aus der Fassung. Er

strich mit der nervösen Hand über das weiche tief-
schwarze Haar und lächelte. Dann nickte er dem
Helfer Meiß zu und schlenderte nach dem Neben-
zimmer hinüber, wo Rosalina Gans jetzt zwischen
einigen jungen Leuten saß.

Inzwischen ging der Dekan unter seinen Gästen
umher. Er sprach die drei alten Damen an, die auf
einem Sofa in der Mittelstube thronten und die zu
seinen treuesten Kirchenbesuchern gehörten: „Es ist
ein bedeutsamer Tag für mich heute, ein kleines Nieder-
legen der Gewalt, wenn Sie wollen, ein Platzmachen
für einen andern, ein Weichen des Alters vor der
Jugend."

Er meinte das vielleicht nicht so ganz; es war
mehr Einfall als tiefe Empfindung, oder vielleicht
wollte er sich damit unbewußt von den andern ein
gutes Zeugnis erfragen. Eine schlanke alte Frau mit
vornehmen Zügen, die Witwe eines in fremden Diensten
gewesenen Obersten, sagte: „Für uns Alte wird das
wenig Veränderung bringen. Wir ändern unsern
Geschmack nicht mehr. Alter hält dem Alter Treue,
Herr Dekan."

Ihre Nachbarin aber, ein kleines dickes Fräulein,
die ältliche Tochter eines reichgewordenen Bäckers, be-
eilte sich, die süßen Worte beizufügen: „O Herr
Dekan, nicht nur das Alter, auch die Jugend wird
Ihnen Treue halten. Es gibt ja wohl keinen Geist-
lichen im weiten Umkreis, dessen Predigten so besucht
sind, der sich rühmen kann —"

„. . . der solche Verehrung genießt und ein solcher
Freund ist," fiel die dritte, eine Professorin und etwas
weichmütige Natur, ein.

Herr Matthias spielte mit den Fingern im Barte. Die Worte taten ihm wohl, er konnte es nicht helfen. Er fühlte dabei eine warme Zuneigung für seinen jungen Freund, Mitarbeiter und Helfer, in welche sich wiederum gegen seinen Willen ein kleines Döslein selbstgefälligen Mitleids darob mischte, daß der Helfer — so schien ihm im Augenblicke — Mühe haben werde, sich neben seiner eignen einflußreichen Persönlichkeit durchzusetzen. Er nahm sich vor, ihn recht zu befreunden und ihm uneigennützig seine Wege zu ebnen.

Als er in diesem Augenblick aufschaute, sah er Herrn Eusebius, den Apotheker, in der Türe zum Nebenzimmer lehnen. Er mußte die Gruppe, zu welcher er sich gesellt, schon wieder verlassen und seine Unterhaltung mit den drei Damen angehört haben. „Sie haben einen glücklichen Griff getan, Herr Dekan," sprach Herr Eusebius. „Durch die Schar Ihrer Gäste geht nur eine Stimme, daß Sie in Herrn Meiß einen ebenso liebenswürdigen wie zu seinem Berufe wohl geschaffenen jungen Mann gewonnen haben."

Es war keine ungewöhnliche Bemerkung. Herr Matthias hatte das schon vorher von dem und jenem gehört, dennoch blies das Wort das freundliche Lichtlein der Zufriedenheit, welches die drei Damen mit ihrer Anerkennung in ihm angezündet, aus. Er wehrte sich gegen das Unbehagen, das ihn ergriff und das ihn auch gegen den Helfer leise verstimmte. Er überwand es auch bald und setzte die Unterhaltung mit den Damen fort. Herr Eusebius aber war so plötzlich von der Tür weggetreten, wie er dort erschienen war.

Der Apotheker saß bald nachher dem Fräulein Rosalina gegenüber. Die jungen Leute, mit welchen sie im Gespräch gestanden, hatten sie verlassen, als ob er sie verscheucht hätte. Sie hatte sich ebenfalls erhoben und zum Weggehen angeschickt, aber er hielt sie mit dem Wort fest: „Ich höre, daß Sie eine leidenschaftliche Bergsteigerin sind. Das gibt uns Beziehungen."

Sie ließ sich wieder nieder, und er schob einen Stuhl so vor sie hin, daß sie wie gefangen in ihrer Ecke saß. „Ja," antwortete sie. „Ich liebe die Berge, weil sie so herb und geizig sind und ihre Schönheiten nicht ohne Kampf hergeben."

Sie legte die Hände hinter dem blonden Kopf zusammen. Dunkel und straff traten ihre Arme aus den kurzen Ärmeln, und es war etwas an ihr, das wie Bergluft und Kühle war, als wäre sie eben aus irgendeinem Schneehöhenland heruntergestiegen und trüge noch den Gletscherwind in den Gewandfalten.

„Ich lasse die Bergsteigerei gelten, wenn sie Freude, Hunger, nicht Prahlerei ist," sagte Herr Eusebius.

„Prahlerei?" erwiderte Rosalina, und ein Unwille machte ihr rote Backen. „Man tut mehr dazu, als daran ist. Jeder Stand hat sein Gigerltum, auch der der Bergsteiger, aber — man soll nicht in Witzblättern nachschlagen, wenn man etwas von uns wissen will."

„Gewiß," unterbrach Eusebius. „Ich wollte Sie auch nicht verletzen."

Er ließ seinen Blick auf ihr ruhen, als ob er über sie nachdächte und leise lache. „Wenn ich recht gehört

habe, so machen Sie besonders die Glarner Alpen zu Ihrem Gebiet?" fragte er dann.

Rosalina bejahte. Dabei sah sie sich um, wie sie ihm entkomme. Irgendwie ärgerte sie sich über ihn. Hinter seiner hohen Stirn und seinen flinken, immer halb verschleierten Augen waren geistige Gewalten, die man nicht erriet. Darob erfaßte einen ein leises Unbehagen.

„Es gibt wilderes Land, mächtigeres Gebirge," sagte Eusebius.

„Auch die Glarner Berge sind nicht alle leicht," verteidigte Rosalina.

Er fühlte, wie sie an seinen Köder ging.

„Übrigens bin ich auch im Gotthardgebiet gewesen," sagte sie wieder.

„Ah," antwortete Eusebius, „das kenne ich zufällig — aus einem Buche, das ich eingehend las." Dann fragte er, welche Besteigungen sie dort ausgeführt.

Sie nannte ihm einige Berge.

Einen griff er heraus. „Den Dammastock?" fragte er. „Von der Furka her haben Sie ihn bestiegen?"

Sie nickte.

Er aber entgegnete langsam: „Die Besteigung von der Alpseite ist viel schwerer."

Sie kniff die Lippe ein. Was wollte er von ihr? Wollte er sie absichtlich klein machen? Mit einer heftigen Bewegung stand sie auf, als ob sie etwas abschütteln wolle. Und nun lachte sie über sich selbst. „Wenn Sie einmal mitkommen wollen," sagte sie, von ihrer schlanken Höhe auf ihn herabsehend, „so

können wir ja den Berg einmal von der Alpseite nehmen. Ich weiß einen tüchtigen Führer."

Er mußte ihr den Weg freigeben. Sie sah mit einem Blick ins Zimmer hinaus, der ihn nicht verkennen ließ, daß sie Durchlaß verlange. Er stand gleichfalls auf und verbeugte sich.

Manchmal im Verlauf des Abends suchte sie mit den Augen den seltsamen Menschen. Ein-, zweimal war ihr, als begegne sie seinem Blick. Aber sie wußte nicht, ob sie sich täusche. Seine langen Wimpern schatteten die Augen immer gleich wieder.

Siebentes Kapitel

Der Dekan Matthias stand auf der Kanzel. Die alte Kirche war dicht gefüllt, denn man wollte ihm zeigen, daß man nicht neugierig war und das Alte zu schätzen wußte. Der Helfer hatte am vorhergehenden Sonntag, als er seine Antrittspredigt gehalten, nicht halb soviel Zuhörer gehabt. Man wollte diesen auch nicht gleich zu Anfang verwöhnen, denn die Weltwiler waren im Grunde ein zurückhaltendes Volk.

Herr Matthias sprach: „Die Worte, die ich meiner heutigen Betrachtung zugrunde gelegt, stehen aufgezeichnet in der Epistel St. Jakobi und lauten daselbst im dritten Kapitel im sechzehnten Vers: „Denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding."

Als der Dekan diesen Vers vorgetragen, legte er die gepflegten Hände auf den Kanzelrand, ließ nicht

ohne ein leises inneres Wohlgefallen den schönen, blondweißen Bart auf die breite, talarüberdeckte Brust niederrieseln und hob dann mit einer klangvollen, tiefen Stimme an, die Textworte auszulegen. Es war eine Ursache, daß Herr Matthias gerade diese Worte gewählt hatte. Die Ursache lag in ihm selbst. Herr Matthias Gans war in seiner Ehrlichkeit nicht zufrieden mit sich selber. Er empfand seit einigen Tagen eine Art Reue, daß er dem Kirchenrate und den Leuten von Klein-Weltwil das Geständnis seiner Altersgebrechlichkeit und verminderten Leistungsfähigkeit gemacht, obgleich er wußte, daß die Natur es verlangt hatte und daß er niemals auf lange Dauer die beginnende Hilfsbedürftigkeit hätte verbergen können. Er hatte seit dem Abend, da er Herrn Hans Heinrich Meiß, den Helfer, bei den Weltwilern eingeführt, mit dieser Reue so rechtschaffen gestritten, wie ein braver Mensch eben mit seinen Fehlern und Schwächen streitet. Er hatte sie auch besiegt, ganz sicher besiegt; aber es war da in seinem Innern immer noch etwas, was ihn störte. Er prüfte sich und fand, daß es eine doppelte Furcht war, einmal eine unbestimmte vor des Helfers Wegen und Wirken und dann eine zweite, heimlichere noch, und doch fast größere vor sich selber, darum, daß er so viel nach diesem Helfer sah und dessen Wegen und Wirken zwar weniger Schlechtes wünschte als Allzugutes leise vergönnte. Er trug gleichsam ein verborgenes Fieber mit sich herum, und suchte mit Mannesmut und Mannesstärke es abzuschütteln. Darum sprach er heute laut und stark davon, ebensosehr sich selber predigend wie der Gemeinde: „Denn wo Neid ist, da ist eitel böses Ding."

Er zerriß und zerschnitt das Übel vor seinen und der Gemeinde Augen gleich einem sezierenden Arzte, welcher jeder Wurzel der Krankheit nachspürt. Er sagte, der Neid sei eine jener Quellen alles Bösen, die tief und verborgen in den Gründen des Lebens und der menschlichen Seele gingen. Wie die Wissenschaft Ursprung und Art mancher schleichenden Seuche noch nicht zu erforschen vermocht, so sei es schwer, ja fast unmöglich, den geheimnisvollen Anfängen des Lasters nachzugehen. Gewiß aber sei, daß wie jedes Laster, auch der Neid wie ein Aussatz am Körper wachse und wuchere, und daß manche Menschen oder, besser gesagt, vielleicht jeder Mensch im Grunde als die Verkörperung irgendeiner Sünde umhergingen. So gebe es Leute, die als Gefäß solchen Fehls ihrer Zeit bewußt oder unbewußt ungefähr das seien, was Dämonen oder Zauberer oder Teufel den Jahrhunderten des Aberglaubens gewesen.

„Denn, wo Neid und Zank ist," wiederholte er mit erhobener Stimme, „da ist Unordnung und eitel böses Ding."

Er eiferte gegen den Neid und warnte vor den Menschen, die solchen hegten. Er tat das aus dem tiefen Bedürfnis heraus, sich selbst als einem Schuldigen recht gründlich die Leviten zu lesen. Er schalt und schlug sich vor allem Volk, und es wurde ihm innerlich wohler dabei, ja er begann ein ölig weiches Behagen der Selbstzufriedenheit zu empfinden.

Die Weltwiler saßen in ihren Stühlen und fanden mehrheitlich, daß ihr Dekan heute viel weniger langweilig rede, als es ihnen sonst in letzter Zeit manchmal hatte scheinen wollen. Es gab viele, die ihm

mit zerknirschtem Gemüte Recht gaben und im Geiste an die Brust schlugen und sagten: Auch ich bin ein Sünder!

Herr Matthias Gans hatte also mit seiner Predigt nicht nur bei sich, sondern bei der ganzen Gemeinde einen vollen und schönen Erfolg.

Einer aber saß unten in einer der hinteren Reihen der Männerstühle, der, solange Herr Matthias redete, mit einem fast belustigten Ausdruck in dem merkwürdigen Gesicht zu ihm nach der Kanzel hinaufschaute. Das war Herr Eusebius Fuchs, der Apotheker. Er war aus irgendeiner Laune, vielleicht auch, weil er den Weltwilern wohlgefallen wollte, in die Kirche gegangen. Schon bei Vorlesung des Textes hatte er aufgemerkt, und je weiter der Dekan in seiner Predigt kam, desto beredter wurde der Ausdruck seiner scharfen Züge, so als ob er dächte: Mann, Mann, das alles sagst du ja doch zu dir selber!

Als aber der Dekan das Bild von dem menschgewordenen Laster und dem dämongleichen Umhergehen desselben unter den Leuten brauchte, vermochte Herr Eusebius ein kurzes Lachen nicht zu unterdrücken, so daß ihn die beiden andächtigen Nachbarn und Kirchenbesucher zu seiner Linken und Rechten halb überrascht, halb zornig ansahen.

Indessen beendigte der Dekan seine Rede. Er hatte sich so warm gesprochen, daß er mit der schlanken weißen Hand und einem feinen Nastüchlein sich ein paar Tropfen von der Stirn wischen mußte. Nach dem Absingen eines Liedes und unter dem Segen des Predigers erhob sich die Gemeinde. Die beiden Nachbarn sahen Herrn Eusebius noch einmal verwundert



an. Er aber grüßte sie mit geschmeidiger Freundlichkeit und hatte dann eine verwunderliche Gewandtheit, sich in der dichten Schar der Kirchengänger, die aus dem Gotteshause drängten, einen Durchweg zu schaffen, so daß er als einer der ersten im Freien stand.

Auf dem kleinen Vorplatze langten zu gleicher Zeit mit ihm zwei Männer an, von denen er den jüngeren als den Bauern erkannte, der vor einiger Zeit um ein Mittel für den gichtischen Vater bei ihm gewesen war. Das hübsche, bartlose Gesicht des Blonden fiel ihm sogleich wieder auf, und als er an einem tiefen Erröten, das über Christian Blochingers Züge ging, erkannte, daß dieser sich auch seiner erinnerte, trat er sogleich auf ihn zu und sprach ihn an: „Das ist wohl der Vater, für den Ihr damals das Mittel geholt habt?"

Christian bejahte verlegen.

Vater Blochinger erwiderte mit zurückhaltender Ruhe den Gruß des Apothekers, indem er einen Augenblick den Arm aus dem des Sohnes zog, auf welchen er sich gestützt hatte. Sie wußten nicht recht, was sie aus der Art des Mannes machen sollten, der aus der Tatsache einer geschäftlichen Begegnung gleich das Recht einer vertraulichen Anrede herleitete.

Der alte Blochinger sah recht mitgenommen aus. Das Gehen bereitete ihm sichtlich große Schmerzen.

„Mir scheint, Ihr habt Euer Übel noch nicht los," sagte Eusebius.

„Eben nicht," antwortete Blochinger.

„Seht Ihr," fuhr der Apotheker zum Sohn gewendet fort, „ich habe es Euch gesagt. Von ein paar Pulvern weicht dergleichen nicht."

„Der Vater wird eine Badekur machen," sagte Christian.

„Habe ich Euch das nicht auch geraten?"

„Der Doktor besteht darauf," erklärte Christian. „Gern geht der Vater ja nicht fort," setzte er mit einem Lächeln gegen diesen hinzu.

„Es ist das einzig Richtige," stimmte der Apotheker bei und fügte in harmlosem Ton hinzu: „Dann also seid Ihr allein Meister daheim."

Wieder wie schon einmal durchfuhr es Christian wie ein merkwürdiger Schrecken.

Herr Eusebius tat, als bemerkte er das nicht. Er fragte, wohin Blochinger sich begebe und erfuhr, daß er nach Ragaz gehe und noch am gleichen Nachmittag verreisen wolle.

Vater Blochinger mahnte indessen zur Eile, und sie verabschiedeten sich voneinander.

Herr Eusebius folgte den beiden Bauern mit den Augen. Sie gingen langsam davon, zwei große, starke Männer mit hohen Stirnen, der eine aschblond und jung und bäumig, der andre weiß und ein wenig zerbrochen und doch wie heimlichen Saft in den Gliedern tragend.

Die beiden Blochinger achteten seiner nicht weiter.

„Das ist er also?" sagte der Vater, während sie Seite an Seite dahinschritten.

Christian bejahte kurz und mit halber Stimme. Es war ihm schwül zu Mut. Er wußte nicht warum, dachte nur daran, daß es ihn in der Nähe des Mannes, dieses Eusebius Fuchs, zum zweitenmal so seltsam überkam. Was mochte es sein? Was war das für ein sonderbarer Kauz, dieser Apotheker? Was führte er

für eine zweideutige Sprache? Da seid Ihr allein Meister! Wieder! Wieder? Als ob er, Christian, froh wäre, Meister zu sein? Was wollte denn jener? Was meinte er? Gewiß, er, Christian, war zufrieden, daß der Vater sich aller Erwartung zuwider entschlossen hatte, zu verreisen. Er hoffte und der Arzt sagte, daß die Kur in dem Bade jenem gut tun, ihm wieder die alte Kraft geben werde. Nichts andres, sicher nicht! Auf die Arbeit daheim freute er, Christian, sich wohl auch. Er konnte einmal zeigen, was er vermochte. Aber daß er den Hochmut hätte, eigner Herr und Meister sein zu wollen, wie etwa der Johannes Moll, der Nachbarssohn ennet dem Heinzenberg, der jetzt geheiratet und das väterliche Gut übernommen? Nein, nein! — Zwar — schön war es ja, so zu regieren wie der! Aber nein doch, nein! Ihm, Christian, war der Vater als Regent doch noch lange recht!

So plagten ihn im Dahinschreiten die Gedanken.

Der Vater wunderte sich nicht, daß er nicht sprach; unter den Fenstern von Weltwil und in der Nähe der Leute waren sie beide immer wortkarg. Und je länger sie unterwegs waren, um so mehr war es, als würde in Christians Seele ein bewegtes Wasser ruhig. Ein paar kleine Zweifel an sich selber regten sich noch, aber auch sie glätteten sich bald völlig. Nein, doch, nein, er wünschte sich nichts andres, als zu bleiben, was er war! Diese Erkenntnis leuchtete zuletzt wieder als eine befreiende Freude in ihm auf.

Sie waren an die Stadtgrenze gekommen und stiegen nun durch die Wiesen nach ihrem Heinzenberg hinauf. Jetzt hatten sie wieder Worte. Daß bis zur

Abreise gar nicht viel Zeit sei, und wie es wohl an dem fremden Ort, vor dem der wenig gereiste Vater sich etwas scheute, sein möge. Auch von dem, was zu Hause während des Bauern Fortsein gehen sollte, sprachen sie, und es war natürlich, daß der Ältere noch ein paar Lehren anbrachte: „Halte der „Bläß" Sorge, du weißt wie empfindlich sie ist." „Trage die Steuer pünktlich zum Gemeindepfleger." „Du kannst auch das neue Mostfaß anstechen." So mit kleinen, bedachtsamen Griffen stellte er den Sohn in die Schuhe, wie er ihn in seiner Abwesenheit haben wollte. Dieser merkte aufmerksam auf alle die Dinge. Mit einem geheimen Stolze malte er sich schon aus, wie der Vater beim Wiederkommen in seiner knappen und doch von Herzen gehenden Weise loben werde: „Es ist alles recht, Christen."

Sie kamen heim und aßen etwas hastig und erregt durch das Ungewöhnliche des nahen Abschieds zu Mittag. Bald nachher verließen sie das Haus abermals, um sich zum Bahnhof zu begeben. Die Kleiderkiste war schon vorausgeschickt, aber Christian trug des Vaters Handkoffer aus braunem Segeltuch. Hoch und aufrecht gingen sie in ihren dunklen Kleidern nebeneinander hin. Selbst der Vater stützte sich kaum auf seinen Stock, das ungewöhnliche Lebensereignis ließ ihn der Schmerzen nicht recht gewahr werden. Sie waren ein paar wunderbar ansehnliche Menschen, gerade von Wuchs und gerade von Wesen.

„Also hör, laß dir Zeit, Vater," sagte Christian. „Denk nicht, daß du nach zwei Wochen schon wieder heim müssest, sondern warte das Gesundwerden und die Erlaubnis des Doktors ab. Ich will schon eine

Weile für zwei schaffen." Bei diesen Worten brach ein heller und mutiger Glanz aus des Burschen Augen.

Es war ein reicher und blühender Tag. Der Frühling stand nun als König im Land. Die Wiesen hatten schon einen ansehnlichen Grasstand und die zahlreichen Obstbäume waren voller Blüten. Sie glichen aus der Ferne feinen, weißen Nebelballen, die über dem Lande schwebten, und es waren ihrer unzählige rings um den See und weit hinein in die dunklen, ernsten, ragenden Berge. Über dieser weißblühenden Welt spannte sich ein rosenroter Himmel. Der trug ebenso viele oder noch viel mehr kleine weiße Wolkenballen, als Blütenkronen über der Erde ragten, und irgendein Lichtwunder bewirkte, daß sie alle rot glühten, wie wenn weiße Wolle brennt. Sie bewegten sich nicht, nur in dem Brennen lag es wie Bewegung. Auch im blauen See, der den Himmel widerspiegelte, standen solch lohende Wölklein, und um die Blütenbäume und um die Gesichter der beiden Bauern flog ein gleiches, heimliches Brennen. Es erlosch selbst nicht, als sie in die Straßen von Klein-Weltwil kamen, sondern fuhr dort lodernd in die Reihen kleiner Fenster.

Christian sagte zum Vater: „Sie machen am Himmel ein Feuerwerk, dir und deiner Reise zu Ehren."

Neben dem freundlichen Lichtgeleit bekam indessen Vater Blochinger, während er durch das Städtchen ging, auch manchen biederen Bürgergruß, welcher von dem Ansehen, das er genoß, genugsam Zeugnis war, und Vater und Sohn waren, ohne daß sie wußten warum, in einer richtigen Festtagsstimmung, als sie endlich den Bahnhof erreichten.

Sie schlugen die arbeitsharten Hände ineinander, als sie sich Ade sagten. Zärtlichkeit zeigten sie einander nicht. Nur als der Zug sich in Bewegung setzte und Vater Blochinger nach einem kurzen, trockenen Gruß dem Sohne aus den Augen fuhr, fiel Christian ein merkwürdiges Gefühl von Einsamkeit und Unsicherheit an. Er sah des Vaters aufrechte Erscheinung noch lange vor sich, und die Zeit, bis er wieder zurück sein würde, schien ihm lang. Gleichzeitig sagte er sich freilich, daß jener doch nicht aus der Welt wäre, sondern wiederkäme und hatte davon einen rechten Trost, als ob er ein weichherziges Mädchen und nicht ein nüchterner Bauer wäre. Aber auch der Vater trug das Bild seines stattlichen Buben mit sich fort und sah lange nur diesen und nicht die Landschaft, an welcher der Zug ihn vorübertrug. Dabei war er ein wenig ärgerlich mit sich und der Welt, daß er von dem gemütlichen Alltag, der Gesellschaft des Sohnes und der Arbeit, die sie gemeinsam und mit so friedlichem Behagen verrichteten, wegfuhr, einer lästigen Fremde entgegen. Er hatte Lust und war halb und halb entschlossen, recht bald wieder umzukehren. Er malte sich schon aus, was der Christen für ein Gesicht schneiden würde, zornig zuerst und dann aufhellend, zuletzt aber lachend, denn Zorn oder Schmollen oder böse Worte gab es überhaupt nicht zwischen ihnen.

Mit dem baldigen Heimkehren wurde es freilich nichts. Dazu war Vater Blochinger am Ende selber zu vernünftig. Er spürte nach den ersten Bädern, daß Heilung in Aussicht stand und ließ den Entschluß, gesund zu werden, Gewalt über das Heimweh haben. Er war in einem kleinen, einfachen Gasthof abgestiegen,



in welchem freundliche Wirtsleute verstanden, es dem Mann vom Lande behaglich zu machen. Christian bekam zufriedenen Bericht von ihm, und es ereignete sich sogar, daß der Bauernsohn nach vierzehn Tagen, als er rechtschaffen müde vom harten Tagwerk sich auf die Bank am Hause setzte, einen Brief des Vaters zweimal las und sich verwunderte. Dieser schrieb nämlich von zwei Ausflügen, die er mit seinen Wirtsleuten in die nahe Umgebung unternommen, und wie er des Abends mit dem Wirt beim Kartenspiel sitze, wie er den Hans kennen gelernt und den Kunz. Christian erkannte in dem lebenslustigen Berichterstatter den zurückhaltenden, stillen und der Fremde ungewogenen Vater kaum wieder, fand ihn dann freilich in der klaren Weise, mit welcher er sich nach dem Stand der Dinge zu Hause und nach all den Einzelheiten des Tagwerks erkundigte. In diesem Brief stand auch ein Satz, der Christian wohltat, als ob er ein schönes Bild gesehen hätte, oder bei dem ihm war, wie wenn ihm ein Wärmen ins Herz fiele.

„Da ist," schrieb Vater Blochinger in seinem Bericht von Wirten und Herberge, „eine Saaltochter. Sie nennen sie nur das Meieli. Und die sorgt für mich, wie wenn ich ein hoher König wäre. Sie ist ein Waisenkind aus dem Kanton Bern, hat sie mir erzählt, und sie ist ein Mensch wie Milch und Blut und so sonderlich lieblich von Gesicht, daß sie Mühe hat, sich all der Schlecker und Lecker zu erwehren, die nach ihrer Schönheit lüstern sind."

Christian wußte nicht, warum er die Stelle zweimal las. Es war, wie wenn der Vater ihm hätte eine Freude machen wollen oder ihm unversehens einen willkommenen Besuch ins Haus gebracht hätte.

Achtes Kapitel

Wir fahren nach Zürich, um uns die neue Ausstellung im Kunsthaus anzusehen," sagte Frau Schuppiger beim Mittagstisch und wendete sich zu Theodor, dem älteren ihrer beiden Knaben: „Du kannst mitkommen, wenn du willst."

„Fein," sagte dieser.

Als sie die freudige Antwort hatte, erschrak Frau Anna und zieh sich einer Taktlosigkeit. Warum hatte sie die Erlaubnis in Gegenwart des jüngeren Knaben gegeben? Sie betrachtete den blonden Richard verstohlen. Er sah an ihr vorbei aus dem Fenster. Sein schmales, farbloses Gesicht veränderte sich nicht. Und doch meinte die Mutter etwas wie ein leises Zucken darin zu sehen. Sie überlegte. An der Erlaubnis selbst war nichts Unrechtes oder Ungewöhnliches. Es war selbstverständlich, daß dem älteren der beiden Söhne das eine oder andre gestattet wurde, wozu der jüngere noch nicht kam. Zudem hatte Theodor Freude und Talent zum Zeichnen, nahm Anteil an der Malerei wie an allem Schönen, während Richard sich darum wenig kümmerte, aber sie hätte nicht laut und vor den Ohren des andern dem einen Kinde eine Freude verkünden sollen. Das war es! Gewiß, in einer Familie von Menschen, die einander liebten, sollte so etwas keine Bedeutung gewinnen, aber — aber —

Frau Anna lehnte sich in den Stuhl zurück und sah sinnend auf die schlanken Hände nieder, die sie kreuzweise auf den Tisch gelegt hielt. Menschen, die

einander liebten! Ihre Seele tat ihr weh. Gewiß, auch sie liebten einander, der Gatte den Gatten, die Eltern die Kinder und umgekehrt, und Bruder — den Bruder, allein sie kamen immer nicht so recht zusammen. Da war ihr Mann mit seinem Überschuß von Kraft und seiner oft rücksichtslosen Art, und da waren die Kinder, das eine allzuweich, das andre herb und unzugänglich. Sie selbst stand zwischen allen und suchte zu vermitteln, allein immer neue Mißerfolge machten sie unsicher und furchtsam. Sie konnte sich des Mannes wie der Söhne und des häuslichen Lebens nicht so recht freuen.

Die beiden Knaben standen vom Tische auf. Theodor legte den Arm um seines Bruders Schulter und sagte: „Komm, wir gehen in den Garten."

Richard zuckte unwirsch mit der Schulter und machte sich los. Er sagte kein Wort, nur in der Art, wie er sich ans Fenster stellte, lag ein verletzender Trotz.

Herr Alfred Schuppiger sah von seiner Zeitung auf, die er immer nach Tisch las. „Paßt dir etwas nicht?" fragte er den Knaben mit seiner lauten Stimme.

Richard wendete sich um. Sein Gesicht war von Blut überschlagen. Aber er gab keine Antwort.

„Nun?" herrschte der Vater.

„Nein," sagte Richard gepreßt.

„Wir werden dich zuerst fragen müssen, was wir dürfen oder nicht, wir Eltern," polterte der Fabrikant weiter.

„Nein," sagte Richard abermals. Man sah, wie er die Zähne zusammenbiß.

Sein Bruder ging aus dem Zimmer. Er liebte den Streit nicht, und es tat ihm etwas weh um Richard.

Herr Alfred Schuppiger nahm mit einer heftigen Bewegung die Zeitung wieder auf. Frau Anna erhob sich und trat mit stillen Schritten hierhin und dorthin, mit ebenso leisen Fingern ein paar Kleinigkeiten ordnend. Eine Weile verging. Am Ende hatte der Fabrikant sein Blatt gelesen und verließ mit ärgerlichen Schritten das Zimmer.

„Willst du mit uns zum Bahnhof gehen, Richard?" fragte Frau Anna. Sie trat auf ihn zu und legte ihm liebevoll die Hand auf die Schulter.

„Ich kann ja," sagte Richard gedehnt.

„Ein andermal kommt die Reihe auch wieder an dich," sagte die Mutter, faßte ihn an beiden Schultern und sah ihm mit großen, klaren Augen ins Gesicht.

Die seinen aber füllten sich plötzlich mit Tränen. „Es braucht das ja nicht," sagte er mit innerlich gequältem Ton. „Überhaupt, ich begreife nicht, warum mich der Vater gezankt hat."

Frau Anna zog ihn an sich. Sie fand keine Worte. Sie fühlte, daß er mit sich selber stritt, von Anfang an es getan, und daß doch eine übermächtige Gewalt in ihm war, die, so sehr er gegen sie ankämpfte, in seinen Gebärden und Blicken sich verriet. Sie ahnte auch, daß ihre Liebe nicht recht zu ihm drang. Es war, als ob er einen Verdacht gegen diese Liebe hätte oder sich scheute, sie durch äußere Zeichen zu erwidern. Sie tastete in diesem Augenblick mit sehnsuchtsvollen Fingern nach seiner empfindsamen Seele und wußte doch nicht, wie sie sie sanft und weich genug erfasse.

Mit einem Seufzer wandte sie sich und sah dabei durchs Fenster eben noch, wie Herr Eusebius, der Apotheker, sich dem Hause näherte.

Sie hatte ihn gebeten, manchmal zu kommen. Sie unterhielt sich gerne mit ihm. Jetzt aber, da sie im Begriff stand, abzureisen, konnte sie ihn unmöglich empfangen. „Da kommt Herr Fuchs," sagte sie zu Richard, „geh ihm entgegen und bitte ihn, morgen nach Tisch zu einer Tasse Kaffee zu kommen, da wir heute wegfahren."

Der Knabe gehorchte. Er ging durch den Gartenvorraum hinaus und traf Eusebius in einem der Kieswege, die auf das Haus zuführten. Er richtete seinen Auftrag aus, als er ihn begrüßt hatte.

Eusebius hielt seine Hand fest und maß ihn vom Kopf zum Fuß. Der Bub meinte, sein Blick dringe ihm ins Innerste.

„Da mußt du dich sputen, mein Sohn," sagte er.

„Ich gehe nur bis zum Bahnhof mit," erwiderte zögernd der Knabe.

Eusebius' Blick glänzte scharf wie Stahl. „Und wärest gern weiter mitgegangen," sagte er, noch immer seine Hand haltend.

Da wurde Richard rot wie vorher im Zimmer. „Nein," sagte er heftig. „Wieso?"

„Warum solltest du den Wunsch leugnen oder dich seiner schämen? Was dem einen Bruder recht, ist dem andern billig, hast du gedacht. Gelt? Ist es so oder nicht?"

Richard schwieg, aber das Rot seiner Wangen verdunkelte sich noch.

„Ja ja, mein Junge," fuhr Eusebius fort. Er empfand eine Art Neigung für den Knaben, und

während er seine Hand nicht losließ, zog er ihn, den Arm um seinen Hals legend, näher zu sich, „ich weiß etwas von dir."

Richard fühlte sich wie in einer geheimnisvollen Gewalt.

„Du fühlst dich oft zurückgesetzt, wenn du dich mit deinem Bruder vergleichst," fuhr Eusebius fort. Er hielt ihn wie spielend fest, und doch so, daß Richard sich ihm nicht entwinden konnte. „Das schadet nichts," sprach er weiter. „Es gibt ein Mittel: Tue es ihm gleich. Suche ihn irgendwie auszustechen. Heißer Wetteifer ist gut unter jungen Menschen."

Damit schob er ihn plötzlich hinweg. Die Gerte tat einen sausenden Schlag durch die Luft. Halb war es, als schnitte er sich selber das Wort ab, halb, als wollte er diesem Nachdruck verleihen. Und schon hatte er sich gedreht und ging mit schwingenden Schritten davon. Er sah noch einmal zurück. „Grüße die Eltern," sagte er. Es war nur flüchtig hingeworfen, und trällernd setzte er seinen Weg fort.

Der Knabe war von solchem Wesen wie betäubt. Er ging mit benommenem Sinn dem Hause zu. Aber es klang in ihm nach: „Suche ihn auszustechen!" Das Wort war ihm unbewußt ein Sporn, eine Hoffnung und eine Sehnsucht. Er wollte etwas tun, etwas tun, schrie es in ihm. Freilich, was, wußte er im Augenblick nicht.

Inzwischen verließ der Apotheker den Garten des Fabrikanten und machte sich daran, auf einem Umwege nach Hause zu gehen. Er schlenderte ein kleines Stück stadtaus und bog in den Fußpfad, der dem Fabrikbach entlang dem See zuführte. Dabei kam er

an die Arbeiterwohnungen, die, eine ganze Kolonie kleiner, weißer Häuser, unterhalb der Fabrikgebäude lagen. Er sah sie zum erstenmal, da er noch nie in diesen Teil der Stadt gekommen war. Sie machten, da Feiertag war, den Eindruck rechter Ruhestätten. Überall spielten Kinder in Feiertagskleidern. Da und dort saßen Frauen mit ihren Männern, die einen auf Treppenstufen, die andern auf Haus- oder Gartenbänken. Dort zog eine Familie mit Kind und Kegel in sonntäglichem Aufputz aus. Hier holte ein junger Geck die Haustochter ab, die sich noch unter der Türe die weißen Handschuhe über die arbeitsrauhen Hände zog, mit halbem Hören noch bei der Mutter war, welche ihr ein paar Mahnworte auf den Weg gab, und mit der größeren Aufmerksamkeit schon dem sie abholenden Liebhaber gehörte, von dem sie wunderte, was er zu ihrem neuen Sonntagshut sagen werde.

Eines der Häuser fiel Herrn Eusebius durch seine besondere Schmuckheit auf. Es war frisch geweißelt und hatte neugestrichene, leuchtend grüne Läden. Im Garten war eine saubere Reihe kleiner Beete zum Teil neu angesät, zum Teil trugen sie schon junges, aus dem Samen geschossenes Grün. Ein Kränzlein bescheidenen Immergrüns säumte die Nutzbeete. Vereinzelt stand ein Busch großer Margriten zur Zier in einer Ecke. Es war eines sparsamen Mannes Garten, was Herr Eusebius da sah, und bald erblickte er auch den Eigentümer, den Mechaniker Räber, der hemdärmelig in einem hölzernen Gartenhause dicht an der Straße saß und mit feiertäglichem Behagen die Zeitung las. Das kleine Haus war von Wildreben umsponnen, aber noch war das Laub zu wenig

dicht, als daß es dem Vorübergehenden den Einblick gewehrt hätte.

Als der Apotheker in einem Lehnstuhl auch noch Räbers Frau erblickte, verlangsamte er unwillkürlich den Schritt und betrachtete die Gruppe.

Die kranke Frau war ein Zerrbild. Ihr blond-graues Haar war dünn, ihr Gesicht schmal und ein-gefallen, ihre Hände, mit welchen sie eine Decke auf den Knien hielt, schienen selbst dazu kaum mehr die nötige Kraft zu besitzen.

Räber hörte, daß auf der Straße ein Schritt stockte. Er blickte durch das Gitterwerk. Dann stand er mit einer bescheidenen Höflichkeit auf.

„Ah, da wohnt Ihr also?“ sprach Herr Eusebius ihn an. „Und hübsch wohnt Ihr,“ fügte er hinzu. Dann erkundigte er sich nach der Frau, die müde und fast teilnahmlos in ihrem Stuhle saß.

In Thomas Räber flackerte wieder einmal eine jener kleinen Hoffnungen auf, wie er sie in den letzten Jahren immer wieder gehegt und begraben hatte. Vor seinem schlichten Verstande galt der Apotheker soviel wie der Arzt. Vielleicht — fiel ihm ein — wußte der doch noch etwas für die Kranke. Unzähligen war er schon begegnet, von denen er das gleiche gedacht. Unzähligen hatte er die Krankheitsgeschichte erzählt und ihre Meinung gehört, und immer noch war er nicht ganz müde und hoffnungslos. Das Mittel, das er jüngst in der Apotheke geholt, hatte keine Wirkung getan, aber er konnte wieder fragen, ob es solche tun würde, und hatte das Bedürfnis, wieder zu fragen.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick hereintreten?“ fragte er.

Eusebius willigte ein. Er öffnete ein hölzernes Türchen am Garten, und Räber kam ihm entgegen und führte ihn auf einem kleinen Umweg um die Beete an das Gartenhaus heran.

Frau Maria wendete nun doch ein wenig den Kopf.

„Das ist der neue Herr Apotheker," stellte Räber vor.

Sie nickte kaum merklich und sagte mit einer vor Schwäche und Hoffnungslahmheit tonlosen Stimme: „Ja — so — Sie sind es also? — Aber — auch Ihr Mittel hilft nicht."

„Das kann man noch nicht sagen," fiel Räber ihr entschuldigend ins Wort. „Das ist noch zu wenig lange her."

Frau Maria ächzte, und mit der leise zänkelnden Ungeduld lange kranker Leute schmälte sie: „Ich weiß es — wohl — weiß es. — Wer sollte mir auch helfen können?"

„Euer Mann hat recht," sagte Eusebius, „man muß abwarten. Manche Medizin will ihre Zeit haben."

Die Frau ließ die Lider sinken. Tränen standen in ihren Augen.

Aus dem Wohnhause traten die beiden Kinder Räbers, zum Ausgehen gerüstet. Der zwanzigjährige Georg, der schon neben dem Vater in der Werkstatt der Fabrik tätig war, und Christine, die achtzehnjährige Tochter. Sie näherten sich, und Räber nannte Herrn Eusebius ihre Namen. Sie erschienen als so starke und gesunde Menschen, daß man zu denken versucht war, sie hätten das Blut der kranken Mutter

aufgezehrt, so daß ihr kein rechter Lebenssaft mehr blieb. Der Bursche war von kurzer, gedrungener Gestalt, blondhaarig und von jener schweren Art des Sichbewegens, welche diejenigen an sich haben, die mit Eisen und Hämmern hantieren. Die Tochter war ein hübsches, frisches Mädchen. Im Gesicht hatte sie einen Zug etwelcher Schnippischheit, auch lag in ihrem Benehmen vielleicht etwas Allzufreies, was ihr nicht zum Vorteil war, obwohl man den Blick gerne auf den festen, geraden Gliedern und dem jungen, blühenden Antlitz ruhen lassen mochte. Ihr schlichtes, schon ein wenig zertragenes Kleid zeugte für die Knappheit der elterlichen Mittel, ein neumodischer, in Form und Farbe ihrem Stande nicht angemessener Hut aber schrie aus, daß sie das Auffallende liebte und irgendein unerwartetes Taschengeld in dem Überputz angelegt hatte.

„Wo geht es hin?" fragte Räber die beiden.

Der Sohn wich seinen Blicken aus und zuckte die Achseln, ohne mit der Antwort herauszurücken. Christine jedoch warf in herausforderndem Ton die Bemerkung hin: „Wir wollen in die Schützenhausversammlung und sehen, was da geht."

Räber, der Herrn Eusebius zum Sitzen aufgefordert und selbst sich auf der Gartenhausrundbank neben der kranken Frau niedergelassen hatte, fuhr unwirsch auf. „Unsinn," knurrte er, „laßt das bleiben."

Aber nun muckste Georg. „Was schadet es, wenn man einmal zuhört, was sie da wissen?" sagte er trotzig.

Herr Eusebius hatte, als er durch die Stadt ging, an Plakaten gelesen, daß eine Versammlung

von sozialdemokratischen Arbeitern in die Wirtschaft zum Schützenhaus einberufen war.

„Ich will es nicht haben," sagte Thomas Räber wieder barsch und kurz. „Wir sind nie bei so etwas gewesen und werden auch in Zukunft nicht dabei sein."

„Ich sehe nicht ein, warum," trotzte Christine, die Tochter, mit aufgeworfener Lippe.

„Laß sie einmal gehen," warf mit klagender, weinerlicher Stimme Frau Maria ein. Ihre Nerven waren durch die lange Krankheit empfindlich geworden, und das laute Sprechen der andern tat ihr ebenso weh wie die Tatsache ihrer Uneinigkeit.

Herr Eusebius saß mit verschränkten Armen und gestreckten Beinen. Seine Nüstern blähten sich leise und merkwürdig wie bei einem witternden Tiere.

„Ihr holt euch nichts als Unzufriedenheit," mahnte Thomas Räber die Kinder.

„Kann man sich vielleicht hier daheim Zufriedenheit holen?" erwiderte die Tochter.

Der Sohn fügte hinzu: „Wo es etwas kostet, können wir ja nicht hingehen. So müssen wir sehen, daß wir Hungerleider manchmal ums Teufels Dank etwas andres hören und sehen."

„Alles wegen mir, alles wegen mir," jammerte die Kranke.

Räber war grau im Gesicht. Die Qual stand ihm wie mit Messern hineingezeichnet. Seine Fäuste ballten sich. Zorn flog um seine Stirne, und einen Augenblick schien es, als wolle er aufbegehren und dem jungen Volk den Meister zeigen, der er ihnen immer gewesen war. Dann streifte er mit einem Seitenblick den Gast und nahm sich zusammen. Er

schwieg, wenn auch in seiner geduckten Haltung noch immer Groll lag.

Als sie sahen, daß der Vater nicht länger widersprach, nahmen die Jungen sich das Recht vollends, das er ihnen nicht mit einem gutwilligen Ja hatte herausgeben wollen. Christine fand den flattrigen Ton, der ihnen hinweghalf: „Man muß auch einmal etwas tun, was dem Vater nicht ganz gefällt," sagte sie in halbem Scherz. Dann trat sie auf Räber zu und legte den Arm um seinen Nacken. Das besiegte ihn halb; sie war arbeitsam und hatte es immer verstanden, ihn für sich einzunehmen. Er war vielleicht schwach gegen sie.

„Kommt doch auch mit," sagte Georg.

„Das fehlte mir noch," antwortete Räber, aber es klang ruhiger und fast freundlich, der Groll war am Schwinden. Sie hatten sonst Frieden untereinander und Freude aneinander.

„Nun denn, ade," grüßte Georg.

„Ade," sagte auch Christine.

Sie nickten beide Vater und Mutter zu und grüßten auch Herrn Eusebius, wenn auch mit etwelcher Fremdheit. Dann gingen sie davon.

Thomas Räber schien erst jetzt der Gedanke zu kommen, daß sie sich vor dem Gaste gestritten hatten. „Sie müssen nicht denken, daß wir in Unfrieden leben," sagte er.

Eusebius suchte ihn durch eine beschwichtigende Handbewegung und ein Lächeln zu beruhigen, aber das war nicht so leicht.

„Der Bub ist nicht vergnügungssüchtig," verteidigte Räber weiter.

Die Mutter warf ein: „Im Gegenteil, er ist ganz der Vater. Es ist eine Seltenheit, daß er in ein Wirtshaus geht. Und er ist tüchtig, hat auch schon einen schönen Lohn."

„Die Tochter möchte schon eher manchmal eine Freude haben," meinte Räber, „aber so sind die Mädchen. Und wer kann es ihnen verdenken?"

„Was ist denn Böses dabei, wenn sie in die Versammlung gehen?" fragte Herr Eusebius.

Thomas Räber blickte zu Boden. „Herr Schuppiger sieht es nicht gern," sagte er. „Und dann hat er ja recht. Er bezahlt seine Arbeiter gut."

„Das tut er, ja," echote die Frau.

„Er sorgt auch außer der Fabrik da und dort für die, die ihre Pflicht tun, und will, daß man zu ihm kommt, wenn man ein Anliegen hat. Was braucht man also andre zu fragen, was man für Anliegen haben soll?"

Räber sprach schlicht und treuherzig. Er hatte ein großes Vertrauen zu seinem Arbeitgeber. Dennoch schien es Eusebius, als ob er an den eignen Worten einen leisen Zweifel habe.

„Die Arbeitervereinigungen haben ihre Berechtigung," warf er ein. „Man muß in der Welt nicht nur die Ansicht eines einzigen hören."

Räber schwieg und sah den Apotheker von der Seite an, wie einer, der eine Glocke klingen hört, nach deren Ton er halb zweifelnd, halb mit einem unbewußten Verlangen lauscht.

„Mich bringt keiner zu den Aufwieglern," sagte er aber. „Ich mag dergleichen nicht. Ich bin Zeit meines Lebens für mich gewesen und gut dabei gefahren."

Eusebius erhob sich. „Jeder nach seinem Empfinden," sagte er. Dann gab er der Frau die Hand. „Habt gute Geduld! Laßt das Mittel noch einmal machen, wenn Ihr zu Ende seid damit. Man kann ja nicht wissen — kann ja nicht wissen."

„Gewiß! Nicht wahr?" fing Räber die hoffnungsvollen Worte auf. Er begleitete den Gast wieder durch den Garten.

Als sie an das Holztürchen kamen, stand draußen ein kleiner, brauner Hund, der an Räber emporsprang. Der plumpe Mann liebkoste das Tier und schalt es mit zärtlichen Worten, daß es fort gewesen. Es war jetzt eine große, stille Güte in seiner Art.

Neuntes Kapitel

Herr Gotthold Stillfried dachte oft in seiner geruhsamen Art über seinen Herrn und Arbeitgeber nach und gestand sich, daß nach seinen eignen Erfahrungen und den Äußerungen der Leute dieser ein Mensch sei, von dem man nicht recht wußte, ob man ihm gut oder abhold sein, ob man ihn suchen oder fürchten sollte. Eines aber wußte er ganz gewiß, daß Herr Eusebius in allen Beziehungen ein außergewöhnlicher Geselle und ein ebenso großer Menschenkenner wie ein tüchtiger Berufsmann sei. Die Tüchtigkeit des Apothekers nämlich tat sich schon nach wenigen Wochen seines Daseins denen von Klein-Weltwil und Herrn Gotthold im besonderen kund, indem jener anfing, allerlei Mittelein eigner Erfindung den Leuten anzubieten. Er tat das nicht in marktschreierischer



Weise, sondern bediente sich hiezu der stillen Vermittlung seines Provisors, indem er diesen, wenn Kunden um kleine Schönheitsnachhilfe wie Seife, Zahnpulver, Hautsalben und dergleichen oder um Heilsamkeiten wie Husten- und Heiserkeitsplätzchen, Gichtpflaster und andre Schmerzenstiller kamen, sagen ließ, daß da etwas Neues in der Apotheke selbst hergestellt werde, das sie einmal versuchen möchten. War es Zufall, Glück oder wirkliches Verdienst, Tatsache blieb, daß des Apothekers kleine Erzeugnisse sich bald einer großen Beliebtheit bei den Weltwilern und ihrer Nachbarschaft erfreuen durften und eifrig gelobt und gekauft wurden. Herr Gotthold aber wußte, und es machte sein schlichtes Herz seinem Herrn geneigt, daß dieser auf alle diese Mittel, selbst das einfachste, eifriges Studium verwendete und den Menschen tatsächlich nur Dinge verkaufte, die er auf ihre Wirksamkeit in irgendeiner Weise erprobt hatte, daß er auch nicht mehr als den ihm gerechten Verdienst daran haben wollte und daß er ein Suchender war, der zwar auf diesem Sucheweg allerlei kleine Entdeckungen machte, aber eigentlich einem höheren Ziele zustrebte, demjenigen, nicht nur ein Diener der Ärzte zu sein, deren Mittel er zubereitete, sondern auch selbst immer ausgedehntere Kenntnisse der Heilwissenschaft sich anzueignen und so ein selbständiger Streiter wider Leibesnot und Leibestod der Menschheit zu werden. Manchmal spät abends, wenn die Apotheke geschlossen war und sie sich gegenseitig für die Nacht verabschiedet hatten, hörte Herr Gotthold seinen Herrn, wie er sich noch nach dem Laboratorium begab und viele Stunden dort verweilte. Einmal sogar, da der Weißkopf von

einem Kunden gegen Morgen aus dem Bett geschellt wurde und zur Bereitung eines eiligen ärztlichen Rezeptes in die Apotheke hinunterstieg, sah er schon von weitem einen Lichtschimmer in den hinteren Räumen und fand Herrn Eusebius dort, wie er beim Schein einer einzigen Lampe über uralten Büchern saß, die er jüngst bei irgendeinem Antiquar erstanden und die von der Pflanzenheilkunde handelten. War es nun, daß er in seinen Hausschuhen unhörbar einhergegangen oder daß der andre gänzlich in sein Lesen versunken war, Herr Eusebius gab nicht das geringste Zeichen, daß er seinen Eintritt bemerkt hatte. Er bot auch einen so fremdartigen Anblick, daß der alte Mann unwillkürlich einen Augenblick auf der Schwelle stehenblieb, um ihn zu betrachten. Offenbar hatte jener sich zuerst mit Kochflamme und Retorten beschäftigt, denn noch glostete der Docht der Lampe, welcher kein Brennsprit nachgegossen worden war, und allerlei halbgefüllte Gläser standen um den Lesenden herum. Er selbst aber saß so zusammengekauert, so mit dem Blick in dem vor ihm liegenden Buche bohrend, daß er einem jener Magier glich, wie Stiche sie aus mittelalterlicher Zeit uns schildern, da Aberglaube und Hochstaplertum an der Tagesordnung waren. Die Beine hielt Herr Eusebius übereinander geschlagen. Die weißen, langen und schmalen Hände lagen auf den vergilbten Blättern, und von den schlanken Fingern aus schien durch die ganze geschmeidige Gestalt wie ein leises Zittern der Erregung zu laufen.

Noch während aber Stillfried so in Schauen versunken war, sprach der Lesende ihn mit tiefer, ruhiger Stimme an: „Treten Sie nur herein, Herr Gotthold.“

Er wendete sich dabei nicht um. Die Art aber, wie er zu erkennen gab, daß er den andern allem Anschein zuwider doch gehört, hatte etwas Verblüffendes für diesen, so daß er sich augenblicklich einer gewissen Scheu wie vor einem Fremdartigen, Übernatürlichen nicht erwehren konnte.

Während Stillfried aber nun im Laboratorium zu hantieren begann, glitt Herr Eusebius lautlos von seinem runden Schraubstuhl. Er reckte sich und lehnte sich dann an den Tisch. Stillfried sah in ein vom Nachtwachen schneebleiches Gesicht und begegnete dunklen Augen, die wie von Fieber groß und glänzend waren. Es lag noch immer eine Verlorenheit in dem Blick, als ob Eusebius der Inhalt des Buches noch beschäftigte, und halb geistesabwesend hob er die Hand und strich die schwarze, weiche Locke aus der Stirn.

„Ich gehe gleich wieder. Ich will nicht stören," sagte Stillfried.

Nun erst erwachte der andre, ging hinüber und nahm das Papierblatt mit der ärztlichen Anordnung auf, welches Stillfried neben sich auf den Tisch gelegt hatte. Er betrachtete es und zuckte mit den Schultern, als ob er die ärztliche Bestimmung kritisieren wollte.

„Wir sind doch alle Stümper," sagte er in einem Ton, wie wenn er dabei in Gedanken nach etwas suchte. Er ließ abermals seine Blicke über das Rezept gehen. „Es ist doch nur ein Tasten und Versuchen, wenn einer zu heilen unternimmt. Manchmal findet er die Schlüssel zu Rätseln und kann in die Tiefe. Aber nur manchmal, nur manchmal!"

Stillfried mußte ihn immer wieder ansehen.

„In den Büchern da, alter Mann“, begann der Apotheker wieder, „in den Büchern da liegen auch Schlüssel, mehr noch in der Natur, von der sie handeln. Irgendwo wächst ein Kraut, ein Wunderkraut, das den Tod aus der Welt jagt. Vielleicht findet es einer eines Tages und hat der Welt ewige Mühsal auf dem Gewissen, wenn er ihr ewiges Leben gibt. Schlimmer als an Leibesbresten krankt sie an Narben und Schäden der Seele. Und da sind wir wieder Stümper, Stillfried, größere Stümper, weil wir die weitverzweigten Wurzeln nicht erkennen.“

Er trommelte mit den Fingern leise auf die Bücher, in welchen er gelesen. Seine Rede aber ähnelte diesem Spiel, sie war ein sprunghaftes Anklingenlassen von Worten und Gedanken.

Unterdessen hatte der Provisor die Medizin zubereitet und trug sie dem Kunden hinaus. Als er zurückkam, fragte er: „Wollen Sie sich nicht zu Bett legen, Herr?“

„Ich brauche wenig Schlaf,“ antwortete dieser.

Stillfried wußte nicht, ob er gehen oder bleiben sollte.

Da fragte Herr Eusebius plötzlich wieder, wie schon einmal: „Was halten Sie von diesem Weltwil?“

„Das haben Sie mich schon früher gefragt,“ antwortete der Alte.

„Es laufen Fäden in dieser Stadt zusammen,“ murmelte Herr Eusebius Fuchs. „Fäden aus dem Gespinst, aus dem das Schicksal der Welt gesponnen ist. Das ist nichts Besonderes. An jedem Ort sind Teile des Netzes. Aber hier — es ist das erste Mal, daß ich sie sehe oder mir die Mühe gebe, sie zu sehen.“

Plötzlich unterbrach er sich. „Sie, Stillfried," sagte er, „sind eine Ausnahme, die mir zu denken gibt."

„Ich?" fragte Gotthold. Er wußte nicht, was er aus den Worten des andern machen sollte.

„Sie sind ein stilles Wasser," fuhr dieser weiter, „aber kein geheimnisvolles, sondern ein klares. Mich wundert nicht seine Tiefe, sondern seine Stille."

Der Alte lächelte verlegen. Wo zielte das alles hin?

„Sie sind ohne Ehrgeiz. Was andern natürlich schiene — zum Beispiel, daß Sie gelüstet hätten, hier Apotheker zu werden, das — liegt Ihnen fern."

Gotthold Stillfrieds Gesicht leuchtete auf. Es brach ein warmer Glanz aus seinen weißüberbrauten Augen. „Vielleicht, als ich jung war, hätte ich so gedacht, wie Sie es erwarteten," sagte er.

„Wenn es nicht nachtschlafende Zeit wäre, würde ich Sie bitten, mir Ihre Geschichte zu erzählen," sagte Herr Eusebius.

„Sie wäre weder lang noch spannend," entgegnete Stillfried.

„Ist sie das eine nicht, so mag sie mir das andre mehr sein, als Sie denken," erwiderte jener. „Und da man sagt, daß alte Augen nicht viel Schlaf brauchen, wie wäre es, wenn wir uns noch ein wenig setzten?"

Er wies auf die beiden Drehstühle, die an den Arbeitstischen standen.

Still ging der Weißkopf zu dem seinen hinüber. Auch Eusebius setzte sich. Stillfried stützte die Ellbogen auf die Knie und saß gebückt. Die eine Lichtflamme an der Diele warf ihren Schein über seinen wie Seide schimmernden Scheitel.

Es war eine seltsame Stunde und ein seltsamer Ort. In einer Ecke nahe dem Platze, wo Eusebius lesend gesessen, stand ein Totenkopf, dessen Schädel aus dem Halbdunkel leuchtete und der aus tiefen Augenhöhlen auf die zwei Männer stierte.

Jetzt sprach Gotthold Stillfried mit seiner sanften, tiefen Stimme, die gleichmäßig und schön klang wie eine Mitternacht schlagende alte Uhr. „Ich verstehe schon, was Sie meinten, Herr. Sie dachten, daß ich ehrgeizig wäre, wie es nun einmal Menschenart, da doch Leben heutzutage gleichbedeutend mit Wünschen ist. Man kann sich das Wünschen und Planen abgewöhnen. Oder besser, das Leben selbst gewöhnt es einem ab. Es nimmt unsre Hoffnungen und bricht sie leise gleich wehmütig knackenden Stäbchen entzwei. Wenn man das Knacken oft genug gehört hat, dann wird man still und bescheiden und gewöhnt sich daran, keine neuen Stäbe zu schneiden."

Dann begann er unversehens seine Geschichte: „Ich, Gotthold Stillfried, bin eines kleinen Schreiners Sohn, welcher in einer der engsten Gassen von Zürich seine Wohnstatt hatte. Des Vaters Werkstätte lag im Erdgeschoß neben der Haustüre und hatte zwei blinde, schmutzige Fenster, denen auch größere Reinlichkeit der Scheiben nicht viel genützt hätte, da sie doch nichts als ein paar Gassenpflastersteine und darüber hinaus die graue Mauer des Nachbarhauses zu überblicken hatten.

Der Vater war Schreiner, aber eigentlich schreinerte er immer nur ein bestimmtes Gebrauchsstück, nämlich Särge, und eignete sich darin eine solche Fertigkeit an, gewann auch einen solchen Ruf, daß er nach kurzer



Zeit schon das Aushängeschild über seiner Werkstätte neu malen ließ und sich darauf nicht mehr einen Schreiner, sondern einen Sargmacher nannte. Unzählige solche schwarze und braune Menschenruheplätze habe ich aus der Wohnung meines kleinen, spitzbärtigen Vaters hinaustragen sehen, und es war doch, wie mir schien, nie eines dieser Brettergehäuse gleich wie das andre, was mich jetzt in meinen alten Tagen veranlaßt zu glauben, daß mein lieber Schreiner und Vater etwas mehr als nur ein Handwerker, vielmehr in seiner Art ein, wenn auch noch so geringer Künstler gewesen sein muß. Er ließ nämlich nicht wie die andern Berufsgenossen noch den Maler und den Beschlager an seine Arbeit heran, sondern besorgte alles selbst, hielt auch keinen Gesellen, so daß der erste und letzte Werkstreich an solch einem Totenhaus von ihm selbst getan war. Natürlich folgte er bei der Ausstattung den Anordnungen und dem Geldsäckel seiner Kundschaft, aber, ich selbst, als ich alt genug war, nicht nur zu schauen, sondern auch zu denken, bemerkte, daß er sich in der Liebe, mit welcher er einen Auftrag ausführte, nicht dadurch beeinflussen ließ, ob vornehm oder gering sein Besteller war. So sah ich einmal auf eines Mannes Sarg, der aus dem Armenhause verstorben, zierlich von gemalten weißen Astern umkränzt die Worte stehen: „Ist keiner je ganz arm im Leben, er hat noch dies, es aufzugeben."

Dergleichen Sprüchlein brachte, wie ich bald herausbekam, der Vater ohne Ansehen des Standes und der Person bald da, bald dort auf einem Sarge an. Die Leute fragten vielleicht nicht viel danach oder nahmen es als etwas zur Gepflogenheit Gehöriges,

aus irgendeinem frommen Buche Stammendes hin. Ich aber wußte, daß der Vater diese Sprüche aus dem schlichten Schatzkästlein seiner Seele holte, und wenn ich so zum Beispiel auf dem Sarge eines lieben alten Nachbarn und Freundes, den sie uns eines Tages vertrugen, die Worte las: „Geh hin getrost, geh hin gemach, wir sind schon auf dem Weg dir nach," so war ich gewillt zu denken, daß hinter dem Schreiner und Schaffer ein Poetlein und kleiner Philosoph stecke, dem gut zu sein und vor dem Hochachtung zu haben eine rechte Pflicht sei. Ich bekam auch bald Ursache, die Verständigkeit und das Wohlwollen meines nächsten Anverwandten aus eigner Erfahrung zu rühmen. Wie ich von klein auf ein nachdenklicher, langsamer und zu körperlicher Arbeit untauglicher Bub gewesen, so konnte ich auch dem Handwerk meines Vaters, zu dem dieser mich anfänglich zu erziehen gedachte, keinen Geschmack abgewinnen. Ich hatte vielmehr durch einen Schulkameraden, welcher der Sohn vermöglicher Apothekersleute war, Gelegenheit bekommen, in dessen Hause und einige Male in Konzertsälen gute Musik zu hören, und in meiner zaghaften und lebensunwissenden Seele erwachte ein rechter und heißer Hunger nach dem heiligen Brote der Kunst. Als ich nun einmal zur Weihnachtszeit meinem Vater mit dem Wunsche nahte, Klavierunterricht nehmen zu dürfen, und behauptete, das sei das höchste und einzige Begehren, das ich an seine Liebe zu stellen hätte, sah der kleine Mann, dem Haar, Bart und Gesicht immer ein wenig vom Sägemehl seiner Bretter bestäubt waren, mich zwar anfänglich recht überrascht und befremdet an, aber er erkundigte sich doch auf seine etwas um-

ständliche Weise unter der Hand, wo und wie ich meiner musikalischen Lern- und Ehrgier Genüge tun möchte. Eines Tages eröffnete er mir, daß er mich an der städtischen Musikschule angemeldet hätte und warf mich damit in einen Strudel von Freude und Schrecken, Freude, weil mir mein Herzensverlangen erfüllt war, und Furcht, weil die Musikschule eigentlich nur von Kindern höherer Stände besucht wurde. Indessen gewöhnte ich mich bald an die neue Umgebung, und es gelang mir, im Unterricht unter den Ersten zu sein.

Unter der leiblichen Zufriedenheit und dem zeitweiligen Lobe meiner Lehrer wie meines verwitweten Vaters kam ich durch die Knabenjahre in die Jünglingszeit hinauf. Der Vater hatte mir ein Klavier gemietet, das vier Männer unter heftigem Keuchen und noch heftigerem Fluchen in mein schrägdieliges Dachkämmerchen hinaufgeschafft hatten und vor dem ich manche Stunde des Tages saß. Manchmal sahen mir da oben die Sonne und manchmal der weiße Mond geruhsam zu, wie ich spielte, und in dem goldenen wie in dem silbernen Licht, das sie in meine Kammer warfen, tanzten nicht nur die Tasten unter meinen gelenkigen Fingern, sondern tanzten himmelzu auch allerlei Melodien und Träume, wie sie meine Seele in das Licht spann; denn ich war damals voll großer Hoffnungen, ebenso wie voll Klingens und Singens. Ich las von dem Knaben Mozart und fühlte mich ihm verwandt. Ich sah Wege zum Ruhm offen — hoch — hoch hinauf.

Mein Leben glitt ohne Erschütterungen eine Weile glatt und schön dahin. Ich war gut gelitten bei den

Leuten, ein blonder, allmählich aufschießender, nur etwas schmächtiger und bleicher Mensch. Die Freundschaft mit Fritz Leutenegger, dem Apothekerssohne, der eine Gasse weiter in seines Vaters eignem hohen und stattlichen Hause wohnte und dem ich die erste musikalische Anregung verdankte, hatte sich mit den Jahren noch befestigt, und sie bekam für mich eines Tages noch einen neuen Reiz, indem neben der Gestalt des Knabenfreundes die seiner einzigen Schwester, des Sophieli, hervortrat. Ich weiß mich nicht zu erinnern, an welchem Tage ich des blonden kleinen Mädchens zuerst gewahr wurde, von dessen Anmut mir nur ein zierliches Näschen erinnerlich, das ich immer als eine der größten Menschenschönheiten angestaunt. Aber es fügte sich im Laufe der Zeit und aus offenbar unmerklich ineinander versponnenen Ursachen, daß ich allmählich nicht an meinen Fritz Leutenegger denken und ihn mir vorstellen konnte, ohne daß neben dem seinen das Gesichtlein des Sophieli auftauchte. Ebenfalls im Laufe der Zeit ereignete es sich — das Sophieli war wie ich im Wachstum nicht stillgestanden —, daß ich das Leuteneggersche Haus nicht mehr ohne heimliches Herzzittern und Herzhoffen betreten konnte. Das ist leichter nach seinen Äußerlichkeiten erzählt als nach seinen Ursachen geschildert. Ich wußte von mir selber viel zu wenig und dachte auch viel zu wenig über mich selber nach, als daß ich mir gestanden hätte, das Sophieli sei neben der Musik für mich die höchste Lebenskostbarkeit. Ein paar Jahre ließ ich mir es wohlgefallen, daß ich die Musik und das Mädchen hatte, und erlebte weder mit der einen noch mit der andern mehr als eitel Glück, weil ich

mir unbewußt daran genügen ließ, ihr Wesen scheu und andächtig zu genießen. Manchmal hatte ich in der Musikschule eine Prüfung und mußte mich dabei vor den Leuten hören lassen. Manchmal fuhr ich mit dem Sophieli im Winter auf dem Eise Schlittschuh. Beides waren Siege für mich, deren Freude noch lange in mir nachbebte, obwohl sie im Grunde unendlich wenig zu bedeuten hatten.

Die Zeit verging.

Der gute Vater gönnte mir noch immer meine musikalischen Studien, aber er wollte auch, daß ich festen Boden unter den Füßen behielt, und da ich selbst nicht zu klaren Wünschen und Entschlüssen für die Zukunft kam, beredete er die Sache mit Leutenegger, dem Apotheker, der sein Jahrgänger und Duzfreund war, und bestimmte mich hierauf für die Laufbahn, in welcher ich mich noch jetzt befinde. Ich habe keinen so gründlichen Studiengang hinter mir, wie zu rechtens jetzt von den Pharmazeuten verlangt wird, aber in der Lehre bei Leutenegger und später hier in Weltwil eignete ich mir wohl reichlich so viel Erfahrungen und Kenntnisse an, daß ich imstande gewesen wäre, einer Apotheke vorzustehen.

Bald nachdem ich die Schule verlassen und in Leuteneggers Lehre getreten war, fingen die Betätigung eines ausübenden Musikers und die heimliche Träumerei und Tasterei an meinem Klavier oben in meiner Kammer an, mir nicht mehr zu genügen. Ich begann, meine musikalischen Gedanken und Empfindungen niederzuschreiben. Der Direktor der Musikschule, an welcher ich als einer der vorgerücktesten Schüler ein gewisses Ansehen genoß, ein gütiger und verständiger

Mann, lobte meine Erzeugnisse und gab mir Gelegenheit, meine Kompositionen vor einem größeren Zuhörerkreise zu Gehör zu bringen. Man konnte in jenen Tagen in den städtischen Zeitungen allerlei Lob meines Könnens lesen, und ich schwelgte in Hoffnungen und Seligkeiten, meinte, daß mein Talent mir die Türe der Apotheke auftun würde zum Hinausgehen und das weite Tor der Kunst zum Hineintreten, ja, sah mich im Geist eines Tages schon an der Stelle meines Direktors stehen.

Im Leuteneggerschen Hause sprach man mit einer gewissen Achtung von meiner Begabung, um so mehr, als ich auch in meiner Eigenschaft als Lehrling meine Pflicht tat. Freund Fritz, der gern ein wenig großsprach, nahm einigemal den Mund sehr voll, als er von meinen Musikerfolgen berichtete. Da sah ich zum erstenmal zwei blaue Augen mit einer leisen Teilnahme sich auf mich richten. Diese Augen waren, ohne daß ich es bemerkt hatte, ernsthafter und nachdenklicher geworden und hatten das kindisch Schelmische oder Oberflächliche, das sie wohl früher gehabt haben mochten, verloren. Das Sophieli war schlank und groß geworden und stand mit mir beinahe gleichhoch in den Schuhen.

Wir bekamen damals einen harten, kalten Winter, der unsern lieben langen See bezwang und eine dicke Eisdecke über seine ganze Fläche spannte. Eines Sonntags taten Fritz, das Sophieli und ich uns zu einer weiten Schlittschuhfahrt nach einem der Oberseedörfer zusammen, hatten einen fröhlichen Hinweg und wurden auf der Heimfahrt von einem dichten Nebel und leisen Schneefall überrascht. Wir

waren allein auf der weiten Eisfläche. Wenigstens bemerkten wir keine andern Leute, denn so schwer legte sich der graue Nebel über den See, daß wir sogar das Ufer, in dessen Nähe wir uns möglichst hielten, immer wieder aus den Augen verloren. Durch Zufall blieb Fritz ein wenig zurück, und als ob er im Nebel versunken wäre, vermochten wir plötzlich auch ihn nicht mehr zu finden. Wir riefen nach ihm, und es schien uns wohl, als antworte weit, weit in der Ferne seine Stimme, allein alles Suchen war vergebens. Wir standen einen Augenblick ratlos. Das Sophieli aber meinte nach einigem Besinnen, wir dürften uns nicht von der Dunkelheit überfallen lassen, sondern täten gut, unsern Weg fortzusetzen, da Fritz, der ein vortrefflicher Läufer war, sehr wohl die Stadt allein erreichen werde. Nun taten wir uns näher zusammen und reichten uns, um einander nicht zu verlieren, die Hände. Dann zogen wir aus.

Es war eine merkwürdige Stunde. Die Welt um uns wurde immer düsterer, nur der Boden, auf dem wir dahinglitten, war auf ein kleines Stück sichtbar, und er war weiß; denn auf das graue Eis legte sich ein Reif von verträumt fallenden Flocken, die sofort anfroren, so daß der Stahlschuh mühsam glitt und ein schneidendes Geräusch entstand. Um uns nichts als graue Einsamkeit. Wohl schien es hier und da, wie wenn der Schatten einer Gestalt vorüberhuschte. Wir meinten manchmal Menschen reden zu hören, und einmal klang eine Kirchenglocke durch den Nebel, aber wir waren jetzt vom Ufer abgekommen und hätten nicht zu sagen vermocht, von woher die Glockenstimme wie ängstlich nach uns rief. Die Stille und

Leere begann mir unheimlich zu werden, aber ich sprach nicht. Mit fast starrsinniger Eile fuhr ich geradeaus und leitete das Sophieli neben mir her. Da stolperte das Mädchen und verlor den Schlittschuh, so daß wir beinahe beide auf das Eis hingeschlagen hätten. Ich schnallte ihr den Stahl fester an und versuchte zu scherzen: „Wir sind aber zwei Gesprächige, wir."

Aber sie ging nicht auf meinen leichten Ton ein, und ich merkte, daß sie müde war.

„Ob wir wohl noch weit von zu Hause sind?" fragte sie und suchte mit angstvollen Blicken in dem dichten Grau, das uns umschloß. „Und ob wir wohl den Weg finden?" fügte sie zögernd und noch leiser hinzu.

Es war kalt geworden. Ihre Pelzmütze war ganz weiß. Auch an ihre schwarze, knappe Astrachanjacke, selbst an ihre feinen Brauen hatte sich der weiße, sternige Reif gesetzt. Ihr Gesicht war leise gerötet, aber mit dem Ausdruck der stillen Angst darauf so lieblich, daß mir das Herz davon mächtig bewegt wurde und ich in diesem Augenblick eine gewisse Entschlossenheit, Männlichkeit und Überlegenheit gewann, die sonst nicht in meiner Art lagen. Ich sah sie mit einem mutigen Lachen an und munterte sie mit ein paar Worten auf. Dann faßte ich ihre Hände fester und zog sie näher zu mir.

Es begann nun eine so wundersame Reise, daß ich bis auf den heutigen Tag nicht weiß, wie lange sie gedauert haben mag. Ich meinte und meine es noch heute, daß Sophie den Druck meiner Hand stets und gern erwiderte. Zuweilen, während wir wort-

los wie bisher dahinfuhren, wendete ich den Kopf nach ihr und wunderte mich, wie groß und schlank und jungfrauhaft das Kind schon war. Ich konnte mich an dem süßen Gesicht nicht satt sehen. Die Häufigkeit aber, mit der ich ihre Augen suchte, mochte auch ihr auffallen; denn sie begann die Blicke zu verstecken und dann doch plötzlich von Zeit zu Zeit sie mir schelmisch aufzudecken, so daß ich wohl merkte, es sei auch ihr ein ergötzlich Spiel.

Wir dachten beide nicht mehr an Verirren und Gefahr, ja achteten nicht einmal der indessen eilig hereinbrechenden Nacht, sondern gewahrten es mit Überraschung, als auf einmal der Nebel vor uns eine rötliche Färbung bekam und bald ein Summen und Surren, das die Nähe einer großen Menschenschar verriet, zu uns herüberdrang. Unwillkürlich verzögerte ich die Eile meines Laufes. Auch Sophie gab dem willig nach. Ich legte den Arm um ihre Hüfte, und sie schmiegte sich froh und eng an meine Seite. Wir wagten aber wohl irgendwie beide nicht, völlig anzuhalten, sondern fuhren, wenn auch langsamer, weiter und befanden uns bald genug inmitten eines großen Gewimmels von Schlittschuhläufern, die auf dem dicht an der Stadt gelegenen und von Fackeln beleuchteten Seeteil sich ergötzten.

Gerade als wir in diesen Menschenhaufen hineinfuhren, sah das Sophieli noch einmal zu mir auf, und ein froher Schrecken durchzuckte mich bei diesem Blick. Es war eine merkwürdig deutliche und verständliche Sprache darin, wie Bedauern und dann wieder wie Dank. Und neben dem Verständlichen lag etwas Geheimnisvolles, das noch süßer war.

Auf dem Heimwege geschah nichts Außerordentliches mehr. Wir fühlten uns beide unfrei unter den Blicken der uns Begegnenden und sprachen nur über alltägliche Dinge. Der Weg war auch nicht weit. Zu Hause fanden wir Fritz schon vor, und da es spät geworden, verabschiedete ich mich bald von den Kameraden und begab mich nach dem väterlichen Hause. In mir sang und klang es aber so wundersam, daß ich für den Alltag ganz verloren war, den Vater vergaß und die harrende Abendmahlzeit und nach meiner Kammer stieg. Hier wollte mich mein alter Herr wohl rufen, aber ich hatte mich eingeschlossen, sagte, daß ich unterwegs gegessen hätte und an meiner Arbeit sei, und setzte mich an mein Instrument. Der Vater, ein wenig schon an Sonderbarkeiten seines Sohnes gewöhnt und dieselben wohl in kopfschüttelnder Nachsicht und Güte dem angehenden Künstler zugute haltend, begab sich hinweg. Ich aber saß stundenlang und spielte. Vielleicht habe ich in jener Musik das Beste meines Lebens gegeben; denn was ich spielte, kam aus einer weiten, glücktönenden Seele, die an diesem Abend von wundervollen Weisen reich und voll war. Ich habe nichts davon niedergeschrieben, und so ist das verhallt — lange verhallt. Ich höre nur manchmal noch wie ein Echo."

Der Alte lehnte sich ein wenig in den Stuhl zurück, als ob er lausche. Er war nicht mehr der stille, gewissenhafte, ein wenig hausbackene Mensch. Unter seinem dichten weißen Haar leuchtete die Stirn, und die gütigen Augen hatten eine sinnende Tiefe.

„Nun denken Sie wohl, lieber Herr," fuhr er dann weiter, „daß die großen Ereignisse erst kämen? Aber — aber — sie sind schon vorbei. Ich habe oft darüber nachgedacht. Die einen mögen mich vielleicht der Beschränktheit zeihen, der Schläfrigkeit, des Mangels an Entschlossenheit. Vielleicht haben sie recht. Von jenem Tage an lebten wir drei, Fritz, das Sophieli und ich, nebeneinander hin, wie wir immer gelebt hatten. Ich freilich fand alles viel schöner und köstlicher, als es je gewesen war. Sophie begegnete mir mit einer großen Herzlichkeit. Kleine grüßende, heimliche Blicke, der feste Druck ihrer Hand, eine Weichheit in ihrer Stimme brachten mir jeden Tag neu die Gewißheit, daß auch sie der gemeinsamen Fahrt und ihrer Bedeutung gedachte. Ich fühlte, daß sie mir gut war, und es genügte mir, das zu wissen und ihr durch ebensolche kleine Zeichen meine Liebe zu beweisen. Daran, sie mir fester zu verbinden, war ja noch nicht zu denken. Einmal, weil ich noch zu jung war, zum zweiten, weil meine Zukunft noch so dunkel war wie damals der Nebel auf dem gefrorenen See, zum dritten, weil ich wohl einst als bekannter und geschätzter Musiker, der ich zu werden hoffte, nicht aber als schlichter Sargmacherssohn die Augen zu der hablichen Bürgertochter zu erheben wagen durfte. Zwei Jahre ließ ich gehen und nährte mich von Sophies kleinen, geheimen Liebesgeschenken, die niemand als ich als solche erkennen konnte. Ich wurde dabei ein brauchbarer Apothekergehilfe, und mein Ruhm als Komponist und Klavierspieler war in der Stadt nicht klein und machte eben Anstalt, über deren Weichbild hinauszudringen, indem

mein lieber Direktor, Förderer und Freund anfing, mir auch auswärts Konzertverpflichtungen zu verschaffen. Schon trug ich mich mit dem Gedanken, den Apotheker ganz an den Nagel zu hängen und mich nur meiner Kunst zu widmen, da kamen zwei Ereignisse, die mein Leben umgestalteten. Mein Direktor starb plötzlich, und an seine Stelle kam ein junger, feuriger Mann, der in wenigen Monaten die Schule völlig umgestaltete. Es ging ein neuer, mir fremder und unverständlicher Zug durch sein Wesen und seine Kunst. Ich merkte sehr bald, daß er mich über die Achsel ansah. Er nannte das, was mir bisher als Höchstes und Heiligstes erschienen war, veraltet und weichmütig. Er stellte Forderungen auf, die ich nicht erfüllen konnte noch wollte. Da gab ich mein Studium an der Schule auf und nahm mir vor, mich selbst und in der Stille durch doppelten Fleiß zu fördern.

Aber die Stadt hörte auf den neuen Mann. Sein Feuer zündete. Seine Anhängerschaft wuchs, und je mehr Freunde seine Schule gewann, um so mehr Boden wurde dem entzogen, was ich gelernt und in dem ich erst seit kurzem zu einer Art Meister mich emporgeschwungen. Ich verzagte nicht an mir selber. Was ich erlernt und gewonnen, das entsprach meinem innersten Wesen. Ich hielt und halte es für das Rechte. Aber ich sah bald ein, daß seine Zeit vorüber war. Es war mir zu heilig, als daß ich es belächeln lassen wollte. So ging ich mit allem, meiner Kunst und meinem Spiel, zurück auf meine Stube, von der ich ausgegangen.

Bei den Leuten war ich bald wieder nur noch der Apothekergehilfe. Die wenigsten hatten übrigens

gewußt, daß der junge Musiker, den und dessen Kompositionen sie einst gern gehört, einen bürgerlichen Beruf gehabt, und als dieser Musiker vergessen ging, fiel es niemand ein, ihn in dem Apotheker wieder zu suchen. Der Rückschritt tat meinem Ehrgeiz weh, aber ich sagte mir, daß ich keine Schuld hätte, und das gute Gewissen verhalf mir zu einer Gelassenheit und Herzensruhe, die mir vielleicht von Schaden war. Zudem hatte ich ja Sophie. Auch vor ihr und in ihrem väterlichen Hause musizierte ich noch, und es schien mir, daß sie mir gern lausche und nach wie vor an meiner Arbeit Anteil nehme. Noch immer lebte ich von ihren warmen, heimlich leuchtenden Blicken und nährte meinen Mut von dem festen Druck ihrer kleinen Hand. Was mir zuerst auffiel und mich befremdete, das war, daß mein Freund und Kamerad Fritz bei meinen musikalischen Vorträgen kühler war als früher. Einmal fing ich ein Lächeln auf, das er, als ich eben eine meiner Kompositionen zu Ende gespielt, seiner Schwester zuwarf. Ich erschrak, und der Schrecken wuchs, je mehr ich über dieses Lächeln nachdachte. Es verriet mir eine Unaufrichtigkeit des Freundes. Es schien mir so, als ob er der Schwester zugewinkt hätte, ihr Einverständnis für eine Mißachtung fordernd, die er für mein Werk empfand. Was damals heimlich sich mir zeigte, das konnte ich bald durch freie Worte des Freundes bestätigt hören. Er zeigte sich eines Tages im Beisein Sophiens als ein begeisterter Anhänger der neuen Musikrichtung und erging sich in überlegenem Spotte über meine Ansichten, ohne daß ich ihm ob seines Freimuts hätte zürnen dürfen.

Sophie sagte nicht viel zu seinen Äußerungen. Sie widersprach ihm nicht eigentlich, aber sie gab ihm auch nicht recht, und ihr Wesen mir gegenüber blieb immer dasselbe freundliche und von heimlicher Wärme durchflutete.

Längst war inzwischen im Leuteneggerschen Hause von einer Reise die Rede gewesen, die mein Mädchen zu einer nahen Verwandten nach Paris unternehmen sollte, und eines Tages erfuhr ich, daß der Reisetag festgesetzt und nahe vor der Türe sei. Eine leise Sorge erfüllte mich, deren Ursache ich nicht so recht erkannte; aber sie verließ mich wieder, als Sophie beim Abschied seltsam bewegt erschien und vom Zuge aus, an den ich sie mit Fritz begleitet hatte, immer wieder mit feuchten Augen die meinen suchte. Es schien mir, daß sie noch nie vorher mir ihre Anhänglichkeit so offen kundgetan, und ich ging von diesem Abschied als ein glückseliger Mann nach Hause, getröstete mich auch der Gewißheit, daß Sophie mir, wie sie versprochen, Nachricht von sich geben werde. Bald kam eine Karte von ihr, deren baldiges Eintreffen mir volle Entschädigung für den harmlosen und lediglich die glückliche Ankunft meldenden Inhalt war. Nun dauerte es freilich geraume Zeit, bis dieser Karte ein Brief folgte; aber nach vier Wochen kam doch ein solcher, der mir ausführlich die Reise und die seitherigen Erlebnisse des Mädchens beschrieb. Er war sehr lang und recht klug. Die Schreiberin sah die Welt mit hellen Augen an und wußte in guter Form von dem Geschauten zu erzählen. Ich hatte mit klopfendem Herzen den Umschlag gelöst. Als ich gelesen hatte, saß ich mit einem Empfinden

von Wehmut und Leere da. Sophie schrieb, als ob sie einen Aufsatz für die höhere Schule zu schreiben gehabt hätte, und ohne daß etwas in der Tiefe mitklang, etwas, was für mich allein gewesen wäre. Ich las den Brief wieder und fand doch nicht, was mir wohlgetan hätte und was ich vielleicht, ohne es zu wissen, erwartet hatte. Ich suchte an diesem Tage, während ich im Leuteneggerschen Laboratorium beschäftigt war, immer wieder nach Fritz, der mich sonst wohl manchmal grüßte, während er — er studierte an der Universität — zu Hause war, aber er war nicht zu sehen, und so hatte ich keine Gelegenheit, von Sophie zu sprechen.

Ich dachte damals nicht weiter über die Tatsache, daß Fritz sich nicht zeigte, nach. Erst im Laufe der nächsten Tage fiel es mir auf, daß es nicht mit natürlichen Dingen zugehen konnte, wenn wir einander jetzt kaum mehr sahen. Dann überzeugte ich mich, daß er mir auswich, daß die Art, wie die ganze Leuteneggersche Familie mir begegnete, merklich kühler geworden war. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen, daß die Anfänge dieser Kühle bis zu dem Tage von Sophiens Abreise zurück zu verfolgen seien. Ich begann auf allerlei Kleinigkeiten aufmerksam zu werden. Mein Lehrmeister war ungeduldiger als früher, manchmal sogar schroff, Fritz vermied mich in immer auffallenderer Weise, kurz, es schien mir, als ob ich ihnen plötzlich lästig geworden sei. Ich war zeitlebens ein Mensch, der mit sich selbst abmachte, was ihn bewegte und seine Angelegenheiten nicht vor andre trug. So bedachte ich wohl die Vorfälle und bekümmerte mich so sehr darüber, daß ich

manche Nacht schlaflos lag, aber meinem Meister und meinem Kameraden gegenüber behielt ich die alte, gleichmäßige Art, hatte ja auch ein reines Gewissen und hoffte, daß sie selbst früher oder später einsehen würden, es geschehe mir Unrecht. Vielleicht hatten sie erwartet, daß ich auf Rechte pochen würde, die sie mir im Laufe der Zeit eingeräumt, und waren nun angenehm berührt, daß ich bescheiden im Hintergrund blieb. Herr Leutenegger selbst wenigstens fand bald wieder den väterlichen, gütigen Ton, den er mir gegenüber immer gehabt, und auch Fritz suchte all-allmählich mit der früheren ungezwungenen Kameradschaftlichkeit mit mir zu verkehren, wenngleich er eine gewisse Überlegenheit, ein wenig heimlich lächelnde Mißachtung mir gegenüber behielt.

Wie soll ich nun schildern, was geschah, da doch die Ereignisse sich gleichsam aus nichts, aus Unbestimmbarkeiten ergaben? In meinen kampferfüllten Nächten sagte ich mir, daß ich offen mit Vater und Sohn Leutenegger reden sollte, daß je ferner sie mir kämen, um so mehr auch der Abstand zwischen Sophie und mir wachsen werde. Allein da war nun ein mächtiger Dämpfer für meinen erwachenden Stolz und ein gar tyrannischer Unterdrücker all meiner hochstrebenden Hoffnungen, die Erkenntnis, daß ich ein Nichts- und Niemandmann sei, ein vom Thron gestürzter Könner, auf den die Leute nun wie auf einen flügellahmen Vogel halb mitleidig, halb gelangweilt herabsahen. Ich hatte keinen Ruhm, an dem ich mich hätte aufrichten können.

Es zitterte in diesen Tagen eine Vorahnung dessen, was sich ereignen werde, durch meine Seele.

Jener Brief von Sophie blieb der einzige. Herr Leutenegger oder Fritz richteten mir indessen manchmal Grüße von ihr aus und erzählten mir, wie abwechslungsreich sich ihr Leben gestalte und wie sie viel neue Orte und neue Menschen kennen lerne. Man begann auch wieder von ihrer Heimkehr zu sprechen. Noch ehe diese aber erfolgte, wurde ich von einem großen Gesangverein, dem mein Vater als langjähriges Mitglied angehörte, aufgefordert, in einem Konzert mitzuwirken. Ich erfuhr nachher, daß man auf mich aus Sparsamkeitsrücksichten verfallen war, da die Mittel des Vereins durch Anstellung einer Anzahl auswärtiger Sänger stark in Anspruch genommen worden. Ich nahm indessen alle meine Kraft zusammen, um an dem Konzertabend als Begleiter einer Anzahl Lieder und Vortragender zweier Solostücke für Klavier in Ehren zu bestehen. Ich gewann mir einen rauschenden Erfolg des Publikums. Die Kritik aber zerzauste in den nächsten Tagen die mir gereichten Kränze so gründlich, daß ich mich beinahe schämte, mich am hellen Tage in den Gassen der Stadt zu zeigen.

Nennen Sie es Feigheit, Herr, oder übertriebene Empfindsamkeit, ich rührte von jenem Abend an keine Taste mehr an und begrub also zur selbigen Stunde die erste meiner zwei großen Lebenshoffnungen. Bald danach legte ich auch die zweite, meine Hoffnung auf Sophie, zu Grabe, ohne daß mein kunstreicher kleiner Vater und Poet der schönen Leiche einen Sarg gezimmert und ein Sprüchlein gereimt. Von meinem Konzert war im Leuteneggerschen Hause kein Wort gesprochen worden. Fritz nur erwähnte eines Tages

mit Nachdruck einer zweiten musikalischen Veranstaltung, die von einem andern Männerchor geplant wurde und deren Programm lauter Kompositionen neuzeitiger Meister aufwies. Ich verstand, daß damit für ihn erst das musikalische Ereignis der Jahreszeit kam und daß er mein Auftreten keiner Erwähnung wert fand.

Dann kam Sophie heim.

Ich sah sie erst drei Tage nach ihrer Rückkehr; denn ich kam selten mehr in die Leuteneggersche Wohnung hinauf, und sonst begegnete sie mir nicht. Als ich aber an diesem dritten Tag durch einen Zufall, eine geschäftliche Bestellung, in die Stube meiner einstigen Freunde hinaufgeführt wurde, sah ich das Mädchen mit den Eltern und dem Bruder bei Tische sitzen. Mein Herz klopfte. Sie schien mir größer, vornehmer geworden zu sein. Ihre Gebärden waren gelassen und bemessen wie die einer Dame von Welt. Nur das Gesicht hatte noch dieselben lieblichen Züge. Ich suchte die Augen, und sie wichen mir nicht aus, blickten auch nicht unfreundlich, sondern nur ein wenig kühl, ein wenig zerstreut, wie wenn die Eignerin nur noch halb sich erinnerte, daß wir gar gute Bekannte gewesen.

Das Herz tat mir weh, als ich nach der Begrüßung und kurzem Gespräch mich wieder entfernte, und doch war alles nur, wie ich es halb und halb erwartet hatte und mein Staunen nicht so groß wie mein heimlicher Kummer. Dieses Staunen wuchs auch nicht, als die leise Fremdheit, die schon zwischen ihren Angehörigen und mir bestanden, nun auch zwischen Sophie und mir Platz griff. Es wuchs auch



nicht, als nach einigen Wochen ein junger Schweizer, der in Paris lebte und den Sophie dort kennen gelernt, ins Haus kam. Er war ein sehr gesprächiger und umtunlicher Mensch, der in gutem Auskommen lebte und immer noch ein wenig mehr schien als er wirklich war. Und abermals bereitete es mir kein Staunen, als Sophie sich mit diesem Fremden versprach; denn ich hatte ja selbst keinerlei Anstrengungen gemacht, meine verlorene Stellung bei ihr wiederzugewinnen."

Er machte eine Pause.

Herr Eusebius stützte den rechten Arm auf die Stuhllehne und das Kinn in die hohle Hand. Wie gelassen der andre von seinem zerbrochenen Leben sprach!

„Sie werden sagen, daß ich beidemale zu eilig verzichtet," fuhr Stillfried fort, „daß ich nicht eigentlich um meine beiden Besitztümer, meine Kunst und meine Liebe, gekämpft hätte. Sie werden mich einer Trägheit des Herzens und des Geistes bezichtigen, und vielleicht haben Sie recht. Es war Naturanlage, daß ich allem Vordrängen und allem Streit abhold war. Vielleicht sah ich auch die Aussichtslosigkeit eines Kampfes ein oder — mehr noch — vielleicht war ich durch die beiden Mißerfolge noch scheuer und mißtrauischer geworden, als ich ohnehin schon war. Ich war innerlich bis zur Verzweiflung erschüttert. Ich haßte das Instrument, das in meiner Stube stand. So groß war der Widerwille, daß ich bis auf den heutigen Tag weder selbst gespielt, noch je wieder einem Konzerte beigewohnt habe. Nur meine Alltagspflichten als Angestellter der Apotheke erfüllte ich treulich und erhielt mir durch

Fleiß und Rechtschaffenheit das Wohlwollen meines Lehrherrn, den ich auch durch Ansprüche, die vielleicht berechtigt gewesen wären, nicht belästigt hatte.

Sophie heiratete, Fritz studierte, machte sein Examen und ging ins Ausland. Ich blieb in der Apotheke und wurde, was man ein Faktotum heißt, ein Mensch, halb Maschine, halb denkendes Wesen, an dessen Pünktlichkeit und Unfehlbarkeit man sich so gewöhnt, daß man ihn wie den Stundenschlag als in den Tag gehörig betrachtet. Aber seltsam. Ich fühlte mich selbst wohl und zufrieden dabei. War es die Regelmäßigkeit oder die Stille meines Lebens, gleichviel, ich geriet allmählich, während das Leid über die Verlorene in mir weniger und weniger brannte, in eine gewisse Bequemlichkeit und Behaglichkeit, die sich an dem Bewußtsein redlich erfüllter Alltagspflicht genügen ließ und Wünsche und Hoffnungen gleichsam ausschaltete. Als mir das Leben die beiden Hoffnungsbäume, die ich frei und hoch gen Himmel ragend gepflanzt hatte, fällte, nahm es mir wohl zuerst die Lust, später aber auch das Bedürfnis, dergleichen himmelstrebende Bäume zu setzen. Ich lebte meinen Tag und sah, daß ich eine Weisheit gelernt hatte, oder meinte zum mindesten, eine gelernt zu haben. Ich sage mir auch jetzt, daß ein Leben in der Stille vielleicht das allein rechte, vielleicht das größte Glück sei, das uns Menschen erreichbar ist. Alles Mißgeschick und alle Unbill der Welt entsteht aus den Beziehungen der Menschen zueinander. Wohl also demjenigen, der einsam sein kann und mag, sein Geschick nicht an dem andrer mißt, noch sie das ihre an seinem messen läßt, nicht neidet, noch sich

beneiden zu lassen Anlaß gibt. Aus dieser Behaglichkeit, vielleicht Trägheit meines Empfindens heraus, Herr, kann ich Ihnen wohl auch erklären, warum ich nach dem Tode meines früheren Meisters, des Herrn Lorenz, keinerlei Hoffnung auf diese Apotheke trug, obwohl meine Ersparnisse mir erlaubt haben würden, mich selbständig zu machen."

Gotthold Stillfried war zu Ende.

Herr Eusebius saß, als ob er dem Verklingen seiner Worte lausche. Dieser Mensch! Dieser Mensch war nicht krank an dem Übel von Klein-Weltwil, das das Übel der großen Welt war!

Stillfried stand auf.

Auch Eusebius erhob sich. „Ich danke Ihnen," sagte er. „Sie geben mir zu denken. Was Sie erzählten, war schön und lehrreich, Herr Stillfried. Ich danke Ihnen!"

Er gab ihm die Hand. Dann löschten sie das Licht und verließen den Arbeitsraum. Es war grauender Tag.

Zehntes Kapitel

Herr Eusebius, der Apotheker, wollte Holz kaufen und Dame Siebenmann erfuhr von der Nachbarin und Metzgersfrau Rosine, daß kein verläßlicherer Händler in der Umgegend möchte gefunden werden, als Blochinger, der Bauer im „Paradies" am Heinzenberg. Der Vater sei zwar nicht zu Hause, doch möge auch der Sohn Bescheid wissen.

Herr Eusebius begab sich also eines Nachmittags nach dem Gute zum Paradies hinauf, fand aber im

Hause nur die alte Magd, die ihm Bescheid gab, daß Christian im nahen Wald sei; wenn der Herr sich hinüber bemühen wolle, so möge er ihn daselbst wohl finden. Eusebius machte sich abermals auf den Weg, stieg am Berge hin nach dem Walde und fand auch bald eine Lichtung, aus welcher Beilschläge tönten. Es war ein roter Tag, die Sonne war trüb und zündete gleich einem hinter roten Scheiben stehenden Licht in die Welt. So stand die Lichtung, welcher Eusebius sich näherte, von einem merkwürdigen und fast geheimnisvollen Schimmer übergossen. Eine Anzahl schlanker, hoher Kiefern ragte noch aus der Rodung. Ihre langen, kahlen Stämme leuchteten wie von einem inneren Feuer. Ihre Kronen aber waren dunkel, fast schwarz.

Christian Blochinger, der in Hemdärmeln neben einer gefällten Tanne stand, hatte ein rot überlohtes Antlitz. Der junge Bauer handhabte die langstielige Axt und entrindete den auf dem roten Waldboden liegenden Stamm. Er war barhaupt und Herr Eusebius weidete sich im Herankommen an dem schlanken, schönen Menschen, dem das Haar so dicht und blond und wollig über der klugen, braunen Stirn stand. Ihn erblickend, hielt jener mit der Arbeit inne, und ein Erröten färbte sein Gesicht noch mehr. Der Besuch verursachte ihm Unbehagen. Er konnte sich Fuchs gegenüber nie einer gewissen Scheu erwehren. Aber er bezwang sich und fragte höflich, was den andern zu ihm führe. Das Verkaufsholz lag unten an der Scheune, und Christian bot sich nach kurzer Unterhaltung an, es dem Gast zu zeigen. Er nahm die Axt auf den Rücken, griff den Rock

auf, den er über einen nahen Tannenstumpf geworfen und schritt ihm über die Rodung voran nach der Straße. Hier kamen sie ins Gespräch. Nach einer Weile fragte Herr Eusebius nach Christians Vater.

Der andre war von der Frage überrascht. Er antwortete zuerst widerwillig. „Er wird bald nach Hause kommen."

„So ist er geheilt?" fragte Eusebius.

Christian schluckte. Dann machte eine plötzliche Freude ihn gesprächiger. Er erzählte, daß die Kur dem Vater merkwürdig gut angeschlagen habe. Er könne wieder gehen und werken wie ein Junger, mache sogar weite Ausflüge und sei auf verschiedene Berge gestiegen. Ja, es scheine wirklich, daß jenes Bad eine Art Jungbrunnen für ihn geworden sei; denn er habe sogar Augen für hübsche Mädchen, was sonst nie seine Art gewesen. Es war ergötzlich und fast rührend zu sehen, wie Christian das berichtete. Sein Mund hatte ein warmes Lachen, und doch zuckte daneben immer eine leise Verlegenheit, so daß seine Worte etwas Reines, Scheues bekamen. Nur des Herrn Eusebius scharfes Ohr hörte hinter der Genugtuung über des Vaters Genesung eine leise Verwunderung und Befremdung anklingen, so als hätte in den Briefen Blochingers etwas gestanden, was ihm Nachdenken machte.

Der Apotheker fragte, aus was er denn auf des Vaters Freude an jungen Frauenzimmern schließe, worauf Christian nicht recht mit der Sprache herauswollte.

Herr Eusebius stand hierauf still. Sie waren jetzt dicht bei der Scheune angekommen.

„Euer Vater ist noch nicht alt," sagte jener.

„Er wird erst in diesem Jahre fünfzig," erwiderte Christian.

„Ja, ja, ja," fuhr Eusebius fort, „man weiß nicht, man weiß nicht. Vielleicht hat er sich da oben nicht nur die Glieder, sondern auch das Herz jung gebadet."

Christian sah ihn gespannt an.

„Man hat schon mehr erlebt, daß sich einer in den Jahren noch eine junge Frau ins Haus geholt hat," sagte Herr Eusebius.

Christian hatte daran längst selbst gedacht. Nun aber ein andrer das vor seinen Ohren aussprach, erschien es ihm viel weniger bedenklich. „Der Vater wird schon wissen, was er tut," sagte er.

„Eine Stiefmutter würde in Eurem Alter nicht jedem passen," stichelte Eusebius.

„Das Haus hat Platz genug," erwiderte Christian. „Und was den Vater freut, wird auch mich freuen können. Wer weiß, ob uns damit nicht erst recht der helle Spaß ins Haus käme. Übrigens — wir reden, als ob alles wahr wäre und raten vielleicht weit daneben."

Er trat an die Scheunenrückwand, wo das Holz in hohen Beigen aufgeschichtet stand. „Da ist die Ware," sagte er. „Es ist gesundes Holz, wir verkaufen kein andres."

Eusebius marktete nicht. So waren sie bald handelseinig.

Eben als eine Weile später Fuchs sich mit einem Handschlag von dem jungen Bauern verabschiedete, stieg der Briefträger gegen das Haus heran. Eusebius

sah noch, wie Christian Blochinger einen Brief in Empfang nahm und dabei rot wurde. Da hat der Alte wieder geschrieben, sagte er sich. Das Schicksal der beiden Blochinger beschäftigte ihn auf seinem Nachhauseweg.

„Der Vater schreibt fleißig," bemerkte der alte Landbriefträger, der Joggel, zu Christian, als der Apotheker außer Hörweite war. Er trug nun schon den sechsten Brief mit dem gleichen Poststempel ins Paradies hinauf. „Er kommt wohl bald heim?" fügte er hinzu.

„Ja, bald," antwortete Christian zerstreut. Er steckte den Brief in die Hosentasche, daß er knisterte. „Nimm ein Glas, Joggel," sagte er zum Briefträger. „Die Rosi ist im Haus. Ich habe viel zu schaffen."

Der Alte dankte und ging auf das Haus zu. Sie ließen ihn im Paradies selten ohne einen Trunk Most wieder gehen.

Christian begab sich nach dem Stall. Es war Zeit, daß er den Tieren Heu aufschüttete. Dann mußte er noch Jauche ausfahren und an der Sense war etwas auszubessern, und dann sollte er noch einmal nach dem Holzschlag hinüber. Er hatte ein reichliches Tagwerk, seit der Vater fort war. Er kam spät zu Bett und war vor dem Tag wieder auf. Es war ihm nicht zu viel, aber er war doch froh, daß der Vater bald wieder kam. Und heimlich freute er sich immer auf den Augenblick, da jener sehen würde, was er, Christian, geleistet. Er wußte, daß er sich wundern würde, aber — aber — der Brief! Er langte in die Tasche und das Papier knisterte abermals in seinen Fingern. Nein, am Abend wollte

er ihn lesen. Jetzt mußte er — jetzt hatte er nicht Zeit. Er trat in den Stall und schritt zur Leiter, die nach dem Heuboden führte. Aber der Brief! Es war, als ob der ihm in der Tasche brannte. Immer wieder zuckte ihm die Hand danach. Er blieb stehen. Das Herz schlug ihm. Herrgott, was hatte er denn? War es das Gespräch mit dem sonderbaren Menschen, dem Apotheker? War es, daß er selber schon lange das unbestimmbare Gefühl hatte, es müsse etwas geschehen? In dem Brief mußte etwas Besonderes stehen. Schon die beiden letzten hatten ihm den Anschein erweckt, als ob der Vater etwas auf dem Herzen habe, ihm etwas sagen wolle und ihn so langsam darauf vorbereitete. In dem Brief nun konnte es stehen! — Aber, nein doch!

Christian gab sich einen Ruck. Der Vater und er hatten es immer so gehalten. Briefe und Zeitungen wurden erst am Feierabend gelesen. „Es muß in allen Dingen Ordnung sein," sagte der Vater. Mit Gewalt sich zusammennehmend, stieg der junge Bauer die Leiter hinauf und versorgte die Kühe mit Heu. Seine Gedanken waren indessen nicht bei dem, was er tat. Als er fertig war, hatte er die Hand schon wieder in der Tasche. Und als er in den Stall zurückstieg, hielt er den Brief in der Hand. Dann ging er vor die Tür hinaus, setzte sich auf den Stein mit dem Dengeleisen, der neben der Tür lag, und riß den Briefumschlag auf. Seine braunen Finger waren ungeschickt. Es dauerte eine ganze Weile, bis er das Schreiben auseinanderfalten konnte. Das Herz schlug ihm noch immer, und der Kopf war ihm heiß.

Der Kopf wurde ihm erst recht heiß, als er las. Der Vater schrieb ganz so, wie er war, ruhig, klar, mit einer sicheren und unbewußten Würde. Dabei hatte er eine so schöne, gleichmäßige Handschrift wie ein Lehrer oder ein Schreiber von Beruf. Er schrieb, der Sohn werde wohl bemerkt haben, daß ihn etwas Besonderes bewege. Er habe auch reichlich Zeit gebraucht und sich genommen, um mit sich selber ins reine zu kommen, sei doch sein Vorhaben, wenn auch nicht unerhört, so doch nicht alltäglich, und es möchte mancher geneigt sein, ihn eher einen alten Mann zu schelten als ihm recht zu geben. Er habe sich auch ernstlich vorgestellt, ob er eine lächerliche Figur zu machen sich anstelle oder ob er das, was er im Plane führe, innerlich und äußerlich zu verantworten vermöge. Dann erzählte er kurz nochmals von Marie Rutschmann, der Saaltochter, dem Meieli, wie sie bei den Leuten allgemein heiße, und die er in ihren Beziehungen zu ihm früher geschildert habe. Sie sei, obgleich bei allen Leuten beliebt, doch infolge ihrer Waisenschaft eigentlich ein verlassenes Menschenkind. Ihm nun habe sie sich als ein so verständiges, fürsorgliches und schlichtes Frauenzimmer gezeigt, daß er zuallererst eine große Hochachtung vor ihr bekommen, nach und nach aber eine ihm selbst erstaunliche tiefe und jugendliche Neigung zu ihr gefaßt habe. Dabei habe er sich zu allem vornherein nicht verschwiegen, daß er in seinen Jahren einen schlechten Fürsprecher bei dem jungen Maitli habe, sich aber ein Herz gefaßt und, zwar nicht wie ein jugendlicher Liebhaber mit stürmischer Tat, wohl aber, wie es sich für einen gesetzten Mann schicke, mit ernsthaften

Worten ihr dargetan, wie es um ihn stehe und was sie von ihm und bei ihm zu gewärtigen hätte. Zu seinem eignen Erstaunen habe sie, nachdem sie sich Bedenkzeit ausgebeten, ihm gestanden, daß sie den Gedanken, ihm als Hausfrau zu folgen, nicht ganz von sich weisen könne. Bislang habe sie ihn allerdings nicht im Lichte eines Freiers gesehen, ihm aber immer eine große Hochachtung zollen müssen, und da sie im Grunde auf der Welt doch ein gar einsames Geschöpf sei, so trage sie Bedenken, eine so schöne Heimat, wie er sie ihr biete, zu verschmähen. Ruhig und vernünftig hätten sie dann miteinander für und wider erwogen, auch von ihm, Christian, gar eingehend gesprochen, und wären am Ende übereingekommen, nichts zu übereilen, sondern wie er es um seiner Rechtschaffenheit willen verdiene, auch ihn noch zu hören. Er, der Vater, wünsche auch, einmal dem Sohn das Mädchen, das seine Stiefmutter werden sollte, zu zeigen, ebenso aber auch dieser einen Einblick in Haus und Hof und in das friedliche Verhältnis zwischen ihm, dem Vater, und Christian, dem Sohne, zu verschaffen. So werde denn das Meieli mit ihm in Klein-Weltwil eintreffen als sein lieber Gast, der je nachdem, was sich nachher ergebe, für immer bleiben oder ungehindert wieder gehen möge.

Mit dieser nur von Tatsachen redenden Darstellung schloß auch der Brief. Er enthielt keinerlei Schönredereien, keinerlei gewundene und die Zustimmung des Sohnes etwa erschmeichelnde Worte, hatte auch als eigentliches Ende nur das trockene, jeden Brief Fritz Blochingers an seinen Sohn beschließende: „Mit Gruß! Dein Vater."

Christian legte das Briefblatt langsam und sorglich wieder in die Falten, in denen es vorher gelegen. Es war ihm fast leichter, jetzt, da er vor der Tatsache stand, als vorher, da ihn die unbestimmte Erwartung gepeinigt hatte. Er blieb auf seinem Steine sitzen. Einen leisen Druck, eine kleine Beklemmung spürte er wohl auf der Brust, aber er überdachte den Brief und sagte sich, daß im Grunde wider des Vaters Vorhaben nichts Triftiges einzuwenden sei. Seine, Christians, Mutter war lange tot. Sie war viele Jahre durch ein schmerzhaftes Leiden geplagt und daher viel übler Laune gewesen. Aus jenen Tagen stammte eigentlich seine Anhänglichkeit für den Vater her; denn dieser hatte mit einer merkwürdigen, ihm natürlich kommenden Ruhe die bösen Launen seiner armen Frau ertragen, auch ihre Unverträglichkeit dem lebhaften und lauten Knaben gegenüber nach Möglichkeit gemildert und so für den Frieden im Hause gesorgt, der alle die Jahre her drinnen gewährt. Des Vaters Verdienst war es auch, daß das Gut zu den einträglichsten der Gegend gehörte. Ihm verdankte die Familie ihre Hablichkeit und ihren guten Ruf. So war es im Grunde nichts als billig, daß der Vater auch jetzt den eignen Willen und Weg hatte, und es stand niemandem an, ihm zu widersprechen.

Je mehr Christian überlegte, um so annehmbarer schien ihm des Vaters Plan. Zwar blitzte noch der Gedanke auf, daß die junge Meieli Rutschmann dem Alter nach eigentlich mehr zu seiner als zu seines Vaters Frau gepaßt haben würde, daß sie also wohl mehr als eine Art Geschwister denn als Mutter und Sohn nebeneinander hinleben mußten. Allein er fand

schließlich auch darin kein Hindernis und mußte nun sogar lächeln, als ihm plötzlich einfiel, daß der Vater, diese Respektsperson, zum erstenmal einen Streich vorhabe, über den sich Witze machen und gutmütig spotten ließe. Bald gewann er vollends sein seelisches Gleichgewicht wieder. Als er dann aufstand und an seine Arbeit zurückging, legte er sich schon zurecht, wie er dem Vater und seinem Gaste einen freundlichen und festlichen Empfang bereiten möchte.

Am gleichen Abend noch besprach er sich mit der Magd und brachte die umständliche Alte in einen rechten Zorn, weil es ihm nicht genug war, daß sie selbst schmalzen und backen wollte, sondern weil er verlangte, es müsse vom Weltwiler Zuckerbäcker eine Torte mit einer kunstvollen, zuckergegossenen Aufschrift „Willkommen!" beschafft werden. Er mischte sich noch weiter in die Haushaltung und hatte nicht Ruhe, bis in den nächsten Tagen das Haus bis unters Dach gescheuert war. Er selber war indessen in Stall, Scheune und Gut rastlos tätig. Er nahm sich kaum Zeit zum schlafen. Was ihn trieb, das war aber nicht nur der Wunsch, noch manche Arbeit vor der Heimkehr des Vaters zu erledigen, sondern auch eine innere Unruhe und Hast, die nicht litt, daß er still oder müßig saß.

Elftes Kapitel

Der Tag, an welchem Vater Blochinger heimkehren sollte, war da. Er schaute mit warmen Augen durch reichbehangene Obstbäume auf blumige, der Sense entgegenreifende Wiesen. Über Wolfsmilch und

weißes Wiesenschaumkraut gaukelten Schmetterlinge. In den dichtbelaubten Obstbaumkronen schlüpften die Vögel von Ast zu Ast. Manchmal blitzten bunte Federn, manchmal brach ein Zwitschern aus grünem Laubversteck. Es war ein Tag, an welchem die Welt glücklich schien, und wenn er gleich ein Samstag war, so hatte er doch ein sonntäglich Wesen.

Christian Blochinger ging seiner Arbeit nach; aber als es Nachmittag wurde, hielt er sich in der Nähe des Hauses, von wo er den Anweg übersehen konnte, und richtete nicht mehr viel aus; denn er mußte immer nur spähen und spähen, ob die Erwarteten noch nicht kämen. In der Stube war schon der Tisch zum Kaffee gedeckt. Die Torte stand bereit und ein Berg Spritzkuchen daneben, da die Magd es sich nicht hatte nehmen lassen, auch noch ihre Kunst zu zeigen. Über der Haustür war eine Inschrift angebracht: „Gott segne deinen Eingang." Christian hatte seine Rundschrift, die er in der Schule gelernt, noch einmal versucht, das Papierblatt auf Pappendeckel aufgezogen und einen Efeukranz darum befestigt. Die Worte hatte er noch in Erinnerung, weil sie einmal über einer Weltwiler Schulhaustür gestanden, als dort ein neuer Lehrer einzog. Er hatte keinen poetischen Geist, nur guten Willen. Der Vater sollte sehen, daß er sich mit ihm freue und daß er ihn verstehen wolle. Seit einer halben Stunde ging er nicht mehr hemdärmelig, sondern hatte Rock und Kragen an. Das schneeweiße Linnen am Halse stach ganz merkwürdig von der braunen Haut ab.

Jetzt mußte der Vater jeden Augenblick kommen!

Christian war noch einmal im Stalle gewesen und kam, die plumpe silberne Taschenuhr, die er zum zwanzigstenmal um die Zeit befragt, noch in der Hand, wieder dem Hause zugegangen.

Jetzt mußten sie wirklich jeden Augenblick kommen.

Er hatte geschwankt, ob er sie vom Bahnhof abholen sollte, dann sagte er sich, daß der Vater kein Aufsehen liebe. So wollte er sie allein durch die Stadt gehen lassen. Da unten würden sie noch früh genug ihretwegen die bösen Zungen rühren. Er warf noch einen Blick auf die Uhr. Eine Minute war sie wieder weiter. Und eben, als er sie in die Westentasche steckte, erblickte er die Gestalt eines Mannes, die gegen den Heinzenberg heraufstieg. Da war kein Irrtum möglich. Solch einen Wust weißen Haares und solch ein gesundes Gesicht hatte nur der Fritz Blochinger zum Paradies. Aber, sapperment, wie aufrecht und jung er wieder ging! Den Stock brauchte er gar nicht mehr, hatte er gar nicht mehr bei sich. Es war das reine Wunder. Der war freilich noch kein Überzeitiger, der da kam, trotz seines weißen Haares. Aber — ja, was war jetzt das? — Der Vater war allein. Wo — wo blieb denn — sie?

Christian stand und schaute und ging wieder dem Stalle zu. Es dauerte noch eine Weile, bis der Nahende da war, er konnte also doch nicht müßig stehen und warten. Er führte einen Schubkarren aus dem Stall, aber er kam nicht weit damit. Es zog ihn schon wieder nach seinem Auslug hinüber. Und nun war Blochinger schon überraschend nahe; er mußte ungemein rüstig ausgeschritten sein. Auch blickte er

herauf, und Christian sah, daß er ihn erkannt hatte. Da ging er ihm entgegen.

Ein Stück unterhalb des Hauses trafen sie zusammen. Sie hatten schon ein paarmal die Blicke gekreuzt und wieder gesenkt. Sie riefen sich nicht an, und jeder fühlte, daß ihm das Blut ins Gesicht stieg, als ob sie einander fremd geworden wären. Allein, als sie einander erreichten, war einen Augenblick lang nichts, als die Freude des Wiedersehens. „Tag, Vater!" — „Tag, Bub!" grüßten sie. Sie sprachen ganz gleichzeitig und mit einer Herzlichkeit, die sie nicht anders kannten. Ihre Hände umklammerten auch einander mit hartem Druck und so lange, als ob sie gar nicht mehr auseinander könnten.

„Du hast dich aber wacker vorwärts gemacht, Vater," sagte Christian.

„Gelt?" antwortete dieser. „Ja, wenn ich nicht gemerkt hätte, daß ich mir da eine ganz neue Gesundheit hole, hätte ich dich nicht so lange allein zappeln lassen."

Sie setzten sich Seite an Seite in Bewegung, den Berg hinan. Jetzt war eine größere Ähnlichkeit zwischen ihnen als je, und sie lag nicht in ihren Gesichtern, sondern in der schlanken Sehnigkeit ihrer Gestalten, die zur gleichen Höhe ragten, und in der ebenmäßigen Bewegung ihrer Glieder.

„Wie geht's? Wie steht's?" fragte der Vater, und Christian antwortete, daß alles in Ordnung sei und berichtete gleich ein paar geschäftliche Neuigkeiten, die er brieflich noch nicht gemeldet hatte. „Der Apotheker hat zwei Klafter Holz gekauft. — Mit der Bläß bin ich beim Stier gewesen. — Die Handlanger für den Holzschlag sind eingestellt."

Sie brauchten Zeit. Sie konnten nicht gleich von dem sprechen, was ihnen am meisten am Herzen lag. Aber dann fiel ein Schweigen zwischen sie, das verriet, wie beide heimlich nach Worten für das Wichtigste suchten. Blochinger sprach zuerst: „Du hast mir einen guten Brief geschrieben. Ich muß dir danken, Christian. Und jetzt sind wir also da, das Meieli und ich, das heißt — wir sind mit einem früheren Zuge gekommen, als wir beabsichtigt. Das Meieli ist noch zu einer Schulfreundin, die sie unten in der Stadt hat. Ich selbst war noch auf dem Friedhof, und es war mir auch recht, dich zuerst allein zu sehen. Mit deiner Mutter habe ich jetzt soweit geredet, als man es mit Toten kann. Ich glaube, daß sie mir mein Vorhaben nicht verdenken würde. Wenn wir zwei ebenso übereinkommen ..."

Seine Rede wurde immer fester und ruhiger. Eine große Sicherheit und ein junger Mut blitzten ihm aus den Augen.

Die ruhige Fröhlichkeit des Vaters machte auch Christian das Herz leichter. Er lachte. „Ich habe es dir ja schon geschrieben, daß ich dazu doch nichts zu sagen habe und du selbst es am besten weißt."

„Schon recht, schon recht," erwiderte der andre. „Aber wir wollen doch unter einem Dache wohnen bleiben, und es ist darunter bisher so behaglich gewesen, daß ich, wenn ich etwas daran ändere, reiflich hin und her erwäge, ob nichts anders werden wird, was bisher gut gewesen ist."

Nun kamen sie in ein gegenseitiges, vernünftiges Erörtern der Angelegenheit.

„Du sollst das Meieli jetzt einmal sehen," sagte Blochinger zuletzt. „Und dann setzen wir drei Menschen uns an den Tisch und sprechen uns frei aus, ob wir meinen, daß wir es miteinander wagen können."

Sein Blick fiel auf die Inschrift über der Haustür. Dabei zeigte sich, wie tief er innerlich doch erregt war. Es kam wie ein Schluchzen aus ihm herauf. „Das hast du für sie hingenagelt," sagte er zum Sohne. „Das ist — das ist — ich danke dir, Christen."

Er streckte ihm die Hand wieder hin und drückte die seine mit heftiger Dankbarkeit. Dann traten sie ins Haus, und Blochinger fand den Tisch mit dem bunten Kaffeetuch bedeckt, das die Mutter nur an ganz hohen Festtagen aufgelegt hatte. Das alte, braune Pruntruter Geschirr, die Kacheli und Teller standen da um einen Strauß von Wiesenblumen. Er sah alles, und in seine Augen kam ein feuchtes Glänzen. Dann begann er auch gleich im Hause sich wieder umzusehen. Auch Christian hatte diese und jene Arbeit zu erledigen. Ein Dienstmann brachte inzwischen Blochingers Koffer vom Bahnhof.

Dann kam das Meieli.

Es war etwa eine halbe Stunde seit Blochingers Ankunft vergangen. Er hatte ein paarmal nach der Uhr gesehen und ging dann hinaus und den Weg hinab, den er vor kurzem gekommen war. Christian sah ihn gehen und wußte, was nun kam. Er stellte sich in unbezwinglicher Neugier an ein Fenster des ersten Stockes und wurde dann von ebensolcher an die Hausecke hinuntergetrieben. Von da aus sah er sie kommen. Blochinger war barhaupt. Er war viel größer als seine Begleiterin, und während er

langsam neben ihr schritt, sah er wirklich wie ihr Vater aus. Sie hatte eine junge, zarte Gestalt, viel blondes, welliges Haar unter einem schwarzen Hütlein und ein feines und doch rundes Gesicht. Christian trat vom Hause hinweg, zeigte sich ihnen und ging ihnen entgegen. Er fühlte, wie er mit jedem Schritt verlegener wurde; aber als sie zusammentrafen, hob Meieli Rutschmann die Augen, die sie bisher am Boden gehabt hatte, zu ihm auf, und es durchrieselte ihn warm und heimelig, als ob sie sich schon früher gekannt hätten. Die Augen schauten ihn gerade und so lange an, daß ihm das Herz ein wenig klopfte, auch drückte das Mädchen seine Hand so fest, daß er darüber erstaunte, aber er merkte bald, daß beides einem natürlichen Drang nach Offenheit und ehrlicher Herzlichkeit entsprang, der in Meielis Wesen war. Ein wenig rot war sie auch geworden; ihre Lage war keine alltägliche, aber Vater Blochinger legte den Arm um ihre Hüfte und sagte: „Das ist jetzt eben das Meieli." Da fühlte sie sich geborgen.

„Es ist freilich hier ein schöner Ort," sagte sie, sich umschauend, als sie in die Höhe gekommen waren und bislang eine Unterhaltung nicht so recht hatte in Gang kommen wollen.

Vater Blochinger erklärte ihr: „Dort ist der Stall. Und die Wiesen sind unsre und die Weinberge dort und drüben jenes Stück Wald. Wir wollen dich dann schon herumführen."

Christian hielt sich beiseite. Er konnte es nicht helfen, daß das Meieli immer wieder seine Blicke anzog. Sie gefiel ihm. Er begriff den Vater. Und er freute sich, daß dieses Mädchen in das Haus ein-

ziehen würde. Es war etwas, was, wie ihm schien, dem Haus und dem Leben gut tun würde. Freilich hatte er immer noch ein Gefühl von Beengung, einen eigentümlichen, ihm unerklärlichen Druck auf der Brust. Sie gingen aber nun miteinander ins Haus und setzten sich an den reichen Tisch. Die Magd brachte den Kaffee und betrachtete ein wenig erstaunt den Gast, den der Bauer mitgebracht hatte.

„Das hat uns Christian bereitet," sagte Vater Blochinger, als er sich niederließ. Er sah den Sohn dabei nicht an, aber seine tiefe Stimme war voll Rührung, und Meieli hob wieder den dankbaren Blick zu ihm.

Sie begannen zu essen, die Männer mit dem Appetit derjenigen, denen eine Festmahlzeit etwas Seltenes ist. Meieli dagegen nahm nur Bissen gleich Brosamen, und man merkte ihr an, daß sie mancherlei Gedanken hatte. Nach einer Weile legte Blochinger die Hand auf die des Mädchens und sagte: „Siehst, vornehm ist es ja nicht bei uns, aber traulich und, wie ich dir erzählt habe, mit Christian ist gut auskommen. Du wirst es wohl merken."

Meieli legte das Messer beiseite, das sie in der Hand gehalten und faltete die Hände im Schoß. „Es ist ein schönes Heim," sagte sie langsam und gedankenvoll. „Es ist eine Heimat, ich merke das darum doppelt gut, weil ich keine mehr habe. Und jetzt will ich euch beiden noch einmal sagen, was ich Euch, Herr Blochinger, schon gesagt habe. Ich weiß, daß sich mir da ein großes Glück darbietet, das ein armes und einfaches Mädchen wie ich nicht auf der Straße findet. Ihr wißt auch, Herr Blochinger, daß ich Euch



hochachte und Euch dankbar bin und auf der Welt keinen weiß, dem ich meine fernere Zeit lieber anvertraute, aber — aber — Ihr müßt wohl schon ein wenig Geduld mit mir haben, denn — so — was ich mir vielleicht einmal unter Liebe vorgestellt, das habe ich noch nicht für Euch. Das wird vielleicht mit Gottes Hilfe noch kommen. Wir beide, der Herr Christian und ich, wir werden gewiß fortkommen miteinander. Wenn Ihr also — ich weiß, daß Ihr auf meinen Bescheid wartet — in dem Sinne, wie ich sagte, mich haben wollt, so will ich gerne bleiben und mir Mühe geben, Euch die Stunde nicht bereuen zu machen, da Ihr mich ins Haus geholt habt."

Ihre Worte waren gar wohl gesetzt, aber die Art, wie sie das alles sagte, machte die Worte viel schlichter und innerlicher. Ihre Lippen zitterten, während sie sprach, und ihre großen Augen schauten ernsthaft in die Stube. Auch ihre Hände bebten, als sie ihre Rede schloß, und Christian fühlte großes Mitleid mit ihr und eine Lust, ihr auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: Sei ruhig, bei dem Vater und mir wirst du wohl versorgt sein.

„Jetzt mußt du ein Wort sagen, Christian," sprach ihn der Vater in diesem Augenblick an.

Er wurde rot und konnte den beiden andern nicht ins Gesicht sehen, allein er entgegnete: „Du weißt schon, Vater, daß ich mich freue."

Blochinger langte mit dem Arm über den Tisch und auf der Tischplatte lagen ihre Hände eine ganze Weile ineinander. Meieli hatte Freude an ihnen, wie sie nun einander so gerade und ehrlich anschauten und eine so herzliche Zuneigung füreinander aus ihren

Blicken sprach. Sie meinte jetzt, daß ihr da wohl ein rechter Friede beschieden sein könnte.

„So könnten wir es ja ein Versprechen sein lassen," sagte Blochinger und nahm mit der freien Hand Meielis Rechte. Diese aber legte freundlich die Linke auf Christians Hand, so daß sie gleichsam einen Ring bildeten. Es war keines von den Dreien, dem nicht das Herz in diesem Augenblicke in einem feierlichen Empfinden schwoll und voll guten Willens war.

Unversehens gerieten sie dann bald in eine Unterhaltung über die Bekanntmachung des Verspruchs, die Heirat und die Veränderungen im Hause, welche diese notgedrungen zur Folge haben mußten.

Christian fühlte, als er seine Hand nach einer Weile zurückzog, einen leisen Schauer. Es war ihm, als habe er noch nie so Feingliedriges, Schönes berührt, wie Meielis Finger. Aber am Ende erhöhte auch dieses Empfinden nur seine Freude darüber, daß das liebenswerte Mädchen bald für immer im Hause sein werde. So vergnügt wurden sie allmählich, daß sie darüber zu scherzen begannen, eine wie junge Stiefmutter Meieli abgeben werde.

Marie Rutschmann sagte, sie werde sehr streng sein und den Herrn Sohn knapp halten, und Christian drohte ihr, er sei ein recht tugendloser Gesell, der viel im Wirtshaus stecke und ihr viel Mühe und Ärger machen werde.

Am Ende standen sie auf und machten eine Wanderung durch Haus und Gut, Meieli alles zeigend und erklärend. Sie wurden dabei noch vertraulicher, und ihre glückliche Stimmung war wohl Ursache, daß sie, bevor Marie sich wieder zur Abreise rüstete, noch

den Hochzeitstag festsetzten und ihn in lachender Übereinstimmung in nahe Nähe rückten.

Christian wollte den Vater mit der Braut allein auf den Bahnhof gehen lassen, auch war mancherlei Arbeit liegen geblieben. So gab er den beiden nur das Geleit ein Stück den Berg hernieder und nahm hier herzlichen und fröhlichen Abschied von dem Besuch. Meieli sowohl wie er konnten es nicht helfen, daß sie auch bei diesem Abschied erröteten, doch, wenn sie gefragt worden wären, würden sie gesagt haben, daß dergleichen leise Verlegenheit sich nach längerer Bekanntschaft wohl verlieren werde.

Christian machte sich auf den Heimweg und schaute sich zufällig noch einmal um. Dabei sah er, wie der Vater den Arm um die Hüfte seiner Braut gelegt hatte, und bekam so zum erstenmal die beiden als Liebespaar zu sehen. Das aber bereitete ihm seltsamerweise wie leisen Ärger. Er sah an seinem Vater etwas, was sein Gefühl verletzte, etwas, von dem ihm schien, daß es dem Alter desselben nicht anstehe. Vielleicht wurde er sich über die Art Verstimmung nicht einmal ganz klar. Es schwang auch noch eine andre Saite in seinem Innern, ein kleiner, unerkannter Zorn gegen Marie Rutschmann, darum, daß sie die Vertraulichkeit ihres Begleiters duldete. Es war etwas so Feines, Stilles, in tiefsten Tiefen der Seele Schwingendes, daß er nicht dazu kam, mit Beweisen und gutem Willen dagegen zu streiten. Er wendete sich rasch von dem Anblick ab, suchte sich die friedliche und fröhliche Stimmung wieder zu vergegenwärtigen, welche vorher zwischen ihnen dreien in der Stube geherrscht, und als er das Paar nicht mehr sah, fand

er auch seinen Gleichmut wieder. Alle Gründe, die zugunsten von seines Vaters Entschluß sprachen, wurden wieder lebendig in ihm, und er begab sich allmählich mit fröhlicherem Mute an seine Arbeit zurück. Ja, er ertappte sich sogar auf einer gewissen verlangenden Vorfreude auf die Tage, die den heutigen Gast, die Meieli Rutschmann, wieder zurückbringen würden.

Zwölftes Kapitel

Der Helfer Hans Heinrich Meiß saß bei Luzia, der Nichte seines Dekans, in dem kleinen Garten, der zum Pfarrhause gehörte. Eine Mauer schloß diesen gegen die Straße hin ab, wo die Kastanien in Reih und Glied standen und jetzt so schwerbelaubte Kronen hatten, daß es der Garben von Pfeilen versendenden Sonne nur an wenigen Stellen gelang, eines ihrer Geschosse auf die bekiesten Fußsteige zu werfen. Alte Kastanien standen auch im Pfarrhausgarten und spendeten hier so ausgiebigen Schatten, daß in dem kleinen Geviert nur wenig und kümmerliches Gras wuchs, dafür viel braunes Erdreich und altes Baumwurzelwerk am Boden zu sehen war. In zwei Nischen zwischen Buschwerk hatte der Dekan je einen Rundtisch, von Stühlen umstanden, anbringen lassen. Zwei der Kastanienbäume hingen ihre mit den Kerzen ihrer Blüten besteckten Zweige auf die graue Straßenmauer nieder, und Herr Meiß, der im Bereich derselben saß, hob manchmal die Hand und riß eines der langen Blätter aus dem Wust von Laub,

zu welchem Tun er nicht einmal aufzustehen brauchte, so willig und tief kamen die Bäume ihm entgegen. In dem dunklen Gartenwinkel war es auch an diesem heißen Tage kühl und, da die Vögel mittags müde waren, merkwürdig still.

Der Helfer hatte mit seinem Vorgesetzten und dessen Familie zu Mittag gegessen. Noch standen auf dem Tische die Tassen, aus denen nachher der schwarze Kaffee genommen worden war. Der Dekan aber, der sich schonen mußte, tat jetzt im Hause seinen Mittagsschlaf, während Rosalina mit dem andern Gaste dieser Mahlzeit, dem Apotheker Eusebius Fuchs, vor wenigen Augenblicken ebenfalls ins Haus zurückgegangen war.

Fräulein Luzia stichelte an einer feinen Linnenstickerei. Sie hatte schöne, volle weiße Hände, und Herr Meiß schaute mit Wohlgefallen auf das Spiel der glatten Finger, welche die Nadel führten, mit Wohlgefallen auch auf das über die Arbeit gesenkte Gesicht. Es war etwas Weiches und Sanftes und Warmes an dem Mädchenkopf. Das braune Haar war schmiegsam wie Seide, weich waren die Linien der Züge, die Haut hatte einen feinen Schmelz und wenn während des Gesprächs Luzia die kurzsichtigen braunen Augen erhob, glänzten sie in einer stillen Freundlichkeit.

„Sie haben am Sonntag sehr schön gesprochen, Herr Meiß," sagte Luzia eben. Man hat Ihnen auch geschrieben deswegen."

„Sie wissen?" fragte der Helfer überrascht.

„Ich kenne die Schreiberin."

„Eine — davon?"

„Ah — so, Sie hatten mehrere Briefe?“

„Sechs!“

Luzia ließ die Arbeit sinken und schlug sinnend den Blick zu Boden.

Des Helfers letzte Predigt war für Klein-Weltwil ein Ereignis gewesen, eines übrigens, das sich längst vorbereitet hatte; denn schon wenige Wochen nach seinem Einzuge war die Gemeinde darüber einig, daß er ein bedeutender Redner sei. Die einen rühmten seine klangvolle Stimme, die andern seine jugendheiße, begeisterte Art, die dritten seine Augen, die von der Kanzel herab einem ins Innerste zu schauen schienen. Er bekam mehr und mehr Zulauf, und es war, als ob seine Kraft und Begeisterung mit der wachsenden Anerkennung noch sich steigerten. Am letzten Pfinstsonntag hatte er sich selbst übertroffen. Und dieser Predigt verdankte er das halbe Dutzend Dank- und Lobesepistel aus dem Kreise seiner weiblichen Zuhörer.

„So viele haben Ihnen geschrieben?“ fragte Luzia, ohne aufzusehen.

Der Blick des Helfers ruhte auf ihr und leuchtete noch mehr als sonst, vielleicht vor Freude über den Erfolg, vielleicht auch —

Heinrich Meiß hatte seit jenem ersten Abend, da er der Nichte seines Dekans vorgestellt worden war, sein Gefallen an dieser. Er war jenen ersten herzerwärmenden Eindruck nicht mehr los geworden, und außer dem Eifer für seinen Beruf und der frohen Überraschung über die ihm zufallende Zuneigung seiner Gemeinde hatte er eine kleine heimliche Lust. Es schien ihm nichts Köstlicheres, als hinter dem

goldenen Zwicker die Lider der armen, sehschwachen Augen Luzias sich heben zu sehen. Seine Besuche im Dekanhause waren denn auch immer häufiger geworden und galten sichtlich der Nichte des Herrn Matthias. Bald war es kein Geheimnis mehr, daß er sich mit ernsten Absichten auf das Fräulein trug.

„Von einem jungen Mädchen wußte ich, daß es Ihnen schreiben würde," fuhr Luzia fort. „Sie ist meine Freundin."

„Ich errate ihren Namen," entgegnete er.

Dann wurde sein Ton leiser und inniger. „Dergleichen Dank tut einem wohl," sagte er. „Man braucht ihn noch. Vielleicht weil man jung und seiner Wege noch nicht ganz sicher ist."

„Sie dürfen aber nicht denken, daß diejenigen, die nicht schreiben, weniger dankbar wären als die andern," sagte Luzia. Sie wagte noch immer nicht aufzuschauen. Sie war erregt. Sie konnte des Helfers Lob täglich in allen Tonarten und mit dem höchsten Überschwang der Jugend singen hören. Auch ihr hatte der junge Mensch von Anfang an gefallen. Er hatte ihr manche kleine Aufmerksamkeit erwiesen, ihr Blumen und Bücher gebracht. Sie ahnte, daß sie ihm mehr war als die andern. Und sie hoffte schon, wünschte es zu sein.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Luzia," sagte Heinrich Meiß. „Ich freue mich, daß auch Sie mit mir zufrieden sind." Sein Arm lag auf dem Tisch. Er konnte mit der Hand leicht diejenige Luzias erreichen.

Die Luft war weich und still unter den Bäumen. Luzia und Hans Heinrich Meiß fühlten die Stille

und das Glück des Alleinseins. Jetzt konnten sie nicht weiter sprechen. Nichts regte sich — nichts. Nur ihre Herzen klopften.

Meiß war ein kluger, gelehrter und ehrgeiziger Mensch, aber er war in diesem Augenblick nicht er selber. Klugheit, Gelehrtheit und Ehrgeiz sprachen jetzt nicht mit. Er hätte selbst nicht zu sagen vermocht, wie es kam, daß er die Hand wirklich leise streichelte, die neben der seinen auf dem Tisch lag.

Luzia zitterte. Dann hob sie den Blick.

Wie es war, wußten sie nicht. Es redete und handelte etwas für sie, eine Macht, die sie nicht verstanden oder ahnten.

„Luzia!" sagte Heinrich Meiß.

Sie sah ihn wieder an und diesmal länger und inniger.

Er fragte, ob sie ihm gut sei. Und sie bejahte, obwohl sie es bis jetzt nicht recht gewußt hatte. Und sie wendete die Hand und drückte die seine, die auf ihr gelegen hatte.

In diesem Augenblick kamen Rosalina und Herr Eusebius zurück. Sie traten gleichzeitig drüben aus der offenen Haustür.

Die beiden hörten sie nicht kommen.

Die Nahenden sahen, wie die Hände der Verliebten ineinander lagen. Sie warfen einander unwillkürlich einen Blick zu. Eusebius lächelte. Rosalina wurde rot, und ihre blauen Augen waren zornig. Sie schritt rasch und geräuschvoll fürbaß.

Die zwei im Garten erschraken und konnten ihre Überraschung und Verlegenheit nicht verbergen, selbst Heinrich Meiß nicht, obwohl er sich im Bewußtsein

seiner ehrlichen Absichten rasch faßte. Der Kopf war ihm wirr vor Glück. Er hatte das Bedürfnis, mit sich selbst allein zu sein. So brach er sogleich und unter irgendeinem Vorwand auf. Bald ging auch Luzia ins Haus.

„Spiel oder Ernst?“ fragte Herr Eusebius, als sie gegangen waren, mit leise zuckender Lippe.

Rosalina saß ihm gegenüber. Sie trug ein weißes Kleid, durch dessen dünne Ärmel die Haut ihrer straffen Arme schimmerte. „Ernst jedenfalls,“ antwortete diese mit nicht ganz sicherer Stimme, „denn ich kann mir nicht denken, daß ein Mann von der Lebensauffassung des Herrn Meiß dergleichen Scherze macht.“

„Und Sie ärgern sich, Fräulein?“ sagte der Apotheker weit zurückgelehnt.

„Wie sollte ich?“ verteidigte sich Rosalina.

„Sie ärgern sich,“ wiederholte Eusebius mit kühler Beharrlichkeit.

„Sie sind es, der mich zu ärgern denkt,“ gab Rosalina zurück.

„Ganz und gar nicht,“ antwortete Eusebius gelassen. „Ich nehme nur so gleichsam Ihre Seele hier in meine beiden Hände und betrachte sie, wie man einen Kristall betrachtet. Man sieht jeden kleinen Sprung, jede Nadel in seinem klaren Innern.“

Er hob die feinen, schlanken Hände, als ob er einen Gegenstand sinnend betrachte.

„Sie scheinen allerdings tief zu sehen,“ spottete Rosalina. „Allein, mich dünkt, Sie suchen und sehen nur Schlacken. So viel ich von Ihnen hörte, es war noch nie etwas Gutes, was Sie von den Menschen sagten.“

„Vielleicht! — Gewiß! Ich habe nicht Ursache, sie zu rühmen. Ist es Ihnen nie geschehen, daß ein junges, schönes Antlitz in Ihrer Vorstellung sich plötzlich in ein altes verwandelte und Sie es, des Jugendreizes beraubt, greisenhaft sahen? Mir begegnet das oft. Vor meinem inneren Blick runzelt sich die Haut, die Augen verlieren an Glanz, die Wangen an Schmelz, der Mund an Unberührtheit. Geradeso kann ich an keinen makellosen Menschen glauben. Überall hinter seelischer Schönheit gewahre ich Blößen. Ich kann mir nicht helfen. Ich finde, ich sehe sie. Überall, ausnahmslos überall Schwäche oder — Sünde. Manchmal schlummern sie, manchmal weiß der Eigner selbst nichts von ihnen. Dann muß ich sie wecken, muß sie ihm zeigen. — Sie sagen, daß das ein böses Licht auf mich selber wirft. Ich gebe das zu, aber — ich bin einmal so. Ebensowenig, als ich weiß, woher ich komme, noch wozu mein Leben nütz sein soll, ebensowenig kann ich es lassen, klein von allen andern zu denken. Das ist sonderbar, nicht wahr, mein Fräulein? Allein es ist so. Und Sie werden mich nicht widerlegen, wenn ich abermals sage, daß Sie sich geärgert haben."

Rosalina legte die Hände um ein Knie und schüttelte sich, als ob sie vor etwas ekle. Dann nahm sie sich zusammen. „Gut," sagte sie plötzlich. „Lassen Sie uns Ihrer Behauptung nachgehen. Ich gebe zu, ich habe mich geärgert. Es geschah unbewußt, allein, wenn ich mich selbst prüfe, finde ich den Grund. Es berührte mich zunächst der Gedanke an meinen Vater unliebsam. Es ist kein Zweifel, daß Herr Meiß ihm Boden entzieht. Meine Base Luzia schwor früher auf

jenen und auf was er sagte. Jetzt ist jedes Wort des Helfers Meiß für sie ein Evangelium. Daran mußte ich denken, als ich die beiden beisammen sah. Dann erzürnte mich, daß Luzia mich nicht früher ins Vertrauen gezogen. Ich erriet wohl manches, allein von ihr erfuhr ich nichts. Da haben Sie mein Geständnis."

„Es ist unvollständig," sagte Herr Eusebius.

Rosalina machte eine ungeduldige Bewegung, als ob sie aufstehen und gehen wollte. Dann neigte sie sich vor und hatte die feste Hand geballt. „Sie sind ein merkwürdiger Mensch mit Ihrer Ruhe und Ihrem Spott," sagte sie. „Man hat Lust, Ihnen die Hand ins Gesicht zu schlagen und davonzulaufen, aber man bleibt sitzen und hört Ihnen geduldig zu."

„Sie sind offen," sagte Eusebius lachend und gedehnt.

„Gerade wie Sie, nur derber," sagte Rosalina. „Auf meinen Bergen habe ich die Rücksicht verlernt. — Aber," unterbrach sie sich selbst, „ergänzen Sie doch selbst mein Geständnis, wenn Sie können."

Eusebius betrachtete seine Fingernägel. „Sie haben," sagte er in bohrendem Nachdenken, „vergessen zu sagen, daß auch Fräulein Luzias Glück Sie verdrießt."

„Wieso?" fragte Rosalina heftig.

„Der Herr Helfer ist ein kluger, beliebter und schöner Mann. Es sind wenige Mädchen in der Stadt, die nicht glücklich wären —"

Rosalina unterbrach ihn: „Nehmen Sie mich ohne weiteres aus."

Eusebius fuhr fort. „Sie sind etwas älter als Fräulein Luzia, viel klüger und viel — verzeihen

Sie die Geschmacklosigkeit — reicher. Auch von stattlicherem Äußern. Es ist verwunderlich einerseits, daß des Helfers Wahl, da er Sie beide vor Augen hatte, auf die — andre fiel. Sollte das nicht auch Ihnen aufgefallen sein? Und wäre es nicht schon vorgekommen, daß ein älteres Mädchen ein Mißbehagen ergriff, wenn ein — jüngeres vor ihm — an die Reihe kam?"

„Sie müssen nicht fürchten, daß man Sie der Schmeichelei zeiht," sagte Rosalina.

Dann fügte sie plötzlich mit strenger Rechtlichkeit hinzu: „Vielleicht haben Sie dennoch recht. Jetzt, wenn ich mich besinne — ich wußte es vorher nicht, aber vielleicht war auch davon ein Tröpflein in meinem Ärger."

Eusebius legte den Arm auf die Stuhllehne, die Hände nach oben geöffnet, als ob er sagen wollte: Siehst Du nun?

„Darin haben Sie wohl ebenfalls recht," fuhr Rosalina fort, „daß Schlacken an all unserm Denken und Handeln sind. Es ist jedoch nicht gesagt, daß wir uns nicht davon befreien. Darum liebe ich meine Berge, die Weite, Größe und Einsamkeit. Da fällt das Niedere und Gemeine ab. Es ist, als ob der Körper stärker, der Geist klarer werde da oben."

Ihre Stimme wurde stark, als sie das sagte. Sie stand auf, und ihre kraftvolle Gestalt zeigte in jedem Gliede Gesundheit und Ebenmaß. „Versuchen Sie es, gehen Sie auch da hinauf," sprach sie weiter. „Vielleicht verlernen Sie dort Ihre Zweifelsucht."

„Vielleicht," gab Eusebius gedankenvoll zurück, „vielleicht! Schon Ihre Nähe kühlt und besänftigt.

Vielleicht bekehren Sie mich eines Tages, Fräulein Rosalina."

Sie wurde nicht klug aus ihm. Unwirsch zuckte sie die Achsel und trat zur Seite.

Er nahm es als Zeichen, daß es für ihn Zeit sei zu gehen. Und er stand auf und verabschiedete sich.

Rosalina konnte ihn kurz nachher von dem Fenster der Gansschen Wohnstube aus, zu der sie emporgestiegen war, sehen, wie er, die Hände auf dem Rücken, den Blick am Boden, stadtein schritt. Sie war ihm gram und fühlte sich doch zu ihm hingezogen. Auf jeden Fall war er wie keiner, dem sie je begegnet. —

Was im Garten des Herrn Dekans sich im stillen ereignet hatte, das gewann bald Laut in der Öffentlichkeit. Die Leute von Klein-Weltwil hatten nach einigen Tagen alle Mäuler von einer Neuigkeit voll. Der schöne Helfer, Hans Heinrich Meiß, hatte sich mit der Nichte seines Dekans versprochen.

Für Herrn Meiß entstand vorübergehend eine Gefahr aus der Erregung, die vornehmlich in Frauenkreisen über seine Verlobung herrschte; denn es war kein Zweifel, daß ein Teil seiner Volkstümlichkeit darauf beruhte, daß viele heiratsfähige Töchter von Weltwil und deren Mütter auf ihn als auf eine wünschenswerte Partie geblickt hatten. Es gab also zur Zeit seines Verspruchs im Städtchen eine nicht ganz kleine Anzahl von Enttäuschten und Verdrießlichen, und es wäre kein Wunder gewesen, wenn des Helfers junger Ruhm ernstlich unter den Nörgeleien gelitten hätte, die naturgemäß diese Unzufriedenen an ihm und seiner Zukünftigen übten. Er hatte aber

Glück. Es machte nämlich eine seiner Anhängerinnen gerade in diesen Tagen die Entdeckung, es zeuge für seinen, des Helfers, trefflichen und uneigennützigen Charakter wie für die Reinheit seiner Liebe, daß er im Hause des Dekans nicht die schwerbegüterte und ansehnliche Tochter, sondern die arme und unscheinbare Nichte gewählt habe. Das sprach sich herum, und in dem Meer heimlichen Beifalls, der aus gerührten Herzen dem Edelsinne des Helfers gespendet wurde, ersoffen, wie rechtens, die Giftreden, welche die Enttäuschten gegen ihn geführt hatten, ersoffen besonders gründlich an jenem Sonntag, an welchem im Gansschen Hause das Verlobungsmahl gehalten wurde und Herr Meiß diesem vorgängig in der Kirche von der Liebe predigte. War er schon immer ein volkstümlicher Redner gewesen, so übertraf er sich an diesem Tage selbst; denn seine innere Beglücktheit begeisterte ihn. Er sprach von der menschlichen und von der göttlichen Liebe, predigte jene mit hinreißendem Ernste, weil sein volles Herz ihn wünschen ließ, alle Menschen, besonders die einsamen und verlassenen, der Liebe teilhaftig zu sehen, und pries diese in ebenso hohen und begeisterten Tönen wiederum aus der Dankbarkeit und Frömmigkeit seiner eignen beglückten Seele heraus. Seine Zuhörer waren gerührt und ergriffen. Viele Taschentücher hatten viele Tränen zu trocknen, und nach dem Gottesdienste wurde das Lob des Helfers von Klein-Weltwil in allen Gassen und Stuben gesungen. Sein Ruf und seine Beliebtheit hatten nun erst recht festen Grund und versprachen außergewöhnliche Dauer.

Der Dekan Matthias konnte also, als er sich bei der Verlobungsmahlzeit zu einem Trinkspruche auf das Brautpaar erhob, zugleich mit den trefflichen menschlichen Eigenschaften dessen, der ihm die Nichte entführen wollte, auch den großen Erfolg seines jungen Amtsbruders rühmen. Der schlanke, alte Herr sprach mit einer großen Herzlichkeit, daß es ihm leid tue, das bescheidene und stille Bruderkind aus dem Hause zu geben, daß er aber niemand als seinem jungen Helfer sie lieber anvertraue. Er arbeitete sich, ohne es zu merken, in eine rechte Rührung hinein, in welchem Seelenzustand er Hans Heinrich Meiß von Herzen liebte und ihm alles Gute und Schöne gönnte. Er sagte es nicht, aber in der Aufwallung des Augenblicks sah er den Tag kommen, an welchem er freiwillig von seinem Posten zurücktreten und alle Pflichten und Rechte in die Hände seines jungen Mitarbeiters und jetzigen Verwandten legen würde. Er hielt, wiederum in Gedanken, eine schöne und feierliche Rede, wie sie zu dem Anlaß der Amtsentsagung paßte, und das Herz schwoll ihm von einer großen Selbstzufriedenheit, während er sich so auf den goldenen Thron der Uneigennützigkeit setzte. Nur als er, nachdem er jetzt sein Hoch ausgebracht, den dunklen und scharfen Augen des Apothekers begegnete, der unter den geladenen Gästen saß, überfiel ihn eine plötzliche Ernüchterung, ja ein Schrecken über sich selber, als hätte er soeben Theater gespielt und seine Gefühle künstlich in die Höhe geschraubt. Diese verwandelten sich darüber in eine leise Ärgerlichkeit, die ihm die Freude an dem Rest des Festes verdarb.

Der Verlobung des Helfers folgte nach drei Monaten die Hochzeit. Die jungen Leute bekamen eine Amtswohnung am Eingang der Straße, an welcher das alte Gans'sche Haus stand. Sie bildete den ersten Stock eines kleinen Gebäudes, eines der schachtelartigen Stammhäuser von Weltwil. Mit ihrer Front sah sie nach der Hauptstraße der Stadt, und man konnte aus ihren Fenstern schräg hinunter auch noch das Aushängeschild der Elefantenapotheke erblicken. Luzia war sehr glücklich. Sie räumte die Stuben mit einfachen Möbeln ein, wie ihr Gatte zum Teil sie als Elterngut eingebracht, zum andern Teil ihr Onkel sie für sie erstanden. Der Dekan war beim Einkauf von Luzias Aussteuer ein wenig knauseriger gewesen, als seine anfängliche Freude über die Verlobung der Nichte hätte erwarten lassen. Es wäre unrecht, zu behaupten, daß diese Knappheit einem Gefühl der Kränkung über eine neue Ehrung seines Helfers entsprungen sei, dem in denselben Tagen von seiten einiger Vereine der Antrag gestellt wurde, bei einer demnächstigen patriotischen Feier die Festrede zu halten. Zwar hatte in früheren Zeiten der Dekan selbst dieses Ehrenamt ausgeübt, das jetzt seinem jungen Kollegen übertragen wurde, und es wäre für die festgebenden Vereine einigermaßen Pflicht gewesen, ihn selbst zuerst wieder zu bitten, doch beschwichtigte Herr Matthias eine Zornwallung, indem er bedachte, daß ein geschriebenes Gesetz über die Berechtigung zum Festredner nicht bestehe, und seine Knappheit bei Gewährung von Luzias Aussteuerkapital entsprang daher gewiß nur der berechtigten Erwägung, daß seine Nichte von Hause aus arm wie eine Kirchenmaus sei,

Herr Heinrich Meiß ebenso recht bescheidene Mittel und vorderhand auch von Amts wegen nur ein beschränktes Einkommen besitze, beide also nicht mit einem ihren Verhältnissen ungemäßen Luxus umgeben werden dürften.

Herr Eusebius, der einige Wochen nach der Hochzeit einer Einladung des jungen Ehepaares folgte und eines Tages dem neuen Heim desselben einen Besuch abstattete, lächelte nun freilich bei sich über Herrn Matthias und seinen augenscheinlichen Geiz, lud ihn im Geiste vor sich und hielt ihm folgende Standrede: Aus allen Stubenecken Ihres Helfers, mein verehrter Herr Dekan, schaut mich Ihr Ärger und Ihre Mißgunst an. Ich suche zwischen den aus einem billigen Großbasar stammenden Möbeln Ihrer Nichte umsonst nach dem schmückenden Blumenstock Ihrer Liebe. Gewiß, Sie haben rechtens alles getan, was not war, aber kein Stäublein darüber. Vielmehr entdecke ich in dem Spiegel mit dem wohlfeilen Fabrikrahmen Ihr eignes ehrwürdiges Antlitz, und es hat, ohne daß Sie es wissen, einen Ausdruck der Angst, als fürchteten Sie, den selbst auch noch zu verwöhnen, den die Volksgunst zu Ihrem Schaden allbereits zu sehr verwöhnt.

Doch Herr Eusebius, der Nörgler, war nicht maßgebend in dergleichen Dingen.

Der Apotheker wurde von Frau Luzia von Stube zu Stube geführt und saß nachher im Wohnzimmer auf dem Kanapee, während Herr Hans Heinrich Meiß und seine junge Frau ihm gegenüber auf zwei braunen Wiener Sesseln, wie die Stube deren fünf enthielt, Platz nahmen. Sein scharfer Blick hatte

bemerkt, daß, als er sich niedergesetzt, das stattliche und neumodische Sofa, dessen Überzug ein Muster von großen blauen, stilisierten Blumen hatte, zwischen Lehne und Sitz ein gutes Stück graues Futter zeigte, weil der Tapezierer mit dem kostbareren Bezugsstoff etwas allzustark gespart hatte, aber er war in der Laune, höflich und rücksichtsvoll zu sein, und erging sich der jungen Hausfrau gegenüber in Versicherungen, wie behaglich, nett und heimisch sie nun wohne und wie er ihre Freude über das warme Nest gar wohl begreife. Er rühmte auch ihre Absicht, sich ohne Magd zu behelfen, und spottete nur ganz heimlich, als er sagte, das entspräche der Gepflogenheit der meisten jungen Frauen, die sich eine Weile gern in Opfern für den Geliebten übten. Am Ende freilich konnte er nicht über sich selbst hinaus und sprach plötzlich von den drei Mägden im Gansschen Hause, langjährigen Dienstboten, deren Walten ein merkwürdig stilles, selbstverständliches und wohltuendes sei. Er schuf damit einen scharfen Gegensatz zu Frau Luzias magdlosen Verhältnissen und einen ebensolchen zur Einfachheit ihrer Wohnung, als er gleich darauf die eigenartigen Zimmer des Dekans, ihren altväterischen Reiz, die darin aufgehäuften Altertumsschätze und den gediegenen Reichtum zu rühmen begann. Er sprach jedoch scheinbar in vollkommener Harmlosigkeit und malte nur das, was die junge Frau eben verlassen hatte, in so glänzenden Farben, daß die Gegenwart und ihr jetziger Besitz ein wenig blaß, ein wenig schal wurden, ohne daß er sein früheres Lob zurückgenommen hätte. Dabei entging ihm nicht, wie Luzia aus ihrem Behagen gerissen wurde. Man

sah unter ihrer feinen Haut das rasche Fließen kleiner Blutströme. Aber sie wußte nicht, was ihr war. Des Apothekers Reden war ihr nur lästig, wie das Surren einer großen Fliege dem, der schlafen will.

Dreizehntes Kapitel

Die Söhne des Fabrikanten Schuppiger brachten ihre Zeugnisse nach Hause und trugen sie zu ihrer Mutter in die Wohnstube. Theodor war der Erste seiner Klasse. An ihm war man einen tadellosen Arbeitsausweis gewöhnt, allein auch Richard hatte diesmal seine Zensuren in die Höhe gebracht, es war keine, die nicht eine bis zwei Nummern besser geworden wäre. Er war kein schlechter Schüler, sondern stand unter denen, die ohne viel Leid und Lob durch das Schuljahr kamen, aber in diesem Quartal hatte er zu arbeiten begonnen. Niemand im Hause wußte es. Nur die Mutter sah, daß er viel über seinen Büchern saß, aber sie erwähnte dessen nicht, weil ihr nicht Zeit schien, davon zu sprechen. Er aber arbeitete heimlich, gleichsam mit verbissenen Zähnen. Es war, als ob eine Feder in ihm gespannt sei, deren Kraft er nachgebe. Diese Feder hatte Herr Eusebius gespannt. Richard Schuppiger fühlte noch jetzt, monatelang nachher, zuweilen etwas wie die zwingende Berührung eines Mannes. Plötzlich, auf der Straße oder in der Stube, irgendwo und irgendwann, war es ihm, als fasse ihn jemand an beiden Schultern. Das war Herr Eusebius. Und „Tue es ihm gleich, suche ihn auszustechen," hatte

er gesagt. Seitdem fühlte er den Sporn. Er mußte schaffen. Aber er ließ es niemand sehen; denn er hatte eine Art Angst davor, daß ihn irgend jemand rühmen könnte, ehe er einen sichtlichen Erfolg zu verzeichnen hatte.

Nun standen die beiden Knaben im Zimmer der Mutter. Theodor reichte ihr sein Zeugnis zuerst. Seine braunen Augen leuchteten. Der Kopf saß ihm im Nacken. Er lachte heiter und vergnügt, wie glückliche Menschen lachen, und er bemerkte wohl, wie der Mutter Gesicht einen immer zufriedeneren Ausdruck gewann, während sie las.

„Richard hat auch ein gutes," sagte er, als Frau Anna aufschaute. Er sah den Bruder an. Es war ein merkwürdiges Strahlen in den beiden Knabenaugenpaaren. Es spiegelte eine neue und mächtige Freude wider, des einen am Geben, des andern am Empfangen. Schon unterwegs und gleich hinterm Schulhaus, als Richard sein Zeugnis angesehen hatte, war diese Stimmung über sie gekommen. Der hagere Blonde, der jetzt tüchtig in die Höhe schoß und schon den behäbigeren Theodor um einen halben Kopf hinter sich gelassen, hatte diesen plötzlich beim Ärmel genommen, als er sich zu Kameraden gesellen wollte, und drängte ihn zum Nachhausegehen. Er brachte es auch fertig, daß sie beide ohne Begleiter waren, und während er sonst letzlich fast immer allein gegangen war und ein scheues, verschlossenes Wesen gehabt, zeigte er sich jetzt zutraulich und zu Scherzen aufgelegt. Und unter Lachen und Plaudern fragte er auf einmal: „Willst du mein Zeugnis sehen?" Miteinander, Kopf an Kopf über das kleine Heft

gebeugt, prüften sie die Noten. „Sapperlot!“ hatte Theodor mit unverhülltem Staunen gesagt, und Richard nahm ihm das Zeugnis weg, steckte es ein und hatte ein Gesicht, wie der andre es nie gesehen. Es sah aus, als ob er jauchzen möchte. Auf dem ganzen Wege war er voller Übermut gewesen. Der sonst Eckige und Ungelenke sprang mit einem Fuhrwerk um die Wette, turnte über eine Kiste, die vor einer Haustür in der Straße stand, und vor allem schien er ein Bedürfnis nach Theodors Liebe und Gesellschaft zu haben; denn er schlug alle möglichen Unterhaltungen vor, unter denen sie gemeinsam den freien Nachmittag verbringen wollten.

Auch Frau Anna fühlte, daß die Knaben ein verändertes Wesen gegeneinander hatten, und ihr Herz wallte auf. Das war, wie es sein sollte! Sie nahm Richards Zeugnisheft, und wie das des andern Knaben las sie dieses, den schönen graublonden Kopf mit den schweren Flechten still geneigt, ihn leise und zustimmend wiegend, während sie Zahl um Zahl prüfte. Dann stand sie auf und küßte beide Knaben, Richard zuerst. „Das ist brav,“ sagte sie. Als sie aber ihre Lippen auf die Stirn Theodors legte, hörte sie, wie Richard, von dessen Schultern sie soeben die Hände genommen, aufschluchzte. Es standen keine Tränen in seinen Augen, diese waren nur heiß, als ob sie weinen sollten. Sie verstand den scheuen und herben Sohn und tat ihm gleichsam weit und froh die Arme auf, ihn in die Liebe aufzunehmen, die ihm schon immer offen gestanden.

Es wurde ein fröhlicher Tag für die drei Menschen. Herr Schuppiger war in Geschäften abwesend

und wollte erst am Abend zurück sein. Die Knaben steckten den ganzen Nachmittag beisammen, und die Mutter konnte ihre vergnügten Stimmen und ihr Lachen aus dem Garten heraustönen hören. Einmal sah sie sie hinter einem Busche auftauchen. Theodor hielt den Arm um die Schulter seines Bruders gelegt. Sie schienen in scherzendem Gespräch begriffen, aber aus Richards Miene sprach eine Unruhe. Es war, als ob er in einer fieberhaften Erregung möglichst viel von der Stunde auskosten wollte, als ob er fürchte, daß das ihm unter den Händen zerrinne, was ihn jetzt freute. Gegen Abend und nachdem sie die Söhne für Stunden nicht mehr gesehen, ging sie in den Garten hinaus und suchte sie, fand sie auch bald im Gartenhause, wo Theodor laut aus Schillers Tell vorlas und Richard dicht neben ihm saß und, die Hände auf den Tisch gelegt, sinnenden Blickes zuhörte. Sie machte ihnen den Vorschlag, einen Spaziergang an einen der Hügel hinauf zu tun und ging bald nachher, auf jeder Seite einen Knaben und mit ihren Armen ihre Schultern umfassend, Weges hinan. Der Tag schien ihr selbst etwas traumhaft Neues, etwas, was ihr immer gefehlt und was sie doch nie zu finden gemeint hatte. Es war ein solcher Friede und eine solche Zusammengehörigkeit zwischen ihr und ihren Kindern, daß die Welt umher ihnen wie ein Sonntag schien. Der Mittag war heiß gewesen; aber je höher sie kamen, um so kühler und klarer wurde die Luft. Auf den Wiesen stand das Gras halbmannshoch, und zwischen den schnittreifen Halmen und überblühten Blumen ging ein merkwürdiges Liebesspiel weißer Abendfalter. Ein geheimnisvolles Leben und Gleiten.

Die Wiesen dufteten. Manchmal klang ein Vogelgezwitscher aus der Höhe, so plötzlich, hier anklingend und dort verhallend, als ob ein tönender Ball unsichtbar in weitem Bogen durch die Luft geworfen würde. Sie sprachen zuerst von Alltagsdingen, dem Lande, das sie durchschritten, der nahen Ernte und den reifenden Früchten. Dann brachte ein Grenzstein am Wege die Mutter auf die Geschichte der Gegend und darauf, daß an dieser Stelle einst in alter Zeit zwischen zwei Gauen bitterer Streit geherrscht. Sie hatte viel gelesen und kam, sie wußte selbst nicht wie, in ein Erzählen von Sage und Wirklichkeit. Sie fühlten gar nicht, wie weit sie auf ihrem Gange gelangten. Die Knaben lauschten atemlos. Selten begegneten ihnen Menschen. Sie dachten erst an den Heimweg, als sie merkten, daß es dunkler und dunkler wurde.

„Wenn der Vater schon zurück wäre!" sagte Frau Anna, als sie rascher zurückgingen.

Das weckte sie eigentlich alle drei erst wieder für die Wirklichkeit.

Der Fabrikant war jedoch nicht da, als sie das Haus betraten.

In der Stube lagen noch die beiden Zeugnisse auf Frau Annas Arbeitstisch. Sie nahm sie, trug sie hinüber in das Eßzimmer und legte sie vor das schon bereite Besteck ihres Mannes. „Der Vater wird sich auch freuen," sagte sie zu den Söhnen.

Noch immer war die schöne Stille zwischen ihnen; aber irgendwie erlosch sie leise, wie der Tag jetzt mit gelbrotem Feuer im Westen erlosch. War es die gewohnte Umgebung oder die Rückkehr aus freier,

köstlicher Abendluft in heiße Stuben oder der schmerzend-helle Schein des elektrischen Lichtes, Richards Unruhe wuchs, und Frau Anna fühlte, daß seine Stimmung sich änderte. Es erfaßte auch sie eine Beklemmung, deren eigentliche Natur sie nicht erkannte und deren sie sich doch nicht zu erwehren vermochte.

Dann kam der Fabrikant nach Hause.

Man hörte seine laute Stimme im Hofe hinter dem Wohngebäude. Es war kein Schelten, nur ein lautes, polterndes Befehlen, wie er dem Kutscher, der ihn von der Bahn abgeholt, eine Weisung gab. Er war aufgeräumt und vergnügt, als er bei den Seinen eintrat, grüßte alle rasch und etwas oberflächlich, wie es seine Art war, nahm ein Bündel Briefe, das ein Angestellter hereingetragen und legte sie auf seinen Platz am Eßtisch, gerade auf die beiden Zeugnishefte. Er betrachtete diese, ohne sie aufzunehmen.

„Die Buben haben gute Noten heimgebracht," sagte Frau Anna.

Er überhörte es und sprach von seiner Reise und von Geschäften. Das Essen wurde aufgetragen, und während der Mahlzeit las er seine Briefe. Ganz zuletzt, als schon abgetragen war, nahm er die beiden Zeugnisse.

Die Knaben hatten schweigend dagesessen. Theodor war indessen noch immer vergnügt und raunte Richard einmal irgendeinen Scherz ins Ohr, als käme ihn das Stillsitzen schwer an. Dieser hatte keine rechte Eßlust. Er hatte sich auf den Augenblick gefreut, da auch der strenge und rauhe Vater von seinem Schulerfolge Kenntnis nehmen würde. Dadurch, daß dieser Augenblick immer länger auf sich warten ließ, erfuhr seine Freude eine Dämpfung.

„Bah,“ sagte der Fabrikant, der Theodors Zeugnis las, lachend, „es ist ja nichts Neues, aber das Alte kann bleiben, wie es ist.“

Dann nahm er das andre Heft.

Richard wurde rot. Sein Herz klopfte.

Frau Anna bangte ein wenig vor dem, was ihr Mann sagen werde. Er wog seine Worte nicht, und sie erinnerte sich gerade jetzt, wie leicht er verletzen konnte und wie überempfindsam Richard war.

Schuppiger nickte indessen zustimmend. „Nun ja! Nun ja!“ sagte er zweimal. Dann reichte er Richard das Heft über den Tisch. „Fahre nur so fort,“ sagte er leichthin. „Es kann ja ganz recht werden.“

Es war ein kurzes Lob, aber die Seinen waren keine Schmeicheleien von ihm gewöhnt. So bedeuteten die Worte im Grunde mehr als sie sagten. Zum zweitenmal trat Richard ein Schluchzen in die Kehle. Dabei schwoll ihm das Herz vor Glück.

Und als die kleine Angelegenheit schon vorüber und gut war, stand Alfred Schuppiger auf, nahm sich eine Zigarre und sagte: „Wißt ihr, wie ihr mir vorkommt, Buben?“

Alle sahen ihn an; aber sie hatten alle drei fröhliche Gesichter.

„Wie Roß und Kraftwagen,“ sagte Schuppiger. Er machte manchmal sonderbare Scherze und Vergleiche; es lag in seiner Natur, andre vor den Kopf zu stoßen oder irgendeine gewagte Behauptung klobig und klotzig mitten in eine ruhige Unterhaltung hineinzustellen. Wie er auf seine Erfolge, die er nur sich selbst zu danken hatte, stolz war, so war er es auf die derbe Art, die zu seinen kleinen und armen Anfängen gehört hatte.

Mutter und Söhne warteten auf eine Erklärung. Theodor lachte mit Augen und Mund.

„Du wirst als ein braves Pferd laufen, Richard," lachte der Fabrikant, „aber den da, das Automobil, holst du doch nicht ein."

Er ging durch die Stube. Der Boden zitterte. Er trat durch das nächste Gemach in sein Arbeitszimmer und drehte dort das Licht auf. Aber er kam gleich und mit demselben schütternden Schritt zurück. Vergnügt blies er den Rauch seiner Zigarre hoch in die Luft.

Richard war hinausgegangen. Eben verließ auch Theodor die Stube und ging dem Bruder nach. Frau Anna stand ein wenig bedrückt an einem Nebentisch.

„Er hat sich wirklich nachgemacht," sagte Schuppiger.

„Ja," antwortete seine Frau. Sie blickte nicht auf.

Er fühlte, daß etwas nicht in Ordnung sei. „Was ist denn?" fragte er barsch und ungeduldig.

Da nahm sie sich zusammen, lächelte und sagte: „Nichts! Was soll denn sein?"

Mürrisch drehte er ihr den Rücken, blies Rauchringel und entfernte sich wieder.

Frau Anna seufzte. Da war es wieder. So zerschellte immer die Behaglichkeit, der Friede im Hause. Immer ging es so. Die Bemerkung ihres Mannes war ja nicht böse gemeint gewesen, allein sie wußte, daß sie Richard gleich einem Peitschenhieb verletzt hatte.

Richard war in das Zimmer hinaufgegangen, das den beiden Knaben als Spiel- und Arbeitsraum diente. Es lag im zweiten Stock und enthielt zwei

Schreibpulte, einen großen Tisch und ein paar Stühle. Er stellte sich ans Fenster und sah in die Nacht hinaus. Der Himmel stand voller Sterne; aber er sah es nicht. Er wußte nicht, wie er den Weg vom Wohnzimmer hierher gemacht hatte. Die weiche, liebebedürftige und liebeverschwendende Stimmung, in welcher er sich den ganzen Tag befunden, hatte ihn verlassen. Er war das, als was seine Mutter ihn sich vorstellte, ein Gepeitschter. Und wenn er die Striemen von Schlägen am Leibe getragen hätte, so würde er kein größeres Gefühl von Dumpfheit mit sich herumgetragen haben. Er ermaß nicht, was ihm in Brüche gegangen war, allein er hatte am Morgen unbewußt geglaubt, daß an diesem Tage ein völlig neues Leben für ihn beginnen werde. Er hatte ein andrer werden wollen, einer, der in nichts hinter dem Bruder zurückstand. Er hatte heute mit einer gewissen Berechtigung auf Lob und Ruhm rechnen können und hatte, abermals unbewußt, sich dieses Lob und diesen Ruhm in herrlichen Farben gemalt. Nun lag das in Scherben am Boden. Er war, was er immer gewesen, der Zweite, der Hintere, der Kleine! Und wenn das, was er heute erreicht hatte, nichts war, so zählten seine Anstrengungen überhaupt nicht.

Richard ließ sich leicht entmutigen. Er wußte jetzt nicht, was er wollte, er hatte überhaupt keinen klaren Gedanken; er hätte nur weinen mögen, schreien, stampfen, und hielt sich doch stockstill, ein Gemisch von Leid und Zorn würgte ihn und hatte keinen Ausgang.

Theodor kam herein. „Warum bist du denn fort?" fragte er.

Richard drehte sich nicht um und antwortete nicht.

Theodor trat an ihn heran und faßte ihn an der Schulter.

Er schüttelte seine Hand von sich ab und gab keinen Bescheid, immer den Blick in die Nacht hinaus bohrend.

„Komm doch herunter. Kommst du nicht?" bettelte der andre gutmütig. Er wußte halb, was den Bruder verstimmt hatte.

Da erst wendete sich Richard um. Er hatte ein trotziges, rotes Gesicht. „Nein," sagte er. Und er drehte das Licht an seinem Pulte auf, nahm ein Buch und setzte sich hart nieder.

Da ging Theodor.

„Du kannst mich ja verklagen!" schrie Richard ihm nach. Liebe, Angst und Verzweiflung rissen an seinem Herzen. Der schöne Tag — jetzt war alles vorbei! Was hatte ihm Theodor zuleid getan, daß er sich so gegen ihn benahm! Und wenn er jetzt in die Wohnstube hinunterkam und — und erzählte! Das tat der Mutter weh, der Mutter, der er gern Freude machte. Und der Vater — vielleicht kam er jetzt in hellem Zorn heraufgerannt und holte ihn hinunter.

Er warf den Oberkörper über das Pult, an das er sich gesetzt hatte. Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Er hätte tot sein mögen. Weinen konnte er nicht.

Nach diesem Tage verschlechterte sich das Verhältnis der beiden Knaben zueinander. Sie vergaßen sich wohl manchmal nach Kinderart und vergnügten sich im Spiel, allein es blieb etwas Fremdes zwischen ihnen.

Richard war scheu und suchte die Einsamkeit. Oft lief er ziellos in den Garten oder in die Straßen. Dabei kam er einmal unversehens vor das Fenster der Apotheke. Und da packte ihn ein Zorn. Suche den Bruder auszustechen, hatte der Apotheker gesagt. Haha! Wenn der sehen könnte, wie schwer das war. Er hatte Lust, ihm ins Gesicht zu schreien: Siehst du, wie es mir ergangen ist. Rate mir jetzt, wenn du kannst!

In Wirklichkeit wäre er sicher davongelaufen, wenn der Apotheker herausgetreten wäre. So aber lauerte er herum und sprach und rechtete in Gedanken mit jenem. Und nun war es, als ob dieses erste Mal in ihm ein krankhaftes Verlangen geweckt hätte. Er konnte nicht an der Apotheke vorübergehen, ohne daß ihn ein Drang befiel, dem Apotheker seine Enttäuschung irgendwie zornig zu erkennen zu geben.

Einmal stellte er sich so nah vor die Auslagescheiben, daß Stirn und Nase sich daran festdrückten, und es kam ihn eine bubenhafte Lust an, des Apothekers Namen hineinzuschreien.

Aber es geschah nicht.

Ein andermal jedoch brachte der Zufall Herrn Eusebius auf die Schwelle, noch bevor Richard auf dem Heimweg von der Schule sein Haus völlig erreicht hatte. Er erkannte ihn und rief ihn zu sich. Freundlich erkundigte er sich nach des Knaben Eltern. „Willst du nicht einen Augenblick hereinkommen?“ fragte er.

Richards erster Gedanke war Flucht. Aber es war, als ob eine unsichtbare Gewalt ihn durch die Ladentüre stieße.

„Ich will dir etwas zeigen, was dich interessieren wird," sagte Herr Eusebius, und Stillfried ein paar Worte zurufend, stieg er mit dem Knaben in die Wohnung hinauf. Hier führte er ihn ins Bibliothekzimmer. Eine Schicht von Glaskästen stand in einer Ecke. Sie enthielten Schmetterlinge und Käfer, die Fuchs auf seinen Reisen gesammelt. Er zeigte und erklärte ihm die seltensten Arten. Während er erzählte, war es Richard, als streifte er mit ihm durch die Gegenden, in welchen er die Insekten gefangen, so lebhaft war seine Schilderung. In seinen Worten blitzte und funkelte es von Merkwürdigkeiten, die ihn atemlos lauschen ließen. „Dies ist," sagte Eusebius beispielsweise, auf einen großen Nachtfalter weisend, „ein ganz seltener Kerl, den wir hoch oben in den Bündner Bergen mit der Laterne gejagt haben. Das sind merkwürdige Nächte dort, kühl und klar. Man schreitet auf schwarzen Matten wie auf Teppichen von Samt. Ringsum stehen die Wälder, finster, schreckbar, als wäre man zwischen Heere von schwarzvermummten Femrichtern geraten. Sterne blitzen am Himmel, und zwischen Himmel und Wald ragt ein Berghaupt, weiß, ehrwürdig und streng. Wir aber tragen die roten, armseligen Lichter der Laternen über die Matten. Da schwirrt es wie von Fledermausflügeln, seltsam, blitzrasch, und umkreist das Licht. Wenn man Glück hat, ist unter den Nachtschwärmern einmal ein Bursche wie der da." So war seine Erzählungsweise.

Plötzlich und unvermittelt fragte der merkwürdige Mann nach Richards Bruder.

„Es geht ihm gut," sagte dieser mit heißem Gesicht.

„Das meine ich nicht," antwortete Herr Eusebius, und unter seinen Augen wurde der Knabe noch verwirrter. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne, als stünde er in einer strengen Prüfung.

„Wir — wir kommen ganz gut aus zusammen," stotterte er, obgleich der andre auch nach dem in Wirklichkeit nicht gefragt hatte. Er war tief erregt und fühlte sich so in die Enge getrieben, daß er dem Weinen nahe war. Aber auch der Zorn gegen Herrn Eusebius war noch in ihm, mit dem er letztlich oft vor dem Hause gestanden, und der Drang, ihm zu sagen: „Rate mir jetzt, wenn du kannst, aber du kannst ja nicht."

„Wie geht es in der Schule?" fragte der Apotheker.

„Gut," antwortete Richard, und als der andre noch zu warten schien, fügte er hinzu: „Mein Zeugnis war besser." Es tönte, als ob er noch hätte ergänzen mögen: „Für das nächste freilich kann ich nicht gutstehen."

Eusebius setzte sich und zog den Knaben an sich heran. „Mit einem Male kann das nicht kommen," sagte er. „Es braucht im Leben nicht nur Fleiß, es braucht auch Ausdauer und Geduld. Und es ist vielleicht eine ebenso große Kunst, auf den Erfolg zu warten wie Erfolg zu haben, mein Sohn."

Richard war es, als flösse aus dem geschmeidigen Körper des andern etwas Feuerhaftes oder Stählendes in den seinen über. Sein Zorn schwand. Er hatte plötzlich das Verlangen, dem Manne die Arme um den Hals zu legen. Er liebte ihn jetzt.

Als er von diesem Besuche nach Hause kam und seine Mutter allein traf, erzählte er in einer an ihm

ungewohnten vertraulichen Gesprächigkeit von der Sammlung des Apothekers und von diesem selbst und rühmte seine Freundlichkeit. Einige Tage lang nachher war er munterer und arbeitete in der Schule und für dieselbe mit großem Eifer. Und wieder war er zu Theodor zutunlich und weichherzig und suchte in der Mußezeit geflissentlich seine Gesellschaft.

Vierzehntes Kapitel

Herr Eusebius Fuchs stand in einer der Redaktionsstuben der „Weltwiler Zeitung", eines Blattes, das eine große und weit über die Stadtgrenzen, ja selbst über diejenigen des Kantons hinausreichende Zahl von Abonnenten besaß. Die „Weltwiler Zeitung" verdankte ihren Ruf einer politisch einsichtigen und in ihren Leitartikeln glücklichen Chefredaktion, dann aber auch, und nicht zum geringen Teil, dem Leiter einer literarischen Beilage, dem Doktor Johannes Schwarz, der zugleich das Feuilleton redigierte. Dieser Mann schrieb eine scharfe und gefürchtete Feder und galt für einen der unbestechlichsten und findigsten Kritiker des Landes. Auch hieß es von ihm, daß er sogleich der erste Dichter des Landes sein und die noch immer glänzenden Namen einer verflossenen Blütezeit der einheimischen Literatur verdunkeln könnte, wenn er, der Vielbeschäftigte, Zeit sich nehmen könnte oder wollte, um das Werk zu schaffen, das Zeuge seiner Begabung hätte werden mögen. Diese schöne Nachrede verdankte der Doktor Schwarz zunächst einem vor Jahren veröffentlichten Band Erzählungen,

die ein großes und reifes Talent erkennen ließen, und um derentwillen er damals allseitig als der kommende Mann begrüßt worden war, zum zweiten ein paar Gelegenheitsdichtungen, die bei vaterländischen oder andern Festanlässen seine Kunst seinen Bewunderern ins Gedächtnis zurückgerufen, zum dritten und schwerwiegendsten aber seiner kritischen Strenge und der führenden Stellung, die er als Kunstrichter einnahm. Einige ganz verborgene und nichts bedeutende Zweifler und Nörgler behaupteten, dem Doktor Johannes gelte die Gelegenheit zu einem geistreichen Wortspiel mehr als die Gerechtigkeit des Urteils, und das erwartete Meisterwerk werde niemals kommen, weil Schwarz wohl einen scharfen Geist und einen Blick für das Handwerkmäßige des Künstlers habe, nicht aber den seelischen Schwung, der ihn befähige, das Große und Größte selbst zu schaffen. Eines stand immerhin fest: Doktor Johannes Schwarz hatte einen glücklichen Blick im Erkennen junger Talente, und im Laufe seiner Tätigkeit an der „Weltwiler Zeitung" hatte er manchen aufstrebenden jungen Künstler ermuntert, beraten und ihm die Wege geebnet.

Herr Eusebius hatte den vielbeschäftigten und vielgefürchteten Mann in einer Gesellschaft bei einem der Weltwiler Stadträte kennen gelernt und war seither mit ihm im Verkehr geblieben. Doktor Schwarz hatte bald des Apothekers reiches Wissen erkannt und ihn zu bewegen gewußt, dann und wann in kleinen Zeitungsartikeln sowohl von seinen beruflichen Erfindungen und Erfahrungen, als auch über Pflanzen- und Insektenkunde zu sprechen. Auch heute hatte Herr Eusebius ein Manuskript, das die Schilderung

einer kleinen Reise in das insektenreiche Wallis enthielt, zu Doktor Schwarz hineingetragen. Dieser war jedoch im Augenblick auf der Redaktionsstube nicht anwesend und Herr Eusebius gebeten worden, zu warten. Er saß in einem bequemen Lehnstuhl, ein Bein über das andre geschlagen, und betrachtete seine Umgebung. Die Stube war neu. Der Doktor hatte die Einrichtung durch einen seiner Freunde, einen jungen Architekten, zeichnen lassen, und die Besitzer der Zeitung hatten sie angeschafft, Möbel von graubraun gebeiztem Holz, die zum gleichfarbigen Täfelwerk paßten. Der in der Mitte stehende Redaktionstisch war mit Schichten von Papieren belegt, und aus einer Menge von Schubladen schauten in wirrem Durcheinander Manuskripte und Briefe.

Schwarz ließ etwas lange auf sich warten, und so griff Herr Eusebius nach der neuesten Nummer der „Weltwiler Zeitung", die auf einem Tischchen in der Nähe lag. Er durchflog sie und wurde auf den Titel des Feuilletons aufmerksam, der „Erntezeit" hieß und unter welchem ein Verfassername stand, den er noch nicht gesehen hatte. Er begann zu lesen. Und bald war er im Banne des Verfassers. Es war nur ein Stimmungsbild, die Schilderung eines Sommertages, also im Grunde ein vielbehandeltes Thema, allein es stieg aus diesen Zeilen etwas von Schwüle und Sonnenglanz, vom Duft der Ähren und leisem, wehendem Winde. Roter Mohn brannte zwischen goldenem Korn, und Schnitter schwangen blitzende Sicheln. Ein Bursche und eine Magd standen an eines Ackers Ende, und die Liebe summte eine halb sehnsüchtige, halb neckische Weise in das wirre Tönen

des Sommers hinein. Nicht nur die Glut des Julitages, auch die Glut eines Herzens atmete in dem, was Herr Eusebius las.

Am Schlusse betrachtete er noch einmal den Namen des Verfassers. „Felix Weiser," las er und legte die Hand nachdenklich an die Stirn: „Felix Weiser."

Da trat Doktor Johannes Schwarz ein. Er tat rasch und lautlos die Tür auf und schwang sie ebenso rasch ins Schloß. „Verzeihen Sie, Trefflicher, daß ich Sie warten ließ," sagte er.

„Die Zeit ist mir nicht lang geworden," erwiderte Herr Eusebius. „Was haben Sie denn für einen neuen Mitarbeiter?" fragte er dann den Redakteur und hielt ihm die Zeitung hin, mit welcher er sich eben beschäftigt.

„Das gefällt Ihnen, nicht wahr?" fragte Doktor Schwarz.

„Ausgezeichnet," antwortete Eusebius.

Der andre stand an seinem Tisch und blätterte in Papieren. „Nun ja," sprach er gedehnt, „ein bißchen Böcklinfarbe, ein bißchen Marlittsanftheit, dazu ein bißchen Kühnheit, die auf den ersten Blick neu scheint. Die Mischung wird den Leuten eine Weile gefallen."

Er setzte sich.

„Da haben wir den Nörgler," sagte Herr Eusebius mit kühlem, überlegenem Lächeln.

Doktor Schwarz sah ihn durch die goldene Brille mit den scharfen, graugrünen Augen wie belustigt an. Er war ein mittelgroßer, schlanker Mann. In dem bleichen, rasierten Gesicht mit dem ganz kleinen, kurzgeschnittenen schwarzen Schnurrbart lag eine unbeschreibliche Bissigkeit, Unverfrorenheit und Gescheitheit.

Es war ein Bild, die zwei Männer einander gegenüberzusehen, die beide eine seltsame Art hatten, sich so zu geben, wie sie nicht waren, und beide einen Hang zeigten, andre Leute zu nasführen.

Schwarz wurde aber plötzlich ernst, und es war eine gewisse Herzlichkeit in seiner Stimme, als er jetzt sagte: „Nein, nein, Sie haben ganz recht, in diesem Felix Weiser steckt etwas. Sie können ihn übrigens kennen lernen, wenn Sie Lust haben. Er ist zufällig hier. Sein Bruder ist in unsrer Druckerei tätig, und er selbst sitzt draußen im Wartezimmer mit einem dicken Romanmanuskript. Vielleicht trägt er seine künftige Berühmtheit unterm Arm, und Sie tun gut, ihn sich anzusehen zu einer Zeit, da ihm jene noch nicht zu Kopf gestiegen ist."

Er drückte auf eine elektrische Klingel und bat den Diener, Herrn Weiser hereinzuführen. Dann wendete er sich wieder an Herrn Eusebius: „Das wird übrigens nicht das erste gewesen sein, was Sie von Weiser lesen. Er spukt schon monatelang in unsern Spalten. Zum Ergötzen unsrer Abonnenten."

Er öffnete eine Schublade und langte lachend und aufs Geratewohl eine Handvoll Briefe heraus: „Lauter Weiserbelobigungen," sagte er. „Wenn er die kennte, würde er schon morgen — er ist Lehrer, schlichter Dorfschulmeister — seinen Beruf an den Nagel hängen."

Eusebius antwortete: „Ich besann mich, wo ich dem Namen schon begegnet sein möchte. Nun erinnere ich mich. Aber es hat mich bisher nichts so gefesselt wie die kleine Skizze."

„Er wächst," sagte Schwarz kurz. Dann unterbrach er sich. „Übrigens der Grünling, der Weiser, hat mich unhöflich gemacht. Ich habe noch nicht einmal nach Ihren Wünschen gefragt."

„Sie wissen, warum ich da bin, wenn ich komme," sagte Eusebius Fuchs gelassen. „Ich habe Ihnen die Abhandlung, von der ich Ihnen jüngst sprach, auf den Tisch gelegt." Er wies auf ein verschnürtes Paket, das auf einem Haufen andrer Schriftstücke lag. „Viele Leser wird es nicht haben," fügte er hinzu. „Und Belobigungen werden Sie dafür keine bekommen."

Schwarz sah ihn mit einem Blick an, in dem die gewohnte Überlegenheit und Spottsucht nicht war. „Sie wissen selbst, was Ihre Sachen wert sind," sagte er mit Ernst und fast scheuer Achtung. „Ich wundere mich über die umfassende Bildung, die Ihnen ermöglicht, auf vielen Gebieten ein gewichtiges Wort zu sprechen. Ein Berufsmann läßt sich gewöhnlich daran genügen, in seinem eignen Fache tüchtig zu sein."

„Ich hatte Zeit zu suchen und zu sammeln," erwiderte Herr Eusebius langsam, den geschmeidigen Körper tief in den Stuhl gedrückt.

Der andre hatte eine Menge Fragen auf den Lippen. Man wurde zu Klein-Weltwil aus diesem Herrn Fuchs immer noch nicht so recht klug und spann noch immer wirre Netze von Vermutungen. Nicht einmal sein Alter ist zu erraten, dachte Schwarz; denn jetzt schien ihm ein bleicher, zarter Jüngling in dem Stuhl dort zu liegen und im nächsten Augenblick sah er eine Falte an der gelbweißen Wange und

wie ein grauer Staub lag es, als eben die Sonne es streifte, über dem glänzend schwarzen Haar in der Gegend der Schläfe.

Jetzt trat Felix Weiser ein. Er kam mit einer raschen, freudigen Bewegung über die Schwelle und wollte auf Schwarz zugehen. Erst als er Herrn Eusebius erblickte, stutzte er verlegen.

Der Apotheker stand auf, und Felix Weiser sah schwere Lider und lange Wimpern sich heben und begegnete Augen, deren Blick ihm durch und durch zu gehen schien.

Doktor Schwarz stellte die Herren einander vor.

„Ich habe eben Ihre neueste Arbeit gelesen," sagte Herr Eusebius.

Felix Weisers Gesicht leuchtete auf. Er schickte einen dankbaren Blick zu Schwarz hinüber. Im übrigen stand er etwas linkisch da. Er war ein langer Mensch mit einer Mähne von dunklem Haar und ebenso dunklen Augen. Sein schwarzer Anzug war speckig vom langen Gebrauch, Ärmel und Beinkleider daran zu kurz; er trug die Kleider seines besser besoldeten Bruders aus.

„Ich gratuliere," sagte Herr Eusebius. „Sie haben ein großes Talent."

„Man weiß es noch nicht," sagte Weiser in einer drolligen und verwirrten Bescheidenheit, „man vermutet es nur und sucht es gleichsam. Herr Doktor Schwarz hilft mir suchen," fügte er mit ausbrechender Herzlichkeit hinzu. Dann, als sie sich auf eine Einladung des Redakteurs setzten, begann er, wie einer, der eine frohe Nachricht nicht zurückhalten kann, zu erzählen, wie er zuerst unter Furcht und Bangen

dem Doktor ein paar Verse eingesandt, wie dieser ihm geantwortet, ihn zu sich geladen, ihn ermuntert und beraten. Auch von seinem ersten großen Werke sprach er, und daß Doktor Schwarz es gelesen und gutgeheißen, ihn an einen Verleger empfohlen habe, und daß es auf Weihnachten in Buchform erscheinen werde. „Die „Weltwiler Zeitung" und Herr Doktor Schwarz," schloß er, „haben mir auf die Beine geholfen."

Eusebius Fuchs sah keinen der beiden an. Er hatte wieder seine bequeme Haltung eingenommen. Langsam, deutlich, doch wie gedankenlos und als wäre es eine Höflichkeitsphrase, sagte er: „Herr Doktor Schwarz ist ein weitsichtiger Mann. Herr Doktor Schwarz will sich einen Nachfolger heranziehen."

Die Augen des Apothekers blieben bei diesen Worten an den Boden geheftet, aber es war, als sehe er durch die eignen gesenkten Lider. Er beobachtete, daß Weiser nicht recht wußte, was er aus seinen Worten machen sollte, und daß Schwarz wie vor einer Warnung zusammenzuckte.

„Herr Weiser wird schwerlich Lust bekommen, sich in die Dornen eines Redaktionssessels zu setzen," bemerkte dieser. Er hatte ein Falzbein in der Hand und trommelte damit auf einem Papierhaufen.

„Das war auch nicht ganz, was ich meinte," sagte Herr Eusebius.

„Nun?" fragte der Redakteur herausfordernd.

Eusebius Fuchs rührte sich nicht. „Die Weltwiler — Verzeihung, die Welt überhaupt," sprach er lässig, „die müssen immer einen haben, auf den sie

schwören können. Jetzt tun sie es auf Sie, Verehrtester —" Er nickte Schwarz zu. „Später, wenn — Sie nicht mehr da sind, müssen sie einen andern Abgott wissen."

Hier fiel Weiser, dem das Gespräch peinlich war und dem die Bescheidenheit noch wie ein Laster anhaftete, ein: „Es gibt Namen, die man nicht auslöschen kann, auch wenn die Träger nicht mehr sind."

„Und solche, die man auslöscht, wie man sie hingeschrieben," sagte Schwarz spitz und scharf. Dann änderte er das Gesprächsthema. „Herr Weiser wird von Neujahr an in Weltwil wohnen. Er ist zum Lehrer an der hiesigen Mädchenschule gewählt," erzählte er.

Dann ging die Unterhaltung ihren Gang. Herr Eusebius wollte mehr von Weisers neuem Werke wissen, und dieser gab eine Darstellung seines Inhaltes. Bald stand er auf und verabschiedete sich wieder. Die beiden andern blieben noch einmal allein.

„Wie gefällt Ihnen mein — Nachfolger?" fragte Schwarz spöttisch, als Weiser das Zimmer verlassen hatte.

„Ich bewundere Ihre Selbstlosigkeit," entgegnete Herr Eusebius.

„Sie meinen, weil ich versuche, ihn groß zu machen?"

Herr Eusebius schwieg und spielte an seiner Uhrkette.

Doktor Schwarz lächelte. Es war etwas Giftiges in seinem gescheiten Gesicht. „Wir sind eine Macht,"

sagte er. „Wir können aufbauen, aber auch wieder niederreißen."

Noch immer antwortete Eusebius nicht. Sein Schweigen brachte den andern aus der Fassung. Wie um ein Unbehagen abzuschütteln, stand er von seinem Stuhle auf. Dann schien ihm vielleicht, daß er sich vergessen habe oder rührte sich die Bewunderung, die er für den jungen Weiser hatte, oder verlangte die Uneigennützigkeit, die er wirklich besaß, ihr Recht. Er sagte mit großem Ernst: „Was ist denn das Leben anders als ein Erben von einem zum andern? Wenn der Vater Kinder zeugt, muß er sich darauf gefaßt machen, daß ihre Zeit kommt und die seine vergeht. Und warum sollte ein Mensch dem andern nicht helfen, daß er eine recht hohe Zeit hat, eine höhere noch als er selber? Warum sollte er sich nicht daran freuen können?"

Eusebius stand ebenfalls auf. „Gewiß," sagte er, und noch einmal nach einer kleinen Pause und als hätte er sich besonnen, „gewiß!"

In seinem Gesicht strahlte eitel Liebenswürdigkeit. Liebenswürdig war die Bewegung, mit welcher er Schwarz die Hand reichte, das leise Neigen seines Oberkörpers. Und mit einem liebenswürdigen Worte: „Es ist mir immer ein Vorzug, mit Ihnen zu plaudern, Herr Doktor," näherte er sich der Türe. Er trug leichte, feine Schuhe. Man hörte seine Schritte auf dem Linoleumteppich nicht. Auch die Tür fiel unhörbar ins Schloß, als er das Zimmer verließ. Wie eine Katze, dachte Schwarz.

Er war ärgerlich.

Fünfzehntes Kapitel

Gotthold Stillfried verglich mit Dame Siebenmann zusammen die Ladenbücher. Das treffliche Fräulein half beim Schreiben der Rechnungen und steckte die Nase gern zuweilen in die Geschäftsräumlichkeiten; denn das Leben in der Stube oben erschien ihr manchmal zu einförmig, und die beiden, welche ihr dieses Leben hätten verschönern können, hielten sich mehr als ihr lieb war in den unteren Räumen auf.

Die beiden Rechner stolperten über zwei Posten, die seit Monaten offen waren.

„Ich habe ihm jedes Vierteljahr eine Rechnung geschickt," sagte das Fräulein.

Stillfried nahm die goldene Brille ab und wischte mit dem seidenen Taschentuch die Gläser. „Mir scheint," erwiderte er ernst und nachdenklich, „der Mann hat eine schwere Zeit."

„Um das haben wir uns nicht zu kümmern," widersprach jene scharf. „Es muß Ordnung in die Sache kommen. Ich werde ihm einen Brief schreiben," fügte sie hinzu.

Stillfried setzte die Brille wieder auf und neigte sich über das Buch. Dann arbeiteten sie weiter.

Zwei Tage später, als es in den Gassen von Klein-Weltwil dunkel war, kam Thomas Räber, der Mechaniker, an die Apotheke heran. Es hatte in der Fabrik eben Feierabend geläutet, und er war noch nicht daheim gewesen. Er trug die schwarze Mütze mit dem Schirmdach, die Manchesterhose und das am Halse mit einer Quaste zugebundene Flanellhemd, das

der offene, zertragene Rock an der Brust freiließ. Sein Gesicht stach wie gelbes Wachs von dem kohlschwarzen langen Bart ab, und wie dicke Kohlenstriche standen die Brauen unter der Stirn. An den Augen hatte er schwere Hautsäcke, der Blick aber hatte etwas Scheues, als ob er den Gang, den er tat, den Menschen lieber versteckt hätte. Vor der Tür des Apothekers zögerte er.

Es waren Leute im Laden, und als er sie sah, schämte er sich. Er mußte sein Taschentuch nehmen und den Schweiß trocknen. Dann trat er vor die Haustür und zog an der Glocke. Man ließ ihn ein, und im ersten Stock empfing ihn das Fräulein Siebenmann. Sie war kurz angebunden und fragte nach seinem Begehr. Da er aber mit gezogener Mütze und sichtlich bedrängt, aber doch als ein achtunggebietender Mann dastand und Herrn Eusebius zu sprechen wünschte, wagte sie nicht recht, ihn zu fragen, ob er der Mahnung wegen käme, die sie ihm geschickt, sondern ließ ihn warten und stieg hinunter, um ihren Herrn zu holen.

Herr Eusebius kam, und vor ihm beugte Thomas Räber den starken, ungelenken Nacken. Die Mütze zitterte in seiner rissigen und rußigen Hand, und er fragte mit schwerverständlicher und zerdrückter Stimme, ob er den Herrn Apotheker einen Augenblick allein sprechen könnte.

Eusebius hieß ihn in sein Arbeitszimmer treten. Er selbst ging ihm voran. Der Boden machte kein Geräusch, während er zu seinem Lehnstuhl schritt und sich dort niederließ, aber unter Thomas Räbers Nagelschuhen kreischten die gebohnten Bretter, ob-

gleich er in der Nähe der Türe stehenblieb. Die Mütze noch immer in der Hand, nahm dieser ein nicht mehr ganz sauberes Papier aus der Brusttasche und sagte stockend: „Ich — ich habe da einen Brief bekommen."

Eusebius kreuzte die Arme und wartete, was kommen wollte.

„Es ist ja wohl wahr, ich hätte längst bezahlen sollen," sagte Thomas Räber.

Herr Eusebius sah, wie schwer ihn das Reden ankam. Er nahm den Brief und las ihn. „Ach so!" sagte er. „Das ist Euch ohne mein Vorwissen geschickt worden. Der Ordnung halber. Aber — beruhigt Euch, ich lasse Euch gerne Zeit."

„Nein, nein," widersprach Räber und zog eine schmierige Schweinsblase heraus, die er aufschnürte und der er Geld entnahm. „Nein, nein," wiederholte er. „Ich weiß, daß es eine Schande ist." Er streckte das Geld Herrn Eusebius hin.

Dieser trat zu seinem Tisch hinüber.

Räber folgte ihm. „Ich — hätte wohl unten an der Kasse zahlen sollen," sagte er in wachsender Verwirrung, „aber — ich hätte in den Boden sinken müssen vor Scham."

„Macht kein solches Wesen," tröstete der Apotheker. „Wenn es Euch schwer fällt, so — es ist ja nicht viel — ich will es Euch gern erlassen."

Räber strich ihm, wie zur Eile auffordernd, noch einmal die Münzen zu, die er auf den Tisch gelegt hatte. „Nein, nein," sagte er abermals und dann: „Das ist mir früher nicht vorgekommen. Ich weiß manchmal nicht mehr, wo das noch hinaus soll." Er

fuhr sich mit der Hand über die Stirn, eine merkwürdige Hilflosigkeit lag in der Bewegung.

Herr Eusebius nahm das Geld und unterschrieb.

Inzwischen stand der andre hinter ihm und erzählte in abgerissenen Sätzen wie ein Verurteilter, der sich mühsam ein Geständnis abringt. „Das ist ja nun wohl lange her, daß wir die Sorge im Hause haben. Aber wir — wir haben doch immer den Frieden gehabt. Die Frau war eine Wackere, ehe sie krank wurde. Die Kinder waren recht, der Bub arbeitsam wie nicht gerade einer und still und zurückgezogen, und das Mädchen, die Christine, ein hübsches Ding, das anzusehen einem wohltat und das man ganz gern einmal in einem bunten Fähnchen sah. Man wußte aber immer neben und unter sich solche, die es schlimmer hatten. Aber — aber immer ging es ein Schrittlein rückwärts, ein Trittlein tiefer und noch eines. Es kamen die vielen Kuren für die Frau. Und die Kinder wurden größer. Und — und die Christine schmeichelte oder — trotzte mir manchmal mehr ab, als recht war. Und der Bub, der Georg, hing sein Herz an ein Mädchen', und sein Verdienst blieb bei der und kam nicht mehr in die Haushaltung, und — und immer ein Schrittlein tiefer. Was ich verdiente, reichte nicht mehr aus. Das Ersparte ging hin. Dann kamen die Schulden. Und die Schulden" — er hielt inne und griff nach dem Halse, als ob ihn der Kragen erſticke — „wer einmal drin ist in den Schulden, der ist wie in einem Sumpf. Je mehr er sich herausarbeiten will, um so tiefer kommt er hinein. Was aber schlimmer ist als die Klemme, in der wir stecken, das ist — ist, daß wir nicht mehr miteinander aus-

kommen. Ich — ich meine manchmal, daß es auch jetzt noch Leute gibt, die mehr zu bedauern sind als wir. Aber die — die Frau hat keinen Mut mehr und jammert tage- und nächtelang. Sie kann nicht mehr lächeln, vom Lachen nicht zu reden, und sie wünscht sich und uns nichts als ihren Tod. Und die Kinder sind voll Mißgunst und Unleidlichkeit. Ihr zweites Wort ist eine Schmähung auf die Bessergestellten. Sie stecken in den Arbeiterversammlungen. Der Sohn ist einer der Verbindungen beigetreten. Das tut nicht gut. Früher hatten sie Freude an der Arbeit. Jetzt schwillt ihnen die Galle, während sie schaffen, und bevor eine Arbeit fertig ist, ist schon ein Schimpfen, daß sie doch nicht nach Gebühr bezahlt werde. Sie sehen die nicht mehr, die auch klagen könnten. Hinauf schauen sie, nur immer über sich, nur immer recht hoch, damit sie selber recht klein dagegen werden. Und dann heißt es, da sieh, Vater, ist das nicht eine himmelschreiende Ungerechtigkeit? Der wühlt im Gold und wir haben keinen rechten Fetzen anzuziehen. Der Herr — der Fabrikant, kann es den Arbeitern schon lange nicht mehr recht machen. Mein Bub, der Georg, hilft ihnen jetzt auch schreien, daß er andre Löhne und mehr Freiheit geben solle. Ich will es nicht leiden und tue es auch nicht. Er muß schon schweigen, der Bub, wenn ich da bin, aber manchmal, ich kann es nicht helfen, manchmal wurmt und würgt es mich hier und ist mir, daß die Unzufriedenen doch etwas recht haben."

Er seufzte schwer, tief herauf und stockend, wie er gesprochen hatte. „Es ist eine böse Zeit," schloß er, und dann schien er erst gewahr zu werden, daß er

sich zu lange hatte gehen lassen. Er warf einen scheuen Blick auf den Apotheker und wurde rot. „Verzeihen Sie," bat er. „Ich habe Sie aufgehalten. Ich — ich rede sonst nicht viel, aber ich habe es einmal jemandem sagen müssen."

Herr Eusebius stand auf. Er war ein kühler Zuschauer, wenn irgendein menschliches Geschick seine Wellen an ihm vorüber trieb. „Es ist recht, daß Ihr Euch ausgesprochen habt, Räber," sagte er indessen. Das Ehrliche und Aufrechte an dem Manne gefiel ihm.

Diesem schien ein Stein vom Herzen gefallen darum, daß er den schweren Entschuldigungsgang hinter sich hatte. In der Erleichterung, die er ohnehin empfand, überraschte und freute es ihn doppelt, als Herr Eusebius mit ihm in den Flur trat und Miene machte, als ob er sich nichts hätte zu schulden kommen lassen, neben ihm die Treppe hinunter zu gehen.

„Sie — Sie dürfen nicht mitkommen," lehnte er verlegen ab.

„Ich gehe ohnehin nach unten," wehrte der Apotheker lächelnd.

Im Niedersteigen brachte dieser das Gespräch noch einmal auf die Arbeiterversammlungen. Räber erzählte von einigen Arbeiterführern und welche Macht sie auf die Masse hätten. Die Sache erweckte die Aufmerksamkeit des Herrn Eusebius. Sie kamen in ein so lebhaftes Gespräch, daß jener seinen Hut nahm und Räber noch weiter begleitete. Es war die Zeit, da er ohnedies seinen Ausgang zu machen pflegte.

Räber war ganz verwirrt ob des Geschehens. Der — Herr Apotheker ging mit ihm? In die Straße

hinaus. In der Straße neben ihm, der angefangen, sich vor den Menschen zu verstecken, der meinte, es müßte ihm jeder ansehen, daß er soviel beim Metzger schuldig war und soviel beim Bäcker und soviel — — Neben ihm ging der feine Herr, neben ihm, dem Werkler, dem, der nicht zahlen konnte! Jeden, der ihm begegnete, sah er heimlich darauf an, ob er auch bemerkte, wer an seiner Seite war, als ob ihm das bei den Weltwilern wieder zu dem vermeintlich verlorenen Ansehen hülfe.

Sie schritten, sich unterhaltend, Seite an Seite durch die von einzelnen Laternen erhellte Straße. Es gab genug Leute, die ihnen begegneten und sich wunderten, wie gerade sie sich zusammengefunden.

Räber war auf jene Arbeiterführer, von denen er zu erzählen begonnen, nicht gut zu sprechen, nannte sie Aufwiegler und Verführer und meinte, es wären zumeist Fremde, zweifelhafte Leute, die das große Wort führten. Die Einheimischen wären zu ruhig und zu bedächtig, um sich selbst zu solchen Lärmmachern aufzuwerfen, dagegen freilich nicht witzig genug, sich von diesen nicht verführen zu lassen.

Herr Eusebius ging so still neben ihm einher, daß Räber zuletzt im Zweifel war, ob er ihn hörte. Einmal nur warf er ein: „Auch derlei Gärung hat ihr Gutes. Auch die Unzufriedenheit braucht ihre Wortführer."

Dieses Wort machte Räber nachdenklich. Er schwieg eine Weile. Dabei sah er nicht, wie der andre ihn mit den raschen, schwarzen Augen von der Seite anblitzte, als ob er erraten wolle, was aus seinem Nachdenken kommen sollte.

Sie gelangten an das Ende der Stadt und in die Nähe des Räberschen Hauses. Herr Eusebius verlangsamte seine Schritte und machte Miene, sich zu verabschieden. Im Augenblick, da sie stillstanden, tauchte leise und schleichend ein Tier aus der Nacht auf. Sie standen gerade unter einer Laterne und sahen die Gestalt des kleinen braunen Hundes mit dem Bauche beinahe den Boden streifend aus dem Dunkel sich lösen. Er lauerte und erkannte Räber. Dann sprang er mit ein paar Sätzen auf ihn zu und vor Freude winselnd an ihm in die Höhe. Thomas Räber schmeichelte dem Tiere und nannte es mit einer weichen Stimme beim Namen: „Ami, schon gut, mein kleiner Ami."

Als er die Arme nach ihm ausstreckte, sprang der Hund so hoch, daß er ihn, ohne es zu wollen, auffing und einen Augenblick an seiner Brust hielt. Dabei erzählte er: „So beschleicht er mich immer, wenn ich nachts fort bin. Er ist gut erzogen. Er weiß, daß er nicht bellen darf. Aber er ist so — so wie unser jüngstes Kind ist er, wenn man das von einer unvernünftigen Kreatur sagen darf."

Das Tier leckte ihm die Hand, während er sprach, und sah zu ihm auf, und mit seinen dunklen, düsteren Augen schaute er auf dasselbe nieder. Eine kleine Fröhlichkeit und Wärme erwachte dabei in diesen. Es war merkwürdig zu sehen, wie sie den schweren Ernst und die schwüle Bedrücktheit, die darin gelegen, durchbrachen. Er ließ aber den Hund bald zu Boden, staubte sich ab, reichte Herrn Eusebius die Hand und dankte ihm für die Begleitung.

„Ich hoffe, Ihnen nichts mehr schuldig zu werden," sagte er in leichterem Ton, als ob ihn die Anhäng-

lichkeit seines Hundes in bessere Stimmung versetzt hätte.

Das Tier war in die Straße hinaus gelaufen und schnupperte dort herum.

Eusebius wendete sich zum Gehen. Im gleichen Augenblick blendeten ihn die Lichter eines Kraftwagens, der mit großer Schnelligkeit wegsdaher fuhr. Er hörte Räber nach seinem Hunde rufen, aber fast mit seinem Rufe vermischt ertönte ein Schrei, der in ein Winseln überging.

Das Automobil fuhr weiter. Herr Eusebius hatte den Fabrikanten Schuppiger erkannt.

Der Apotheker ging ein paar Schritte zurück. Thomas Räber stand noch bei der Laterne und rief den Namen seines Hundes. Er war noch bleicher als sonst und sah mit einer fast hilflosen Ängstlichkeit in die Straße, wo sie dunkel war. Herr Eusebius ging auf eine Stelle in dieser Dunkelheit zu. Er beugte sich nieder. Da lag der Hund. Die weißen Lichter des Kraftwagens mußten ihn geblendet haben, daß er nicht rasch genug zur Seite wich. Er war nicht überfahren. Aber irgendein Teil des Wagens mußte ihn getroffen haben. Räber kam heran und nahm das Tier auf.

„Vielleicht kann ich ihm helfen,“ sagte Herr Eusebius und schritt neben dem Arbeiter dem Hause zu. Der andre antwortete nicht. Er sprach nur zu dem Hunde: „Sei nur ruhig, kleiner Ami. Wir wollen schon sehen, was es gegeben hat.“

Er trat vor dem Apotheker her in den Flur, der nur schwach beleuchtet war. „Die Frau ist in der Stube,“ sagte er jetzt. „Wir wollen hier hinein.“ Damit stieß er die Tür zur Küche auf.

Es war ein ziemlich großer Raum mit einem Boden aus gebrannten Ziegeln. An der Diele hing eine Lampe. In der Mitte stand ein weißtannener Tisch, sauber gescheuert. Daran saß Georg, der Sohn, und hatte einen Teller Suppe vor sich stehen. Jung, stark, rotwangig und hübsch stand Christine, die Tochter, am Herd und achtete auf eine Pfanne. Sie hatte die Ärmel bis an die Achseln zurückgestreift. Ihre Arme blinkten vor Weiße und waren stark und schön gerundet. Ein Band am Halse und die Art, wie sie das Haar trug, gaben ihr selbst in diesem häuslichen Aufzug etwas Geputztes. Als sie den Hund auf dem Arm des Vaters erblickten, stand Georg auf, und beide traten heran.

Thomas Räber ließ das Licht der Lampe auf das Tier fallen. Es rührte sich nicht mehr. Am Maule stand Blut.

„Ich habe es mir gedacht," sagte der Alte mit dumpfem, verwürgtem Ton. Er legte den toten Hund in eine Ecke, und als er sich aufrichtete, schlugen ihm die Zähne zusammen, als ob er friere.

Herr Eusebius beugte sich über das Tier. Auch er sah, daß nicht zu helfen war.

„Wie ist das geschehen?" fragte Georg. Er hatte die plumpe, schwere Art des Vaters. Nur war seine zorniger und roher. Christine hatte Tränen in den Augen.

„Er ist in das Automobil des Herrn gelaufen," sagte Räber. Dabei setzte er sich an den Tisch, stützte den Ellbogen auf die Platte und sah nach dem toten Tiere.

„Der Satan," fluchte Georg. Es war Haß in dem Wort.

Räber muckste nicht.

„Er flitzt mit dem Wagen umher wie ein Verrückter," sagte Christine.

„Heute dein Hund, morgen vielleicht du selber," knurrte Georg und warf einen bösen Blick auf den Vater.

Der saß geduckt. Vielleicht, daß sein Schweigen den Sohn noch mehr in Harnisch brachte.

„Der hat es fein, der Schuppiger, he!" schimpfte er. „Da fährt er hin und läßt uns den Staub schlucken, und wenn wir im Wege stehen, fährt er uns um, haha! Er hat ja das Recht, meint er! Er ist ja der Meister! Und wir sind die — die Hunde."

„Ihr seid Narren, daß ihr euch alles gefallen laßt," höhnte Christine. Sie schwang sich ein wenig in den Hüften und wippte mit den Füßen halb im Tanz. So bekamen ihre Worte etwas Lustiges, Leichtfertiges.

„Nur Geduld," antwortete ihr Bruder in seiner verkniffenen Weise. „Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht."

Noch immer schwieg Räber. Aber schon, daß er zu dem Schimpfen schwieg, war etwas Außergewöhnliches, er, der sonst nichts auf seinen Arbeitgeber kommen ließ.

„Er — er wird bald einmal sehen, daß nicht immer alles nach seinem Kopf geht," sagte Georg.

Thomas Räber schaute ein klein wenig auf, als ob er nach der Bedeutung dieser Worte fragen wollte, aber er tat es nicht.

„In acht Tagen entscheidet es sich. Wenn er

und die andern nicht nachgeben, bricht der Streik aus. So sicher als zwei mal zwei vier ist."

Räber rührte sich. „Woher weißt du das?" fragte er.

„Daher," sagte Georg, und zog ein bedrucktes Blatt aus der Brusttasche, das den Titel trug: Der Verband an seine Mitglieder!

„Das habt ihr zusammen gekocht in euren Versammlungen," brauste der Alte auf. „Jetzt tust du mir keinen Schritt mehr dahin."

„Ihr dürft es ihm nicht verbieten, Vater," fiel Christine ein. Ihr Gesicht trug jetzt einen größeren Ernst. Sie strich sich erregt das braune, etwas grobe Haar aus der Stirn. „Es geht alles seinen richtigen Weg. Es ist nichts Unrichtiges, was der Arbeiterverband will, nichts, was sie andern Ortes nicht auch haben. Geht nur einmal hin und hört zu. Ihr werdet schon noch selber mitmachen. Vergleicht doch einmal den hochfahrenden Schuppiger und was zu ihm gehört und uns. Die Luise, die Stubenmagd, hat mir erzählt, was da drüben in einem Tage das Leben kostet, wieviel ausgegeben wird für unnütze Dinge. Allein was Schuppiger an Zigarrenrauch in die Luft bläst, würde genug sein für uns zum Leben. Und wir dagegen, wir dürfen uns bald nicht einmal mehr satt essen am Tisch. Und wenn man einmal ein neues Kleid haben muß oder ganz, ganz selten eine Freude haben möchte, weil man jung ist, so bekommt man bittere Worte zu hören, Vergeuderin, Fratz, eitler! Daß man keine Fesseln an den Armen hat, ist noch alles. Deswegen trägt man sie doch hier — hier und hier!"

Sie geriet außer sich. Es war ein Ausbruch, wie er in der Familie nie erhört worden war. Sie zeigte die Arme und fuhr mit den Händen nach dem Halse. Die Ketten wollte sie verdeutlichen. „Es muß einmal heraus," schrie sie, „es erstickt mich sonst!" Ihr Gesicht war erhitzt. Ihre Augen hatten einen wilden Glanz, und eine mächtige Erregung ging durch die junge, schöne und kräftige Gestalt, ein Lebensdurst und zugleich ein verzweifelter Zorn.

Vater und Bruder schauten sie an und konnten vor Staunen nicht reden. Herr Eusebius aber, der bleich und schlank und gelassen drüben an der Wand lehnte, kniff die Augen ein wenig ein und betrachtete das Mädchen durch einen Spalt der Lider wie einer, der gespannt auf die Entwicklung der Dinge wartet.

Christine trat dicht zum Tisch und neigte sich über diesen hin dem Vater zu. Vielleicht hatte sie Angst vor Räber und fürchtete selbst, daß sie sich zu sehr vor ihm vergessen hätte. Stiller, aber mit fliegendem Atem fuhr sie weiter: „Kommt nur einmal mit, Vater! Sicher! In der Versammlung könnt Ihr es hören, was wir sind und was die andern, Lumpen wir und Goldkönige die andern, da seht Ihr erst das nackte Elend, das — das unsre. Ihr habt es ja immer noch nicht recht geglaubt und erkannt. Ihr seht immer noch alles besser, als es ist, Ihr guter Mensch. Und wißt nicht, wie arm wir sind, wie arm und — und unglücklich!"

Sie brach in Tränen aus. So wild wie ihre Worte gewesen, so war auch jetzt ihr Weinen. Sie suchte die Tropfen, die aus ihren Augen brachen, mit den Händen wegzuwischen, allein es waren nicht mehr

Tropfen, sondern es war ein Sturzfall, und der Tisch wurde feucht davon.

„Flenn doch nicht so," sagte Räber mit einem Seitenblick auf den Apotheker und wie wenn er die Tochter ermahnte, sich vor dem Gast und Höhergestellten mehr zusammenzunehmen. Aber seine Augen standen groß und verwundert in seinem Gesicht. Zum erstenmal dämmerte ihm etwas auf von dem, wie das Elend des Hauses in den Empfindungen der Kinder aussah. Zum erstenmal sah er auch die ganze Wahrheit des Vergleichs zwischen seinem Leben und dem des Fabrikanten, zum erstenmal vielleicht war es, daß er beide gegeneinander wog.

„Sie hat recht," nahm jetzt Georg wieder das Wort, auch er zornig, gleichsam entzündet an der Aufwallung der Schwester. „Der da drüben und wir, das ist wie Tag und Nacht. Und wenn wir von dem hellen Tag des andern auch einen Schein Licht verlangen, wer will es uns verdenken?"

„Ganz recht," sprach Herr Eusebius, „ganz recht."

Es war seltsam, wie er auf einmal redete, nachdem er so lange schweigend zugehört hatte. Seine Stimme klang wie Flüstern nach dem Grollen und Aufbegehren der andern, aber es wandten sich alle drei unwillkürlich nach ihm um.

Georg war durch seine Zustimmung entwaffnet und beruhigt. „Man verlangt ja nicht viel," sagte er zahm.

Der Vater aber stand auf und trat wieder zu seinem Hunde. Es kämpfte in ihm. Sein Leben lang hatte er in gutem Einvernehmen mit seinem Dienstgeber gelebt. Wenn an einer Maschine etwas

fehlte, so hieß es: Holt den Räber. Wenn im Hause des Fabrikanten irgendeine Ausbesserung zu besorgen war, so wußte er, daß er gerufen wurde. „Unser Räber kann alles," sagte Frau Schuppiger. Die beiden Knaben kamen und schauten ihm bei der Arbeit zu, und seit sie ganz klein waren, war er gut Freund mit ihnen. Wenn aber irgendein Anstand mit den Arbeitern war oder wenn man von einem wissen wollte, was er tauge, oder wenn man von irgendeiner schreienden Not gehört hatte, dann hatte Schuppiger schon mehr als einmal ihn, Räber, zu sich befohlen: „Ihr seid ein verständiger und anständiger Mann, ich möchte ein Wort mit Euch reden. Könnt Ihr mir über das und das Auskunft geben?" Er — er hatte nie über Schuppiger zu klagen gehabt. Jener machte nicht viel Umstände, war zuzeiten grob und ließ einen den Meister fühlen, aber er blieb nichts schuldig für ihm geleistete Dienste. Zu Neujahr hatte er, Räber, immer ein schönes Stück Geld aus des Herrn Arbeitszimmer nach Hause getragen als Anerkennungsgabe. Aber — jetzt — sie sagten, es wäre nicht genug — sie — redeten von Tag und Nacht. Und, bah ja, es war ja, war ja: Aus dem, was der Fabrikant seinem Automobilführer zahlte, konnte er, Räber, mit seiner ganzen Familie leben. Das Neujahrsgeld also war nicht so wichtig und — und — da der Hund — wie er über das arme Tier hinweggefahren war! So ein Großtuer, so ein verdammter! So einer, der sich gebärdete, als ob er allein auf der Welt wäre!

Groll und Schmerz über den Verlust des Tieres regte sich in Räber. Zum erstenmal fühlte er, als

ob ihm, ihm selber von seinem Dienstherrn ein großes Unrecht geschehen sei. Ein Zorn, eine Wut motteten in ihm und loderten dann auf. Und nun war ein Feld in seiner Seele, in dem der Same haften und treiben konnte, den die Kinder mit Worten und Klagen vorhin ausgestreut. Wieder begann er zu messen und zu wägen: Da die Schuppigers und da die Räbers! Langsam stimmte er in seinem Innern den andern zu: Es — es war ein himmelschreiendes Unrecht, daß es ihnen so schlecht ging und andern so gut!

Halt! Das nächste Mal, wenn der Bub wieder in eine Arbeiterversammlung ging, ging er mit!

Weiß der Himmel, wie der Gedanke sich plötzlich als klarer Entschluß aus dem Wirrwarr seiner Gefühle löste.

„Ich muß gehen," tönte da wieder die Stimme des Apothekers. „Es tut mir leid, daß Ihr das Tier da verloren habt," fügte er hinzu.

Er streckte Räber die Hand hin und nickte den Geschwistern zu. „Ja, die großen Herren," sprach er leise weiter, „die großen Herren!"

Er lächelte dabei, als ziehe er schon alles wieder ins Scherzhafte. Aber als er lautlos die Tür hinter sich ins Schloß zog und die drei Zurückbleibenden noch sich wunderten, wie er plötzlich verschwunden und so leise davongegangen, daß sein Schritt nicht im Flur gehört werden konnte, blieb eine merkwürdige Stille zurück. Nur das Herdfeuer knisterte. Es war wie ein Symbol, als ob das Knistern noch andrer heimlicher Feuer ginge, ganz versteckt, nicht zu sehen.

Christine war an den Herd zurückgegangen. Die beiden Männer saßen am Tisch, ohne zu sprechen.

Sechzehntes Kapitel

Herr Eusebius, der Apotheker, stand in Hemdärmeln am Fenster seines Arbeitszimmers und schaute auf die Straße hinunter. Es war Samstag und ein Summen von Glocken in der Luft. Julian Zopf, der Friseur, und die Wursterin Meier standen vor ihren Verkaufslokalen und warteten auf etwas. In der Straße selbst sammelten sich kleine Häuflein von Volk. Die Weltwiler hielten gern Maulaffen feil, sobald es etwas mehr oder weniger Wichtiges zu sehen gab. Am meisten Leute standen dort, wo der Weg zur Frauenkirche umbog. Der Helfer Meiß und seine Frau hätten aus ihren Fenstern auf die Köpfe der dort Versammelten steigen können.

Das Glockensummen zitterte in der Luft. Vielleicht wehte ein besonderer Wind, der den Klang aufsog, so daß er mehr Welle und Bewegung als Ton war. Herr Eusebius hörte keinen Schlag mehr, sondern nur ein Rauschen und Wogen und Wallen. Die kleine Frauenkirche hatte ein schönes, starkes Geläut.

Der Apotheker lehnte die weiße, hohe Stirn an den Fensterknauf. Es war, als ob das Läuten ihn in einen Traum wiegte. Jetzt klang es ihm wie das Atmen eines Meeres. Dann war es ihm, als fühle er daraus den Herzschlag der kleinen Stadt, dann wieder hörte er Stimmen oder meinte, daß in dem Tongewoge unausgesprochene Gedanken bebten, die er las und vernahm. Gesichter tauchten vor ihm auf. Er stellte sich den Domherrn vor, dessen vornehme,

alte Amtswohnung er eben noch drüben, jenseits der Straße, der ehrwürdigen St. Ursenkirche zuneben, erblicken konnte. Er meinte, daß er am Fenster stünde, vorsichtig, so daß er wohl sehen, aber nicht gesehen werden konnte. Er sah das kluge, harte, eigenwillige Gesicht. Der schmale Mund hatte einen Ausdruck leiser Ungehaltenheit. Die Gemeinde der Protestanten zu Weltwil wuchs stetig. Der Domherr Achermann konnte das nicht ableugnen, und er sah es nicht gern, obwohl er niemand merken ließ, daß er es sah. Ja, und da stand sein Amtsbruder, der Dekan, jetzt auf der Kanzel der Frauenkirche und segnete ein Hochzeitspaar ein. Fritz Blochinger, der Bauer vom Paradies, war einer von der alten Schule, der hatte den alten Pfarrer gewählt, als er mit seiner jungen Frau zur Kirche ging. Vielleicht wartete jetzt der Helfer Meiß auch am Fenster und sah dem Ereignis zu. Eigentlich sollte er in der Kirche sein, denn der eine Amtsbruder pflegte den Amtshandlungen des andern gewöhnlich beizuwohnen; aber es hieß, daß eine leise Verstimmung zwischen dem Dekanhaus und dem Helferhaus herrsche. Dafür saß Rosalina sicher in ihrem Stuhl. Rosalina! Weiß gekleidet, schlank und stark und gebräunt! Es trieb aber nicht das ganze Leben von Klein-Weltwil durch die Frauenkirchgasse. Unbekümmert um das Festen eines Bauern ließ der Fabrikant Schuppiger seine Schlote rauchen, und Thomas Räber und sein Bub standen an den Schraubstöcken. Daheim lag die kranke Frau, stöhnend manchmal und manchmal müde und still wie eine Gestorbene. Die Tochter hatte die Wacht bei der Mutter, aber die Gedanken hatte die junge, lebenslustige Christine

wohl anderswo. — Auf der Redaktionsstube der „Weltwiler Zeitung“ saß der Doktor Schwarz. Er arbeitete — las vielleicht — — stützte die Hand unters Kinn und las — ein Weisersches Manuskript, und konnte nicht anders, als zu finden, daß es gut sei, und es war doch ein ganz kleiner, kaum merkbarer Wunsch in ihm, daß einmal eines nicht so ganz gut sein möchte.

In den Glocken sang die Geschichte von Weltwil. Oder — oder kam das aus ihm, Eusebius, selber? Hatte er in sich ein Echo des Lebens, in welches ein Zufall ihn verschlagen, ihn, der nicht wußte, woher er kam und wohin es ihn trieb? —

Unten in der Straße kam jetzt Bewegung in die Menschen. Die unter den Ladentüren reckten die Hälse. Und nun bog aus der Frauenkirchgasse ein Landauer, dem eine Droschke folgte. Sie fuhren im Schritt. Die Weltwiler pflegten das bei Hochzeiten so. Es war jeder verpflichtet, sich bei diesem Anlaß noch recht anstarren zu lassen, als ob die Stadt den Anblick ihrer Jungfräulein und Junggesellen sich auf ewig ins Gedächtnis prägen wollte. Diesmal war auch besondere Ursache zum Staunen. Ein so alter Mann und eine so junge Frau!

Die Glocken läuteten noch immer. Die beiden Fuhrwerke näherten sich dem Fenster des Apothekers. Sie waren wie die neue und die alte Zeit. Die beiden Braunen an dem neuen und fein aufgemachten Landauer tänzelten und waren das Schrittgehen nicht gewöhnt. Auf dem Bock saß in einem grünen Anzug, einen Zylinder auf dem Kopf, ein militärisch aussehender Mensch mit einem starken schwarzen

Schnurrbart. Das war Wilhelm Schmelz, ein Deutscher, der einmal Kutscher bei Schuppiger, dem Fabrikanten, gewesen war und vor drei Wochen — man sprach von der Mithilfe des reichen Schuppiger — eine Fuhrhalterei, vorläufig freilich mit wenigen Pferden, eröffnet hatte. Hinter seinem Gespann wackelte wie aufgezogen der dicke, steife Schimmel des Kaspar Vontobel einher.

„Das Frachtschiff!" lachten die Weltwiler in der Gasse, und Herr Eusebius am Fenster verstand den Spott, ohne daß er ihn hörte, denn er sah lachende Gesichter und ausgestreckte Finger, wo der Wagen vorbeifuhr. Vontobel hielt die Zügel seines Rößleins. Schlapp hingen sie in seiner gichtigen Hand, schlapp saß er selber auf dem Bock. Der alte Wachstuchhut gab sich Mühe, in der Sonne noch ein wenig Glanz zu zeigen. Der blaue Radmantel schützte den gebrechlichen Menschen, als ob Eislüfte statt des Sommerwindes wehten. An Kaspar Vontobel war nichts Festliches. Es schien im Gegenteil, als ob er noch ein wenig mehr zusammengedrückt sei als gewöhnlich. Es war freilich für ihn keine leichte und freudige Fahrt; denn es wurde ja damit den Weltwilern so recht vor Augen geführt, welch üble Fahrgelegenheit sie früher gehabt und welch gute sie jetzt hatten. Es war, als hinge einer seinen abgetragenen Rock neben einem blitzblanken neuen zur Schau, um zu zeigen, wie er sich verbessert. Kaspar Vontobel fühlte das dumpf und mit wechselnder Stärke. Einmal war ihm wehleidig zumute, und er dachte, indes ihm der Mund zuckte und die Augen feucht wurden: Wenn das die Frau erlebt hätte, die Marie! Und gleich

hernach kam ihn eine blinde Wut an, daß er trotz seiner Steifheit hätte vom Bock fahren, die Peitsche umkehren und dem da vorn auf dem Prunkgefährt mit dem Peitschenstiel den Zylinder oder noch lieber gleich den Schädel einschlagen mögen. Er hätte die Fuhre verweigern können. Allein Fritz Blochinger, der Bauer, hatte es so haben wollen. Und Fritz Blochinger, der Bauer, war sein Schulkamerad und hatte Treue zu ihm und Treue zu alten Zeiten, und dann — es war eine Fuhre und brachte etwas Geld, und Fuhren und Geld wurden spärlich für Kaspar Vontobel in letzter Zeit.

Herr Eusebius betrachtete die beiden Fuhrwerke, den Palast und die Ruine, und las ungefähr die Empfindungen Vontobels aus dessen Mienen. Auch Dame Siebenmann las sie, denn auch sie stand an einem der Fenster der Fuchsschen Wohnung. Und selbst Gotthold Stillfried lehnte hinter einer Scheibe und sah geruhsam dem Hochzeitszuge zu.

Herr Eusebius musterte aber mit scharfem Blick die Insassen der beiden Wagen. Da hatten im ersten und schönsten Fritz Blochinger, der Vater und Bräutigam, gegenüber der jungen Frau seinen Sitz. Neben dieser saß Herr Matthias Gans, der Dekan, und neben Vater Blochinger hatte Christian auf dem Rücksitz Platz genommen. Das neue Ehepaar bot vielleicht einen ungewöhnlichen, aber keineswegs einen lächerlichen Anblick. Wohl stach Blochingers volles Haar weiß und leuchtend von dem schwarzen Anzug und schwarzen, weichen Hute ab, allein das Gesicht hatte jugendfrische Farben, und die Augen blitzten mit einer fröhlichen Unbekümmertheit und einem leisen

Stolze in die Straße und auf die Weltwiler hinaus. Aufrecht und stark saß er auf seinem Platze, und es mußte ihm jeder zugeben, daß er nicht nach einem gelebten Leben, sondern recht wohl nach einem frisch und neu zu lebenden aussah. Das freilich konnte er nicht ändern, daß das Meieli Rutschmann, das jetzt seine Frau war, nicht reifer schien denn sein Töchterlein. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid. Ein weißer, im Brautkranz festgehaltener Schleier fiel auf ihre Schultern und gab dem bleichen, schmalen und lieblichen Gesicht einen Rahmen, so daß es ein wenig einem schönen Heiligenbild glich. In ihren Augen war noch ein Glanz geweinter Tränen, denn die junge Frau hatte ihre Rührung nicht beherrschen können, als in der Kirche der Dekan von ihr als einer heimatlosen Waise sprach, die nun eine schöne und sichere Heimat gefunden habe. Wenn Vater Blochinger sein anmutiges junges Weib ansah, so errötete er leise, und es gab ihm einen Ruck. Solch ein unbegreiflich glückgesegneter Mann erschien er sich dabei jedesmal. Auch war in seiner Stimme immer eine seltsame Bewegung, halb von verhaltenem Jubel, halb von versteckter Weichheit. Seine Augen leuchteten auch, jedoch von Güte und Dankbarkeit, und wenn er den Dekan ansah, war es, als ob er ihm sagen wollte: Du bist ein wundervoller Mensch du, daß du mir heute das Mädchen da zur Gefährtin gegeben hast. Besonders oft aber wendete er sich mit Blicken und Worten an Christian.

Vielleicht geschah das, weil der Sohn ihm ein wenig einsilbig vorkam, sicher aber noch mehr aus einem innerlichen und unbewußten Drang, aus einem

unklaren Gefühl, daß er ihm etwas abzubitten habe. So lange hatten sie, Vater und Sohn, in Frieden und Behagen nebeneinander gelebt und einander ohne Wesen und äußerliche Zeichen die gegenseitige Zufriedenheit fühlen lassen, daß Vater Blochinger mehr tat als je, um Christian jetzt zu beweisen, es solle ihm an nichts fehlen, obzwar er sich mit einer dritten in des Vaters Liebe teilen müsse. So hatte er ihm am frühen Morgen schon, als sie beide allein waren, mitgeteilt, er habe ihm eine beträchtliche Summe gleichsam zum Andenken an den Festtag auf der Bank hinterlegt. In der Kirche hatte er vor allen Leuten und in plötzlicher Aufwallung, ehe er mit der jungen Braut zur Einsegnung an den Altar vorgetreten war, dem Sohne sich noch einmal zugewendet und ihm die Hand fast schmerzhaft hart gedrückt, als ob er auch damit sagen wollte: Ich nehme heute meine Freude eigentlich von dir. Und ich will dir das nicht vergessen. Auf der langsamen Fahrt redete er Christian etwa so an: „Heute haben die Weltwiler etwas zu gaffen, gelt? — Sie können wenigstens sehen, daß wir beide einig sind." — „Sieh, wie angelegentlich man uns dort grüßt! — Überhaupt, man schaut in lauter freundliche Gesichter, und es ist eine Wohltat, durch eine Gasse von Rechtmeinenden zu fahren."

„Der Apotheker sieht uns auch zu," sagte er, als sie unter des Herrn Eusebius Fenster vorbeifuhren.

Und Christian hob das Gesicht und begegnete dem Blick dessen, der da oben stand. Der hatte seine Augen gesucht, und er konnte nicht davon loskommen. Er wußte nicht, warum ihm das Herz bis an den

Hals klopfte und ihm etwas heiß den Rücken hinauflief, als ob er sich vor dem da oben schämen müßte.

Christian saß, einen Maien im Knopfloch, im Wagen. Er sah so jung aus, als ob er noch kein Soldat wäre. Wenn der Vater zu ihm sprach, machte er ein fröhliches Gesicht. Er war auch fröhlich und vergnügt, sicher war er es, wenn ihm auch ein bißchen schwindlig, ein wenig so zumute war, als ob die letzten Tage mit ihm Spielball getrieben hätten.

Als gestern nachmittag das Meieli — seine — seine Mutter, mit ihrer früheren Dienstherrschaft, den Wirtsleuten von Ragaz, und den zwei nächsten Verwandten der Blochingers, die alle vier jetzt in Kaspar Vontobels Droschke saßen, auf dem Gute zum Paradies eingetroffen war, hatten sechs Mörserschüsse mit ihrem Freudenknall die Luft erschüttert. Christian hatte sie entzündet. Mit sechs Freudenschüssen hatte er auch den heutigen großen Tag begrüßt. Der Frühstückstisch war bekränzt gewesen, und die Gäste sowohl wie das Meieli hatten gestern und heute mehr denn einmal der Meinung Ausdruck geben müssen, es gebe keinen anstelligeren und dienstwilligeren Menschen als Christian, denn er tat all den Leuten mit kleinen Handreichungen da und dort, was er ihnen von den Augen absehen konnte. Dabei hatte er doch immer noch Sinn und Auge für sein Alltagwerk und half dem Tagelöhner, der für die Festzeit angenommen war, mit Weisungen und gelegentlichem tätigen Beistand bei seinen Verrichtungen. Daß er ein wenig herumgewirbelt war, das merkten die andern nicht.

Vor lauter Arbeit und Eifer, seine Freude zu beweisen, war er noch gar nicht dazu gekommen, die

neue Mutter recht anzusehen, oder mit ihr mehr als ein paar kurze Worte zu wechseln.

Marie Rutschmann war seit ihrem Verlobungstage mehrmals für kurze Zeit auf Besuch gekommen, gab es doch für die Brautleute manches noch zu besprechen; aber auch da jeweilen hatten sie und Christian wenig Gelegenheit, einander kennen zu lernen, sahen einander nur bei ein paar Mahlzeiten, da der Haussohn durch seine Pflichten in Stall und Feld jede Minute am Tage in Anspruch genommen war. Erst jetzt war etwas Ruhe für beide. Und jetzt, da sie einander im Wagen gegenübersaßen, weckte eines unwillkürlich die Aufmerksamkeit des andern. In der Verlobungszeit hatten sich Christians Empfindungen seiner künftigen Stiefmutter gegenüber nicht geändert, sondern waren dieselben geblieben wie nach ihrem ersten Besuche. Er freute sich auf den neuen Hauskameraden. Weitere Gedanken hatte er sich nicht gemacht. Dieselbe Freude war auch jetzt in ihm, etwas verwirrt wie er selber. Aber sie fand Nahrung, während seine Augen manchmal auf das Gesicht im weißen Schleier fielen. Ein solcher Blick tat einem wohl. Es war eine so freundliche Ruhe an der jungen Frau, eine solche Bescheidenheit und Dankbarkeit. Sie lächelte, während sie auf die vielen Gaffer sah. Sie hatte keinen Gedanken, daß darunter welche sein könnten, die spöttische Reden über den alten Mann und die junge Frau führten. In ihr war alles still und froh; denn ihr Los war ihr je länger desto freundlicher erschienen, je mehr sie Gelegenheit gehabt, ihren künftigen Mann in seiner schönen Häuslichkeit und bei der Arbeit zu sehen.

Sie fühlte sich geborgen und grübelte nicht, sondern gab sich willig den gemachen Wellen hin, die jetzt so sanft ihr Lebensschifflein trieben. Wenn Blochinger im Wagen zuweilen ihre Hand leise drückte, so überließ sie ihm die ihre gern, aus dem Empfinden der Erkenntlichkeit dafür heraus, daß er so gut zu ihr war. Ungezwungen, frei und mit derselben leisen Fröhlichkeit schaute sie auch den Dekan Gans an und unterhielt sich mit ihm, und noch wärmer leuchtete ihr Blick, wenn sie sich an Christian wendete. Sie hatte das Bedürfnis, gleich von Anfang an zu ihm in ein gutes Verhältnis zu kommen, damit er nicht in ihr einen Eindringling sehen müsse. Da alle diese Gefühle aus ihren Augen sprachen, so war es kein Wunder, wenn Christian sich an ihrem Blick ergötzte. Seine bisherige Freude wurde darüber auch lebendiger, hüpfte gleichsam übermütig, und es lag nur unter ihren leichten Füßen wie ein schwerer Stein. Der bildete einen seltsamen Gegensatz zu der losen hüpfenden Freude, und es war ein Wunder, wie die beiden nebeneinander in einer kleinen Seele wohnen konnten. Für die Beklemmung schien im Grunde keine Ursache vorhanden. Aber sie war da, bald mehr Angst und bald mehr Bedauern, als ob etwas verloren gegangen wäre. In dem Augenblick, da Herr Eusebius vom Fenster aus auf ihn, gerade auf ihn herunterschaute, war es, als ob das Gewicht der heimlichen Herzenslast sich verzehnfache. Das ging vorüber, als der Wagen auch aus dem Gesichtskreis des Apothekers kam. Ein paar merkwürdige Worte, mit denen jener zu verschiedenen Malen gleichsam in sein, Christians, Leben hineingeleuchtet hatte, kamen ihm zu Sinn.

Dann vergaß er sie wieder und vergaß auch bald die jetzige Begegnung.

Sie fuhren unter heiterem Gespräch nach dem Gasthofe, wo das Hochzeitsmahl für sie bereit stand, und machten im Laufe des Nachmittags einen ebenso fröhlichen Ausflug nach einem malerischen alten Städtchen am See. Christian fand seinen Leichtmut wieder. Er begann die andern mit allerlei Anekdoten und Kunststücken, die er im Militärdienst gelernt, so vortrefflich zu unterhalten, daß das Meieli Tränen lachte und der Vater ihn kaum wieder erkannte, auch selber den gewohnten Ernst abstreifte und so heiter und jung sich umtat, als feierte er zum ersten Male und als Jüngling Hochzeit

Siebzehntes Kapitel

Das war nun eine Zeit, so schön wie der Sommer selber, die jetzt für das Haus zum Paradies anhob.

Einmal kam Vater Blochinger gegen Abend aus dem Walde nach Hause. Er schritt rasch gegen sein Haus zu; denn es trieb ihn immer, sobald er aus seiner Stube ging, ein starkes und fröhliches Heimweh dahin zurück. Sie war wie mit lauter Blumen bekränzt, seit das Meieli drinnen schaltete. Als er nun an diesem Abend an die Haustür gelangte, brannte die untergehende Sonne nicht nur in den vielen Fensterscheiben seines Hauses, sondern vergoldete auch den Hausnamen, den er jüngst hatte neu malen lassen, und das Kränzlein, das der Maler darum gepinselt.

„Zum Paradies" leuchtete es da, als sei es mit goldenen Flammen geschrieben, und es war eine so merkwürdige Erscheinung, daß Blochinger trotz seiner Eile mit einem Ruck stehenblieb, die Daumen in die Hose hängte und zwei-, dreimal die wohlbekannte, aber heute fast lebendig deutliche Aufschrift las. Die Brust hob sich ihm in einem mächtig weiten Atemzuge. Er sagte sich, daß der Name da oben noch nie so zu Recht bestanden und wiederum, daß es sei, als habe der Vorvater, der den Namen für Haus und Gut gewählt, gewußt, welches Glück einmal da wohnen würde. Er trat über die Schwelle und fand seine Frau wie immer um diese Zeit geschäftig, den Tisch zu decken. In einer farbigen Hausschürze ging sie zwischen Stube und Küche hin und her. Sie gaben einander die Hand. Auch den Mund bot Fritz Blochinger jedesmal der schlanken Frau, und sie hob freundlich und mit leisem Erröten die Lippen zu den seinen. Dann fragte sie, wie die Arbeit vor sich gegangen, ob er müde sei, und rühmte, welch schöner Tag gewesen. Auch ließ sie wohl ein Wort von der Haushaltung mit unterlaufen und erzählte mit ruhig heiterem Wesen von den kleinen Eigenheiten der alten Magd, die auch jetzt im Hause geblieben, Eigenheiten, denen sie gerne Rücksicht trug, weil jene so arbeitsam und rechtschaffen war. Es waren täglich fast dasselbe Wesen und dieselben Worte, die sie hatte. Vielleicht lag gerade in ihrer Einförmigkeit der Friede ihrer Tage.

Zum Essen pflegte Vater Blochinger selbst Christian aus Stall, Scheune oder aus dem Freien hereinzurufen. Es fügte sich so, daß dieser seit der Hochzeit

immer gerufen sein wollte und nicht vorher kam. Er hätte so viel zu tun, sagte er. Es gab Augenblicke, wo er genau wußte, daß jetzt Essenszeit sei und daß er füglich hinübergehen und ungerufen rechtzeitig in der Stube sich einstellen könnte, allein er sagte sich, der Vater müsse zuerst ein paar Augenblicke haben, um mit der Mutter allein zu sein. Ganz im Verborgenen, auch ihm selbst verborgen, war noch der andre kleine Grund, daß er die Eltern nicht bei Vertraulichkeiten überraschen wollte.

Die Mahlzeiten waren für alle ein Vergnügen. Sie wußten nicht, daß sie sich alle ein bißchen vorbereiteten, vergnügt zu sein. Die Männer rühmten Meielis Kochkunst, und daß sie es ihrer Lebtag nie so gut gehabt hätten, und diese wiederum machte sich eine Freude daraus, ihnen allerlei kleine Leckerbissen vorzusetzen. Vielleicht waren sie auch, seit sie mit ihrer Magd allein hatten wirtschaften müssen, ein wenig verwildert, und merkten nun mit Behagen, daß im Hause peinliche Sauberkeit herrschte, ihre Kleider genau besorgt und da und dort in der Stube kleine schmückende Verschönerungen, eine Decke, ein neues Vorhangpaar und dergleichen mehr, angebracht wurden Davon machten sie bei Tisch ein großes Wesen. Daneben gab es auch so vieles zu erzählen. Sie kannten einander ja nur kurze Zeit und berichteten aus ihren Vergangenheiten, am liebsten Lustiges, manchmal auch Trübes, und wenn sie auf solches kamen, war Vater Blochingers Stimme stark und ernst und diejenige Christians warm und herzlich, diejenige Meielis jedoch weich und still, daß es den Männern wohltat, sie zu hören. Was Wunder, wenn das Lachen

wie die Übereinstimmung im Ernst Gemütlichkeit in ihre Stube trugen! Es war für alle drei, für die Männer am meisten, immer viel zu früh wieder Zeit, die Arbeit zu beginnen. Wie die Mahlzeiten waren die Abende, und an diesen geschah es auch häufig, daß Vater und Sohn wie früher Geschäftliches miteinander besprachen, die Bestellung eines Feldes, den Verkauf eines Stück Viehes, den Abschluß eines Holzhandels. Im Anfang hörte die junge Frau da wohl nur schweigend zu. Sie hielt aber Augen und Ohren überall fleißig offen, lernte vieles, was ihr bisher fremd gewesen und wurde denn auch bald von Vater Blochinger um ihre Meinung gefragt und von Christian wie von ihm gern gehört, wenn sie in ihrer ruhigen und bescheidenen Weise antwortete.

Die Sonntage waren still. Morgens gingen sie zur Kirche. Nachmittags hatte Christian bisher noch immer irgendeine Veranlassung gehabt, um auszugehen, und es hatten ihn dabei vielleicht dieselben Gründe geleitet, die ihm sein Zögern vor den Mahlzeiten eingaben.

Es kam aber *ein* Sonntag, an welchem der Haussohn daheim blieb, weil er einmal nicht wußte, wo er hin sollte und zum andern das Gefühl hatte, daß er die Eltern nachgerade durch seine fortwährende Abwesenheit verletzen könnte.

„Was treiben wir heute nachmittag?“ fragte Vater Blochinger wie gewöhnlich, und als das Meieli das Gesicht hob und Christian anblickte, dieser aber zögernd sagte: „Ich — ich habe heute nichts Besonderes vor,“ meinte jener: „Nun, das ist schön, daß man dich auch einmal wieder hat,“ und regte an, die Frau solle

ihnen den Kaffee gleich nach dem Essen bereiten. Alle drei wollten sie dann vor dem Hause Platz nehmen, der Vater aber und Christian wieder einmal nach langer Zeit und wie sie früher oft gepflogen, ein Spielchen machen.

„Wer weiß, ob du es nicht auch lernst," bemerkte Blochinger scherzend zu Marie, worauf diese in gleich heiterem Ton erwiderte, sie würde sich wohl getrauen, schon jetzt am Spiel sich zu beteiligen, da sie als Saaltochter es vom bloßen Zuschauen hätte lernen können. Als aber die Männer sie darauf zum Mitspielen anhalten wollten, wehrte sie sich, wurde ernster und sagte, sie liebe es nicht, Karten in Frauenhänden zu sehen. Diese Sprödheit paßte wohl zu ihrem stillen Wesen. Als die Männer dann vor dem Hause saßen, ließ sie sich mit einer Häkelarbeit bei ihnen nieder und führte mit schlanken Fingern zierlich die Nadel. Sie hatte ein schwarzes Kleid an, das am Halse und an den Handgelenken Aufschläge selbstgehäkelter Spitzen hatte. Alles an ihr war einfach und sauber; sie vermied es mit ängstlicher Scheu, aufzufallen. Sie schenkte den Kaffee ein und fragte, ob er auch gut sei. Manchmal, während des Spiels, beugte sie sich vertraulich zu Blochinger hinüber, in dessen Nähe sie saß, und besah seine Karten. Zuweilen warf sie ein Wort ein, spaßte, daß sie es anders gemacht hätte, und gab so den Männern Anlaß zu lachen oder sie zu necken. Ihre Augen leuchteten, und wenn Christian ihnen begegnete, schlug ihm das Herz rascher. Er hätte der jungen Mutter die Hand geben und sagen mögen: „Herrgott, was bist du für ein lieber Mensch."

Zufriedenheit war über und in ihnen.

In einer Spielpause lehnte Blochinger, der an der Hauswand saß, sich mit dem breiten Rücken weit zurück, atmete hochauf und sagte: „Es ist mir in der letzten Zeit gewesen, als sei das Leben ein einziger Sonntag, aber heute ist es erst recht wie ein hohes Fest. Ist es nicht?“ verlangte er von den andern die Bestätigung, und sie lächelten und nickten still: Gewiß.

Dabei war der Tag lange nicht so heiter, wie er sich in ihnen spiegelte. Es war wohl warm, manchmal fast schwül, aber der Himmel ließ keine Sonne durch, sondern stand voll dichten, bald braunen, bald silbergrauen, glänzenden Gewölks. Das Gras in den Wiesen regte sich nicht und kein Blatt drehte sich an den Bäumen. Auch keine Vögel schienen da, nur das Hühnervolk grub sich in einiger Entfernung von den Spielern plusternd und gurrend in den Sand. Manchmal war irgendwo in der Ferne ein Läuten oder ein Singen oder ein Trompetenblasen. Es waren aber so ferne Stimmen, daß sie die lastende Ruhe nur verstärkten, die in der Natur lag.

„Vielleicht gibt es auf den Abend ein Wetter,“ sagte Christian einmal, und wirklich fielen im Laufe des Nachmittags plötzlich ein paar große Tropfen klatschend auf ihren Tisch, so daß Meieli in Eile zusammenpacken wollte. Ihr Mann behielt aber seine frohe Gelassenheit, und mit den Worten: „Oho, so schnell lassen wir uns nicht vertreiben,“ drückte er seine Frau auf den Stuhl zurück.

Es wurde kein Regen aus den Tropfen. Die Männer beendigten ihr Spiel. Blochinger nahm die

Zeitung zur Hand. Christian zog ein Messer und begann an einem Stück Holz zu schnitzen. Auch so saßen sie wieder eine Weile, gemächlich sich unterhaltend. Dann kam ein benachbart wohnender Bauer, der um einen jungen Stier mit Blochinger im Handel stand. Christian wollte aufstehen und mit ihm nach dem Stall gehen, allein der Vater bestand darauf, selbst dem Manne, mit dem er befreundet war, das Tier zu zeigen und verließ mit dem Gaste die beiden.

„Unterhaltet euch gut," rief er ihnen aufgeräumt zu, als er ein paar Schritte entfernt war.

Seine Frau und Christian mußten lachen, schauten einander an und wurden rot. Aber mit der Unterhaltung ging es nicht so leicht. Es wollte gerade und ausgerechnet in dieser Minute keinem etwas einfallen. So entstand eine Pause, wie sie den ganzen Nachmittag nicht ins Gespräch sich gedrängt hatte. Es war, als ob darüber die Stille und Schwüle ringsum wüchse. Christian zerquälte sich den Kopf nach Worten. Die Mutter mußte sich ob seines Schweigens wundern, dachte er. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Er erschrak fast, als Meieli nun zuerst sprach.

Sie fragte nach dem Nachbar, der jetzt mit dem Vater drüben im Stall war und den sie noch nicht kannte.

Christian erzählte, was er wußte. Daß jener verheiratet sei, Kinder habe, soundso viele, und für einen rechtschaffenen Mann gelte.

Und abermals wurde es still.

Wieder war es die junge Frau, die zuerst das Schweigen brach. Sie war unbefangen, obwohl ihr

auffiel, daß der Stiefsohn seit des Vaters Weggang so ganz verstummt war. Innerlich lächelte sie ein wenig über ihn, weil er so scheu war. Unwillkürlich fühlte sie sich ihm überlegen und war darüber vergnügt. Sie schickte sich auch an, ihm aus dem fremden Wesen zu helfen. Sie rühmte die Rasse des selbstgezogenen jungen Stiers, um welchen Blochinger jetzt handelte, und meinte, der Vater verstehe die Zucht wie nicht gerade einer.

Damit tat sie, ohne es zu wissen, Christian das Herz auf.

„Und ob der Vater das versteht!" begann er. „Er sitzt ja immer im Preisgericht, wenn es in der Gegend Ausstellungen gibt. — Überhaupt, ich möchte wissen, was er nicht verstünde, soweit Landwirtschaft und Viehzucht in Betracht kommen. Unser Haus ist manchmal wie eine Auskunftei, so oft geschieht es, daß der Vater um seine Meinung gefragt wird über allerlei Dinge, Samenmischungen, Neusaatversuche, Aufforsten und Schneiden, Düngen und Streuen und was das alles ist. Und die Menschen versteht er so gut wie das Land und die Tiere. Sie haben ihn längst zum Friedensrichter machen wollen, weil er schon so manche Streitsache geschlichtet hat, aber er will nicht, er will keine Ämter haben. „Für die, die mich fragen wollen," sagt er, „bin ich zu sprechen, auch ohne daß ein Amtsschild an meiner Türe hängt." — Ich glaube, wir haben auch noch kein ernstliches Widerwort gehabt, der Vater und ich. Man bespricht eine Sache und hört einer den andern, und hitzig werden, das gibt es nicht. Das heißt, wenn ich es werden möchte, so hat der Vater immer so — so ein Lachen, daß einem gleich der Zorn zusammenschrumpft."



„Es ist gut leben mit dem Vater,“ schloß er. Weil ihm das aber so aus dem Innersten kam und in seinen Worten das ganze heitere Einvernehmen zwischen ihm und dem Vater sich widerspiegelte, wurde auch der jungen Frau die Seele warm. Sie legte die Häkelarbeit in den Schoß und sagte ganz feierlich: „Ja, er ist ein Ehrenmann, der Vater. Ich habe von Anfang an Vertrauen zu ihm gehabt.“

Ihre Augen glänzten ein wenig, und der Mund zuckte. Es war nicht schwer, abermals aus ihrem Gesicht ihr Wesen zu lesen, das sich selbst klein schätzte und die, welche gut zu ihr waren, groß.

Christian konnte den Blick nicht von ihr wenden. Jeder Zug ihres feinen Gesichtes, die krausen, braunen Haare an den Schläfen, die klare Stirn und die kleinen und doch vollen Hände waren für ihn Dinge, die er nacheinander mit leisem Herzklopfen betrachtete und bewunderte. Und auf einmal empfand er, und es tat ihm leid, daß er selbst keinen Teil daran hatte wenn — die Mutter ihr Leben jetzt schön fand. Es quälte ihn, daß er nicht irgend etwas getan hatte oder tun konnte, das jetzt Mitursache an ihrer Zufriedenheit wäre. Er hätte gern gewußt, daß sie ihn um irgend etwas gerühmt hätte. Und wiederum — auf einmal — hatte er ein Verlangen, ihr fest — fest die Hand zu drücken. Er wußte nicht wozu, nicht, was er dabei hätte sagen sollen. Sein Verlangen steigerte sich nur, so daß er beinahe Angst vor sich selber hatte.

Vielleicht fühlte Meieli seine Blicke oder spürte etwas von dem ungleichen Schlage seines Herzens. Eineweg regte sie sich, in ihrer Ruhe gestört, auf

ihrem Stuhle, und, vielleicht um Christians Blicke anderswohin zu lenken, drehte sie sich zur Seite und schaute ins Hügelland hinaus. Ihr Auge traf dabei die Gestalt eines Mannes, der, wo ein Stück tiefer in den Matten der Fußweg sichtbar war, stand und auf die Stadt hinunter blickte. Es war der einzige Mensch, der weithin zu sehen war. Meieli betrachtete ihn unwillkürlich aufmerksamer. Er schwang eine Gerte, als ob es ihm Spaß machte, ihr die Luft durchschneidendes Sausen zu hören.

Jetzt folgte Christian Meielis Blick. Dann war es, als ob sein Körper einen Stoß erhielte.

„Kennst du den Fremden dort?" fragte Meieli.

„Es ist kein Fremder. Es ist der Apotheker von Weltwil," sagte Christian. Es klang, als ob er friere.

Das war es auch. Er fror innerlich. Gedanken stürmten auf ihn ein. Vorhin — die Gefühle — das Verlangen — das, was ihn so zu — zu — der Mutter da hinzog, das war nicht recht, des — des Vaters wegen! Woher ihm nur immer derlei kam? — Und jedesmal — der — der da unten in der Nähe!

Wieder fielen ein paar Tropfen aus den Wolken. Schwer, langsam, wie pochende Finger klopften sie auf den Tisch.

Hinter dem Hause schollen Stimmen. Blochinger und sein Gast kamen zurück. Dieser wollte sich entfernen, aber der Bauer nötigte ihn, an den Tisch zu treten. „Das wird wohl nicht so eilig sein. Ein Glas Wein wirst du schon noch nehmen können, Steiner," sagte er.

Meieli stand auf. Sie wollte zu trinken holen und zögerte nur noch des Regens wegen. „Sollen wir ins Haus gehen?" fragte sie.

Aber die Tropfen versiegten und Christian kam ihr zuvor und ging nach dem Trunk.

Die Männer setzten sich.

„Ein schönes Tier," sagte Steiner von dem Ochsen.

„Er hat ihn gekauft," erzählte Blochinger seiner Frau.

Dann hielten er und der Gast sich nach Bauernart scherzweise vor, daß einer dem andern bei dem Handel einen zu großen Vorteil abgewonnen.

Christian kam mit der bauchigen Literflasche, gefüllt mit klarem goldleuchtendem Landwein und Gläsern zurück. Er schenkte ein, und sie stießen an. Auch Meieli nippte an einem Glase, um dem Gaste Bescheid zu tun.

„Eine strenge Regierung, meine ich, hast du nicht bekommen," sagte Steiner mit einem Blick auf die junge Frau zu Christian.

Dieser sowohl wie Meieli erröteten, aber Marie sah mit den arglosen Augen den Bauern an und sagte in lustigem und tapferem Ton: „Bis jetzt hat er noch keine Strenge gebraucht, aber — er sollte schon merken, was eine Stiefmutter ist, wenn er nicht recht tut."

Darüber brachen alle in Heiterkeit aus. Selbst Christian war es, als fiele etwas Heißes, Beengendes von ihm ab, als jetzt der Mutter Augen fröhlich in sein Gesicht schauten.

Das Gespräch wendete sich dann.

Blochinger sagte: „Es soll scheint's bös wühlen unter den Arbeitern in der Schuppigerschen Fabrik. Sie hätten Lohnaufbesserung verlangt und nicht erhalten und —"

„Der Fabrikherr hat sechs Hauptschreier Knall und Fall auf die Straße gestellt," ergänzte Steiner.

„Er ist ein etwas bautziger Herr," meinte Christian, worauf Steiner erwiderte: „Rücksichtslos ist er, roh möchte ich sagen. Er soll einen der Arbeiter, der bei ihm vorstellig wurde, im Zorn eigenhändig aus der Tür geworfen haben."

„Ich weiß nicht, ob roh das rechte Wort ist," sagte Blochinger bedächtig, indem er sich mit den Fingern langsam durch das dichte weiße Haar fuhr. „Er ist so eine Art Übermensch, der Fabrikant Schuppiger. Er ist von unten herauf gekommen und nur durch sich selber groß geworden. Dergleichen Leute, die überall ihrem Willen Geltung verschafft haben, werden leicht empfindlich gegen Widerspruch. Und dann haften dem Mann noch die rauhen Manieren seiner kleinen Tage an. Rauheit und Trotz geben einen scharfen Trank, der nicht jedem schmeckt."

„Diesmal wird er wohl nachgeben müssen," widersprach Steiner. „Das Recht scheint auf der Arbeiterseite zu sein. Sie verlangen nur, was anderswo schon gewährt ist. Auch schreien sie, daß Schuppiger Tausende für Liebhabereien ausgebe und ihnen gegenüber diesmal um jeden Rappen knausere. So soll er jüngst zehntausend Franken für ein einziges Bild gezahlt haben. Ja — ja, das redet sich eben so herum."

„So geht es in der Welt," sagte Blochinger. „Weil einer es gut hat, wollen hunderttausend es besser haben."

Es donnerte. Gerade mit Blochingers letzten Worten hob das Grollen und Rollen an, als ob eine andre Stimme sich ins Gespräch mischte.

„Jetzt kommt doch ein Wetter," sagte Christian.

„Es kommt von Westen her," sagte Meieli.

Der Himmel über dem Hügelland war schwarz geworden. Über den Fabrikgebäuden Schuppigers stand es wie schwere, schwüle Nacht.

„Ich will machen, daß ich heimkomme," sagte Steiner und verabschiedete sich.

Dann gingen auch die übrigen ins Haus.

„Herrgott, wie sicher und traulich sitzt es sich hier," sagte der glückliche Blochinger in der Stube und streichelte seines jungen Weibes Hand.

Achtzehntes Kapitel

Herr Eusebius, der Apotheker, trat in das schöne Wohnzimmer des Dekans. Es war Abend. Die elektrischen Flammen brannten. Die Türen zu den Nebenzimmern standen offen. Auch dort brannte Licht. So hatte die Wohnung etwas Festliches, wie an Abenden, wo Gäste da waren, und zeigten ihren ganzen altmodischen Reichtum.

Rosalina empfing den Besuch.

„Ei, welche Lichtverschwendung!" sagte Fuchs. „Ich komme wohl zur unrechten Zeit und Sie erwarten Gesellschaft?"

Rosalina verneinte. „Das können Sie jeden Abend so bei uns sehen," sagte sie. „Ich kann Enge nicht leiden, und so schaffe ich mir Durchblick. Ich sehe den alten Herrn dort an der Wand gern."

Sie wies auf das Bild eines ihrer Vorfahren, ein ungewöhnlich künstlerisches Porträt eines alten Mannes in geistlicher Amtstracht, das im Nebenzimmer im Rahmen der Tür an der Rückwand hing.

„Und ebenso liebe ich es, da drüben den Kaminschirm anzustaunen. Die Landschaft hat Leben, wenn man sich so darein versenkt."

Der Schirm stand im entgegengesetzten Zimmer und trug in vergoldetem Gestell eine auf weiße Seide gemalte Mondscheinlandschaft. Im Schein der Lampen war es, als ob das Mondlicht aus sich selber leuchte. Weiß lag es zwischen Waldstämmen und brannte auf einem zerbröckelten Turmsöller.

„Man denkt sich so allerlei, wenn man da allein sitzt und staunt," sagte Rosalina. „Es ist freundlich, daß Sie wieder einmal kommen," fügte sie hinzu. „Mein Vater ist nicht zu Hause, aber er muß bald hier sein."

„Ich komme Ihretwegen," sagte Herr Eusebius. „Ich wollte Ihnen nur ein paar Farbenphotographien zeigen. Die Sache macht sich. Wir werden hübsche Bilder aufnehmen, wenn wir den geplanten Berggang ausführen."

„Sie denken also noch immer daran?" fragte Rosalina. Es war ein schwermütiger Zug in ihrem frischen Gesicht. „Sehen Sie," fuhr sie fort und streckte die schlanken, starken Hände aus. „Die waren wie angerauchte Tabakspfeifen so braun und sind

weiß geworden, so lange bin ich nicht in den Bergen gewesen."

„Was hält Sie denn zurück?" fragte Herr Eusebius.

„Nichts Eigentliches," antwortete sie. „Es fehlt nur am Entschluß. Es gibt eben dumpfe Zeiten, in denen man sich zu nichts aufzuraffen vermag."

„So will ich Sie herausreißen. Nächste Woche gehen wir. Und bleiben beim Sustenhorn, von der Voralpseite aus. Wollen Sie Ihren alten Führer benachrichtigen?"

„Gewiß! Und Sie denken, daß Sie — der Sache gewachsen sind?"

Eusebius betrachtete sie. „Ich schleppe kein schweres Gewicht," sagte er überlegen. „Sie dürfen es mit mir wagen."

„Sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß ich Sie zurücklasse, wenn Sie zu früh ermüden," sagte sie schroff. „Die Berge machen rücksichtslos."

„Da ist eben so ein Zug Firnwind über Sie hingefahren. Schon das Von-den-Bergen-Reden hat Sie zu einer ganz andern gemacht."

„Ich wollte, ich könnte den Vater mitnehmen," sagte sie plötzlich.

Die Augen des Herrn Eusebius verbargen sich hinter den Wimpern. „Ja — ja — ja," sagte er leise.

Sie fühlte, daß er den Grund ihrer letzten Worte kannte.

Seine Finger trommelten unhörbar auf der Stuhllehne.

„Es nagt etwas in ihm," fuhr Rosalina fort. „Es nagt auch in mir."

Immer noch wirbelten die Finger.

„Ich weiß nicht, wie das ist," sprach sie weiter, „Sie sind ein Mensch, zu dem man nicht von gleichgültigen Dingen reden kann."

„Reden Sie, reden Sie," flüsterte er, als ob sie ein Geheimnis hätten. „Ich weiß, was Sie mir sagen werden."

Jetzt stockte sie. „Ich fühle, daß Sie ein Menschenkenner sind," sagte sie dann zögernd.

Auf dieses Wort achtete er nicht. „Der Dekan krankt an seinem Helfer," sprach er plötzlich.

Rosalina errötete heftig. „Denken Sie nicht klein von dem Vater," sagte sie.

„Nein! — Nein — gewiß nicht," erwiderte er. Man sah nicht klar, ob er ganz ernst blieb.

„Wenn Sie so viel wissen, so sollen Sie alles wissen, wissen, wie es wirklich ist," sagte Rosalina mit plötzlichem zornigem Entschluß. Dann fuhr sie fort: „Der Vater ist ein gerechter Mann, weltklug und von einer starken, überzeugten Frömmigkeit. Er hat sich von Anfang an gesagt, es sei der Welt Lauf, daß einer dem andern Platz macht, das Alter der Jugend weicht. Er war auch ganz bereit, eines Tages zugunsten des Herrn Hans Heinrich Meiß zurückzutreten. Was ihn quält ist nur, daß es Leute gibt, die das nicht erwarten können. Sie wissen, wie voll die Kirche ist, wenn Herr Meiß predigt, wie sie aber leerer und leerer wird an den Sonntagen, an denen mein Vater auf der Kanzel steht. Dieser nimmt es ruhig hin. „Es war heute wieder recht leer," sagte er einmal zu mir, und als ich ihn darüber trösten wollte, lächelte er ruhig und meinte:

„Das ist nicht schlimm, mein Kind. Ich bin nur in zweiter Linie für die Menschen da. Zuerst diene ich Gott. Und in meinem Verhältnis zu ihm hat sich nichts geändert. Ich predige ihn so frohen und begeisterten Herzens wie am ersten Tag." Das spricht der Pfarrer und der Glaubende in ihm. Aber was Alltagsmenschlich an ihm ist, redet anders und sagt, daß das Gottesdienen nicht alles sei, sondern verlangt auch Menschendank. Der gläubige Prediger in ihm aber zürnt dem Menschen um seiner Menschlichkeit und Schwachheit willen und wird doch nicht immer Herr. Sie glauben nicht, wie der alltägliche Kampf ihn niederdrückt. Da sind aber nicht die Kirchenbesucher allein. Da sind die Sonntagsschüler, die Konfirmanden, die Kinder überhaupt. Sie sind für Herrn Meiß begeistert. Und die Kinderseelsorge war Vaters Liebstes. Vielleicht wird von der andern Seite, von dem Mann meiner Base, nicht immer die nötige Zurückhaltung gewahrt. Man drängt sich vor. Man nützt seine Gelegenheiten. Man hält populärwissenschaftliche Vorträge, spricht häufig in Versammlungen, beschäftigt sich mit Politik, kurz, weiß die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dagegen aufzukommen oder dem es gleichzutun, dazu ist mein Vater zu alt, zu zurückhaltend und — zu vornehm. Aber nun — noch ein andres. Mein Vater bemüht sich, alle diese Vorgänge und seine innere Zerfallenheit seinen Helfer weder fühlen noch entgelten zu lassen. Ich weiß, daß er des Nachts viele Stunden wach liegt und nach Ruhe ringt, um Herrn Meiß und meiner Base harmlos und freundlich zu erscheinen. Ich weiß, wie er sie zu lieben und ihnen Gutes zu tun sucht und plötzlich,

in einer Aufwallung von Zorn, diese Liebe verliert und ihnen mit irgend etwas, was sie von ihm erwarten durften, einem Besuch, einer kleinen Aufmerksamkeit bei einem Feste, einer Beisteuer zu ihrem etwas knappen Haushalt kargt, weil er nicht über sich selbst hinaus kann. Und wiederum nach solchen Vorfällen setzt der grausame innere Kampf ein, und er martert sich, daß er das Evangelium predige und es selbst nicht halte. Sehen Sie, und so geht es mir. Ich habe bisher wahrhaftig nicht viel Mißgunst gekannt. Jetzt aber, vielleicht um des Vaters, vielleicht um meiner selbst willen, vergönne ich dem Helfer und seiner Frau das Glück — das unverschämte Glück. Ich könnte sie hassen darum. Ich muß mich zwingen, freundlich gegen sie zu sein. Am liebsten bräche ich alle Brücken zwischen ihnen und uns ab. Und ich möchte hohnlachen über die Sitten dieser närrischen Welt, die uns zwingen, Masken anzulegen, grinsende Masken."

Ihre Empfindungen waren stark und frisch wie ihr Körper, und wenn sie gewohnt war, unter Lawinen zu gehen, so hatte der Ausbruch ihrer Gefühle jetzt etwas den Lawinen Verwandtes.

Herr Eusebius rührte sich nicht. Es war, als sinke er in seinem Stuhl noch mehr zusammen, und nichts verriet, welchen Eindruck das Geständnis Rosalinas auf ihn gemacht hatte. Auf einmal sagte er, gleichmütig und leise, als ob gar nichts vorgefallen wäre: „Wollen wir uns jetzt die Bilder ansehen, Fräulein?"

Rosalina hatte sich erhoben. Sie stand aufrecht vor ihm und sah ihn überrascht und zornig an. „Man

könnte denken, Sie hätten kein Wort von dem gehört, was ich gesagt habe," sagte sie.

Er erhob die Augen. „Im Gegenteil," antwortete er ruhig, „es ist mir keines entgangen. Allein — Ihre Krankheit — ist die Krankheit der Menschheit. Was soll ich dazu sagen? — Seit dem Sündenfall —"

„Wissen Sie," unterbrach sie ihn, „daß Sie — daß all das Böse in einem nur noch mehr sich aufbäumt, wie gestachelt, wenn — Sie so reden?"

„Meine Nähe allein genügt. Ich brauche nicht zu reden," sagte er in seltsamem Ton.

Sie schwieg. Aber sie mußte ihn immer ansehen.

„Ich kann nicht dafür," fuhr er fort, „das ist so in mir. Ich freue mich nicht, wenn ich menschliche Schwächen und Laster gewahre. Ich beobachte sie. Sie fesseln mich. Ich bin, ohne es zu wollen, eine Art Forscher nach Seelennöten."

Rosalina nahm ihren Platz wieder ein. „So geht es mir eigentlich mit Ihnen, Sie fesseln mich," sagte sie burschikos.

„Danke," erwiderte er gelassen. Er wickelte die farbigen Glasbilder aus dem kleinen Paket, das er mitgebracht hatte, und hielt die ersten davon gegen das Licht. „Mein Provisor," sagte er und reichte das Bild Rosalina.

Sie betrachtete es. Es zeigte Herrn Gotthold Stillfried, wie er in einem kleinen Hofe hinter der Apotheke einen Granatbaum besah.

„Ein Auferstandener," sagte Herr Eusebius, „das heißt, einer, der an dem Übel, von welchem wir sprachen, gestorben ist und jetzt die ewige Gesundheit

hat. Es gibt Leute mit Schnee auf dem Kopf, denen dergleichen geschieht."

Rosalina achtete weniger auf die Worte, denn auf das Bild.

Nacheinander beschauten sie noch ein paar Aufnahmen.

„Sie sind ein Künstler," sagte Rosalina bewundernd.

„Das ist nichts," bestritt er. „Ich habe eine glückliche Hand in derlei Dingen. Verdienst ist nicht dabei."

In diesem Augenblick hörte man Stimmen im Flur.

„Der Vater kommt," sagte Rosalina, „und —"

Der Dekan öffnete die Tür und ließ Herrn Hans Heinrich Meiß und seine Frau eintreten. „Geht doch, geht doch," nötigte er, als sie ihm den Vortritt lassen wollten.

Man begrüßte einander und setzte sich im Kreise.

„Herr Fuchs hat mir wundervolle Farbenphotographien gebracht," erzählte Rosalina. Sie hatte gegen die Verwandten ein etwas steifes Benehmen, mühte sich aber, höflich zu sein, und sagte: „Ihr seid lange nicht mehr bei uns gewesen."

Der Helfer meinte gewandt: „Je nun, du weißt, ich habe wenig Ruhe, und Luzia geht im Haushalt ganz auf."

Die junge Frau aber war verlegen, und es war ihr anzusehen, daß sie hätte früher kommen können, wenn sie gewollt hätte.

Der Dekan war der letzte gewesen, der Platz genommen. Es schien, als sei ihm Haar und Bart

bleicher geworden, so weiß sie schon immer waren. Auch lichter war sein Scheitel. Zwischen dem Silber des Haares schimmerte an einigen Stellen die rosige Haut. Er erzählte, daß er die Verwandten in der Straße getroffen, als sie eben von einem Abendspaziergang nach Hause gehen wollten, und wie er sie genötigt, heraufzukommen.

„Rosalina hat recht," sagte er. „Man sieht euch zu selten. Und wir sind einander doch die Nächsten hier in der Stadt."

„Auch beruflich käme es uns zugut, wenn wir uns öfters sähen," fügte er zu dem Helfer gewendet hinzu. Seine tiefe Stimme war nicht ganz fest. Die Worte tönten, als wären sie mit Seilen aus einem tiefen Brunnen gewunden.

Herr Hans Heinrich Meiß verlor ein wenig seine Sicherheit. Er pflichtete eifrig bei und sagte, er hätte manchmal das Bedürfnis gehabt, sich bei dem Vorgesetzten und Verwandten Rat zu holen, aber einmal sei wirklich seine Zeit kaum mehr sein eigen und dann scheue man sich doch so leicht, andre vielbeschäftigte Menschen mit seinen kleinen Alltagskümmernissen zu behelligen.

Eine Weile gingen sie mit Höflichkeiten umeinander herum.

Rosalina seufzte laut und sah Herrn Eusebius an, als ob sie sagen wollte: Siehst du?

Da hob sich dieser im Stuhl und mischte sich ins Gespräch.

„Es liegt etwelche Tragik darin, daß eine Heirat zwar ein neues Band knüpft, aber ungleich mehr andre lockert oder gar zerreißt."

Beide Teile haschten begierig nach diesem Gesprächsstoff.

„Darum heirate ich voraussichtlich nicht," warf Rosalina hin.

„Es ist ohnehin viel Trübes in den Tiefen unsres Lebens," sagte der Dekan. „Wir müssen lernen, uns Gott mehr zu überlassen. Immer noch ist zu wenig Geduld in uns. Immer noch sind wir zu unbescheiden mit Wünschen und Hoffnungen, mit Liebe und Abneigung."

Er vermochte das Salbungsvolle in seinem Wesen nicht abzustreifen. Er predigte immer ein wenig.

„Verzeihung, Vater," sagte der Helfer. Er gab dem Dekan, dem seine Frau Tochter gewesen, den Vaternamen. „Dagegen wehre ich mich eben, gegen dieses blinde Sichgottüberlassen. Ich suche meine Zuhörer zu überzeugen, daß Gott nur dem Tätigen, Selbstdenkenden und Selbstwollenden hilft."

„Nicht aber dem Sichselbstverlierenden?" fragte der Dekan. „Du irrst wohl, lieber Hans Heinrich," fügte er hinzu. Er sah seltsam gebrochen aus.

Herr Eusebius wendete sich zu den Frauen: „Die Herren geraten auf ihr ureigenstes Gebiet. In theologischen Fragen bin ich ein Waisenknabe. — Haben Sie schon gehört, Frau Meiß," wendete er sich an diese, „daß Ihre Base und ich einen Ausflug in die Berge planen?"

„Nein," sagte die bleiche Frau Luzia. Sie sah etwas bekümmert aus. Das Haushalten ohne Magd strengte die Zarte an, und die Umgebung, in welcher sie so lange behaglich gelebt, dünkte sie in diesem Augenblick schöner als je vorher. Die eignen Stuben waren doch recht eng und ärmlich dagegen.

„Wir wollen hinauf ins urnerische Voralptal," erzählte der Apotheker. „Noch ehe der Herr Dekan und Fräulein Rosalina zur Kur an den Vierwaldstätter See gehen."

„Ach, ihr geht wieder nach Schöneck?" fragte Frau Luzia ihre Base und sah dabei nicht vergnügter darein. Sie war die letzten zwei Jahre in den Ferien des Dekans mit an dem Kurort gewesen. Die Tage erschienen ihr jetzt vom Schönsten, was sie erlebt.

„Ah, also nach Schöneck?" mischte sich hier auch ihr Mann wieder ins Gespräch.

„Ja," antwortete der Dekan müde, „ich habe mich an den schönen Ort gewöhnt. Und man braucht die Ruhe jedes Jahr ein bißchen mehr als im vorhergehenden."

„Sie gehen wohl auch in die Ferien?" fragte hier Herr Eusebius das Helferpaar.

Herr Meiß verneinte, aber es war, als ob er sich ein wenig schämte. „Ich dachte mit Luzia zu meiner Mutter zu gehen," sagte er, mehr zum Dekan gewendet, „aber du weißt — sie hat wohl ein großes altes Haus, das jahrhundertelang im Besitz unsrer Familie gewesen ist, aber — aber ich darf ihr die Mehresser an ihrem kleinen Tisch nicht zumuten."

Herr Heinrich Meiß war tapfer und ehrlich. Er leugnete nicht, daß er von Haus aus arm war. Er zwang sich auch, es laut zu sagen, weil es ihn Pflicht dünkte, aber es kam ihn nicht leicht an. Er liebte seine junge Frau sehr und wußte, daß ihr Ferien gut tun würden. Es schoß ihm auch jetzt wieder durch den Kopf, daß sie es knapp hatte. Keine Magd, also wenig Ruhe und kein Ausspannen! Hätte —

hätte der Dekan doch ein Wort gesagt, daß sie mit dürfte, wie es in den letzten Jahren gewesen war. Und — und warum brauchte gerade jetzt die Rede davon zu sein, daß Guthaben und Schmalhaben so dicht nebeneinander standen.

Auch der Dekan hatte seine Gedanken: Luzia hätte eigentlich mitkommen können, wie früher auch! Der Aufenthalt würde ihr gut tun, und ihm selbst kam es doch nicht darauf an, ob die Kosten des Aufenthalts etwas kleiner oder — größer waren.

„Der See ist wundervoll," plauderte Herr Eusebius. „Und der Mensch muß von Zeit zu Zeit andre Gesichter, Wände und Lüfte um sich haben."

Nimm sie mit, redete es in Herrn Matthias Gans.

Frau Luzia schwieg. Aber die Tränen waren ihr nahe.

Rosalina saß in den Stuhl zurückgelehnt und schien sich zu vergnügen.

„Freilich," bemerkte Herr Eusebius aufs neue, „Sie, Herr Helfer, können wohl an Muße kaum denken. Ich höre, daß Sie sich für den Großrat vorschlagen lassen wollen und daß Ihre Wahl sicher ist. Sie haben es auch übernommen, bei den Manövern, die demnächst da oben im Oberland stattfinden, die Schlußfeldpredigt zu halten."

Der Helfer bejahte und gab ein paar seinen Standpunkt dartuende Erklärungen ab.

Was sollst du noch Wasser in den Rhein tragen? redete es in Herrn Matthias Gans. Er neigte sich etwas vornüber. Leibhaftig, körperlich kämpfte er mit sich selbst. Aber er schwieg. Und weil er es tat, schrie er sich in seinem Innersten zu: Du

Christ, du, du feiner Christ, freust du dich über dich selbst?!

„Übrigens, da wir beim Militär angelangt sind," sprach der Apotheker weiter, „die Beiträge für die Volksspende zur Bestreitung der Kosten für Flieger-ausbildung gehen massenhaft ein. Sie haben ein großes Beispiel gegeben, Herr Dekan."

Herr Matthias hatte in der Sammelliste von Klein-Weltwil mit einem der größten Beträge gestanden.

„Ihren Namen habe ich noch nicht gefunden," wandte Herr Eusebius sich an den Helfer. Er war wie aufgezogen, spielte mit allen.

„Ich muß mir versagen, für öffentliche Zwecke in dieser Beziehung etwas zu tun," sagte Herr Hans Heinrich abermals tapfer und fest. „Ich habe noch Verpflichtungen aus meiner Studienzeit."

Frau Luzia stand auf. Ihr weicher Mund zuckte. „Wir müssen nach Hause," sagte sie.

Herr Eusebius trat neben sie. „Sie mahnen mich, daß ich längst hätte gehen sollen," sagte er. „Ich lasse Ihnen die Bilder hier," fügte er, zu Rosalina gewandt, hinzu. „Ihr Herr Vater wird sie vielleicht auch ansehen wollen. Ich spreche bald wieder vor. Ich habe vor unsrer Bergfahrt vielleicht noch manchen kleinen Rat bei Ihnen zu holen."

Er reichte allen die Hand. Es war eine Welt-gewandtheit und Geschmeidigkeit ohnegleichen in seinem Benehmen. Die andern gingen gleichsam an seinen Schnüren, gingen und standen und taten, wie es nach seinem Willen war. Als aber die Türe hinter ihm ins Schloß fiel — er wehrte dem Dekan, als er ihn begleiten wollte —, waren die Zurückbleibenden

einen Augenblick um Worte verlegen, als hätte er sie gegeneinander gehetzt und sie zurückgelassen, damit sie den Streit miteinander ausmachten.

Rosalina allein war ruhig wie immer. „Wollt ihr euch nicht noch einen Augenblick setzen?" lud sie die Verwandten ein.

Sie lehnten ab, sie müßten wirklich fort. Ihre Stimmen waren nicht ganz frei.

„Jetzt wären wir erst recht unter uns gewesen," sagte der Dekan. Auch ihm schienen die Worte an der Zunge zu kleben.

„Wir kommen ein andres Mal," versicherte Herr Heinrich Meiß, aber man konnte heraushören, daß das Wiederkommen nicht allzu große Eile haben werde, obgleich er vielleicht jetzt willens war, das Versprechen zu halten.

Es half nichts, sie wünschten gegeneinander einen freundlichen und vertraulichen Ton anzuschlagen und brachten ihn nicht zustande. Es war, als ob sie etwas Langgewohntes verlernt hätten.

Sie gingen miteinander in den Flur hinaus.

„Auf Wiedersehen," sagte Rosalina laut und fast zornig, als sollte das heißen: Das Schauspielen paßt mir nicht. Bis hierher komme ich mit, aber nicht weiter.

Der Dekan begleitete den Helfer und seine Frau die Treppe hinunter. Er meinte immer noch etwas sagen zu müssen: Wenn du mit uns reisen willst für ein paar Wochen, Luzia! Immer wollte es ihm auf die Zunge, und doch sagte er es nicht.

„Kommt doch manchmal zu Tisch, Kinder," sprach er auf der Treppe. „Wir könnten ja einen Tag in der Woche bestimmen, an dem ihr regelmäßig kämet."

„Ja, gern, wenn wir können," antwortete der Helfer, und Luzia bekräftigte: „Ja, gern, du bist sehr gütig, Vater."

Auch das sollte herzlich klingen und war doch voll Förmlichkeit.

Unter der Tür gaben sie sich die Hände.

„Du hättest nicht herunterkommen sollen," sagte Luzia zum Dekan. „Die Treppe macht dir Mühe."

Der Helfer öffnete die Haustür. Ein kühler Luftzug kam herein. Gerade solch eine Kühle war zwischen ihnen. Oder war es nur der Wind, wirklich nur der Wind?

Als die beiden andern gegangen waren, stieg Herr Matthias langsam die Treppe wieder hinan. Seine hohe Gestalt hing vornüber und er war weiß, sehr weiß. Rosalina war ins Zimmer zurückgegangen. Er hörte ihren starken Schritt, wie sie eben von einer Stube in die andre trat. Da bekam er plötzlich Herzklopfen. Er mochte nicht bei der Tochter eintreten. Sie könnte vielleicht etwas über den Besuch von vorher sagen, und er mochte nicht davon sprechen. Er hatte Angst davor, als ob er sich nicht benommen hätte, wie er sollte. Seine Finger griffen zögernd in den langen, seidenweißen Bart. Dann schritt er — immer in der gleichen gebeugten Haltung — an dem Wohnzimmer vorbei nach seiner Arbeitsstube.

Neunzehntes Kapitel

Eine seltsame Freundschaft hatte sich zwischen Herrn Eusebius, dem Apotheker, und dem Knaben Richard Schuppiger angesponnen seit dem Tage, an dem jener diesem die Sammlungen gezeigt hatte. Der

Schulweg Richards führte an der Apotheke vorbei. Jedesmal schaute der Knabe nach Herrn Eusebius aus, und manchmal, wenn er auf dem Heimweg war, bemerkte ihn Fuchs und trat vor die Türe oder rief ihn herein.

Richards Gefühle für den Apotheker waren merkwürdiger Art, halb Scheu, halb Anhänglichkeit. Wenn er in den Laden schaute, so klemmte ihm etwas das Herz zusammen und hatte er auf einmal den Gedanken: wenn er nur nicht da ist. Erblickte er ihn aber, so trieb es ihn im ersten Augenblick immer zur Flucht. Er lief auch ein paarmal wirklich davon. Wenn aber Herr Eusebius ihn ansprach und ihm die schmale, weiche Hand hinstreckte, so fiel es ihm wie eine Last von der Seele und hatte er ein jähes Verlangen, diese Hand zu drücken. Seine stille und scheue Knabenseele tat sich dann auf, und er vertraute dem Apotheker gesprächsweise allerlei ihm am Herzen liegende Dinge, die er der Mutter oder dem Bruder gegenüber nie verraten haben würde.

„Wir nehmen jetzt Tanzstunden, Theodor und ich," erzählte er eines Frühherbsttages Herrn Eusebius.

„Ah," antwortete dieser, „das macht dir wohl Spaß?"

„Nein, o nein," gab der Knabe zurück, „aber der Vater besteht darauf. Er will, daß ich etwas von meiner Eckigkeit verlieren soll." Er hatte beinahe Tränen in den Augen. Die Tanzschule war ihm ein Greuel. „Ich werde es auch nie recht lernen," fügte er hinzu. „Ich habe auch keine Gabe, mich schön anzuziehen," stieß er endlich hervor.

Er hatte wohl recht. Während der geschmeidige und wohlgewachsene Theodor in seinem Äußern immer etwas Sorgfältiges, dem Auge Wohlgefälliges hatte, hingen ihm selber die Kleider am Leibe, als ob er ein Holzständer wäre. Er gab sich auch keine Mühe, sich ordentlicher zu tragen. Das blonde Haar wuchs ihm lang, und die Mutter mußte ihn mahnen, daß er es schneiden ließ.

Herr Eusebius sah die zwei Brüder vor sich. „Theodor wird dafür in seinem Element sein," sagte er.

Richard fühlte, daß der andre zwischen ihm und dem Bruder verglich. Er begann mit Übereifer zu versichern: „Das mag ich Theodor gönnen, daß er in der Tanzstunde so beliebt ist. Ich muß lachen, wie die Mädchen alle auf ihn warten und reden, daß keiner tanzt wie er. Ich mag Mädchen nicht. Ich — ich —"

Er wollte sagen: Sie täuschen sich, ich bin nicht mißgünstig. Allein, als es heraus sollte, schien es ihm auf einmal, als würde es nicht wahr bleiben. Er brach plötzlich ab.

„Ich werde eurer Tanzstunde einmal beiwohnen," sagte der Apotheker.

Am folgenden Samstag stand Herr Eusebius Fuchs wirklich in dem kleinen Saale, in welchem die Tanzübung stattfand. Draußen war noch heller Tag; aber in dem länglichen Raum mit dem gewichsten Parkett brannten die Lampen. An beiden Enden des Saales waren Stühle aufgestellt. Eine Anzahl Mütter bewunderten die Anmut ihrer Sprößlinge. Neben dem Apotheker war nur noch ein einziger Herr da.

Das liebliche Bild der geschmückten, heiteren und in flinken Bewegungen sich wiegenden Kinder ergötzte und fesselte indessen Herrn Eusebius bald. Er begann dem Wesen einzelner der kleinen Tänzer und Tänzerinnen nachzugehen. Sie waren wie Blumen, die im Begriff stehen, aufzubrechen.

Die Knaben des Fabrikanten begrüßten ihn in der ersten Tanzpause. Als sie Seite an Seite auf ihn zuschritten, trat ihre seltsame Verschiedenheit scharf in die Erscheinung. Theodor war der kleinere von beiden, Richard hatte sich im letzten Jahre noch mehr gestreckt. Beide trugen schwarze Anzüge, schwarzes Strumpfwerk und feine, glänzende Schuhe. Theodors Gang hatte etwas Leichtes, Schwingendes; seine Bewegungen waren voll Ebenmaß, während Richard einherkam, als ob ein Uhrwerk seine steifen, hageren Glieder triebe. Theodors schöner Kopf mit dem braunen, lockigen Haar war in den Nacken zurückgeworfen. Richard bog den seinen beim Gehen und Tanzen vornüber, als ob er ihm zu schwer sei. Nur sein blondes, heute kurzgeschnittenes Haar gab einen schönen Gegensatz zu des Bruders dunklerem Scheitel.

„Vergnügt ihr euch?“ fragte Herr Eusebius.

„O ja,“ antwortete Theodor mit leuchtenden Augen.

Richard nickte lahm und lächelte, als ob er sagen wollte: wie man es nimmt.

Herr Eusebius erkundigte sich nach einem Mädchen, mit dem Theodor soeben getanzt hatte. Sie stand drüben an der Wand, die Hände auf den Rücken gelegt. Drei, vier kleine Hofmacher sprachen auf sie ein. Sie zählte vielleicht fünfzehn Jahre und war

keine Schönheit, aber sie hatte Hände und Arme so weiß und fein wie Porzellan, dazu Wangen von ebenmäßigem Rot und schwarzes Haar. Ihre Augen waren flink und verschmitzt. Sie war noch ein Kind, aber sie merkte, daß sie gefiel, und tat unbewußt alles, um zu gefallen. Eine große Anmut lag in ihren Bewegungen. Wenn sie tanzte, so schwebte sie, wenn sie ruhte, so war ihr feiner, schlanker Körper doch nicht still, sondern es war immer ein leises Wiegen und Biegen daran, ein Vibrieren fast. Ihr Lachen war wie ein leises Läuten, und wenn sie sprach, blitzten ihre Augen dazu, so daß jedes Wort, so alltäglich und gleichgültig es sein mochte, dem, der es hörte, mehr schien, als wenn ein andrer es gesprochen hätte.

„Das ist die Silvia," antwortete Theodor Schuppiger. „Wie sie sonst heißt, weiß ich nicht."

Als in diesem Augenblick der Tanzlehrer in die Hände klatschte, glitt er rasch zu der Stelle hinüber, wo das Mädchen stand, und kam noch rechtzeitig genug, um mit drei andern Jungen zugleich seine Einladung zum Tanz zu knicksen.

Silvia blitzte alle vier mit den Blinkaugen an und gab Theodor die Hand.

Sie waren gleichgroß, und als sie zu tanzen begannen, sahen die Zuschauer nur nach ihnen. Der Tanzlehrer ließ sie nach einer Weile ganz allein eine Übung den andern vormachen.

Die beiden Kinder schwangen sich dahin. Auf ihren Gesichtern lag halb Befangenheit, halb Übermut.

Richard war neben Herrn Eusebius stehengeblieben. Die Knaben waren in Überzahl. So liefen diejenigen,

die sich nicht tummelten, Gefahr, ohne Tänzerin zu bleiben. Diesmal, wie schon oft, war Richard leer ausgegangen.

Herr Eusebius beobachtete ihn, wie er nach seinem Bruder und dessen Tänzerin schaute. Schon gleich, als man von Silvia gesprochen, hatte er eine leise Röte in seinem Gesicht bemerkt.

„Ein nettes Mädchen," sagte der Apotheker.

Richard zuckte die eckige Schulter. „Sie macht sich gern wichtig," antwortete er.

„Auch Theodor tanzt gut," sprach der Apotheker wieder. Er stand leicht an die Wand gelehnt da, die Arme übereinandergeschlagen.

Richard antwortete nicht. Aber während seine Züge vorher fröhlich gewesen waren, zuckte es jetzt darin. Man sah, wie er mit sich selber stritt.

„Du hast recht gehabt," fuhr Herr Eusebius fort, „dein Bruder scheint hier Hahn im Korbe zu sein."

Aber Richard war nicht mehr in der Stimmung, in welcher er damals Theodors Beliebtheit gerühmt. Das Blut stieg ihm zu Kopf. Er fühlte, daß der andre jede Regung seines Innern sah.

„Er wird mir zu übermütig," sagte er. Er konnte beinahe nicht sprechen, so eng war ihm der Atem.

Herr Eusebius sah in den Saal.

Der Tanz war zu Ende, und Theodor kam mit seinem Mädchen heran. „Das ist Silvia," sagte er, mit einer ritterlichen Gebärde die Tänzerin dem Apotheker vorstellend.

Die Kleine knickste.

„Jetzt ist die Reihe an mir," sagte Richard. Er griff mit der Hand nach Silvias Arm. Es war eine herrische, knabenhaft unartige Gebärde.

Theodor blickte ihn überrascht an.

Silvia verzog den roten Mund.

Theodor aber hielt ihren Arm fest und sagte: „Nein, nichts da, wir bleiben beisammen."

Nun hob Richard die Hand zum zweiten Male. Er wollte das Mädchen gewaltsam an sich reißen.

Der Streit schien Silvia zu vergnügen. Obgleich Richard den Anstand verletzte, belustigte sie seine rechthaberische Art.

„Komm," sagte sie plötzlich und trat mit ihm an, als eben der Klavierspieler einen Walzer begann.

Es ging gar übel. Richard tanzte gleich einer Holzpuppe. Mehr als einmal fielen sie aus dem Takt. Dann trat der Lehrer an sie heran und machte Bemerkungen über Richards Linkischheit, die nicht immer taktvoll waren.

Nach dem Tanze kehrten beide zu Herrn Eusebius zurück. Auch Theodor kam heran.

„Das war eine Arbeit," sagte Silvia; aber es klang nicht unfreundlich.

Richard jedoch ließ sie stehen. Er ging quer durch den Saal und hinaus. Sie sahen ihn bald nachher unter einer der auf den Flur führenden Türen stehen, wie er, sich vor ihnen verbergend, dem weiteren Tanzen zuschaute.

„Wenn eine etwas aus ihm machen kann, bist du es," sagte der Apotheker zu Silvia.

Das weckte vielleicht ihren Ehrgeiz. „Ich hole ihn später wieder," sagte sie. Vielleicht tat er ihr auch leid; sie war gutherzig wie alle Flatterhaften.

Dann glitt sie abermals in Theodors Arm davon. Aber nach einer Weile holte sie den steifen Blonden unter der Tür. Triumphierend schaute sie herüber.

Es begann nun ein stummer Wettkampf um das Mädchen zwischen den Brüdern. Theodor führte ihn lachend und siegesgewiß, Richard verdrossen, aber zäh. Sie tanzte dreimal mit jenem, ehe sie einmal mit diesem antrat, aber wenn sie an Richards Arm hing, hatte sie ein freundliches und wie mitleidiges Wesen gegen ihren Tänzer.

Darüber ging die Stunde zu Ende. Die Kinder drängten nach dem Ankleideraum. Herr Eusebius wartete auf die Knaben, da sie denselben Weg wie er hatten. Er stand im Flur, und die lachenden und schwatzenden Kinder trieben an ihm vorüber. Manchmal beachteten sie ihn nicht, so eifrig waren sie mit sich selber beschäftigt. Wenn aber eines aufsah, senkte es die Augen erschreckt vor den seinen und drückte sich scheu an ihm vorbei.

Die Schuppigerknaben kamen fast zuletzt. Silvia ging neben Theodor. Sie war wie eine geputzte kleine Dame. Sie trug ein knappsitzendes Jäckchen. Das offene schwarze Haar fiel ihr lang in den Rücken. An den Händen hatte sie feine Lederhandschuhe. Sie und Theodor neckten einander. Theodor wollte ihr die Tasche mit den Tanzschuhen abnehmen, allein sie wehrte sich, da entriß er sie ihr nicht eben sanft, aber vielleicht fand sie das gerade stark und ritterlich.

Richard trat auf den Apotheker zu und gab ihm die Hand. „Ihr kommt spät," sagte dieser.

„Frauenzimmer," bemerkte Theodor mit einem listigen Blick auf Silvia, „brauchen immer so lang."

Sie stiegen die Treppe hinunter und kamen auf die Straße. Die schlanke Silvia war eines Kaufmanns Tochter und wohnte in dem neuen, in der Nähe des Bahnhofs liegenden Teil der Stadt. Sie wollte sich jetzt verabschieden.

„Du kannst nicht allein heimgehen," sagte Theodor. „Ich bringe sie nach Hause," erklärte er dann dem Apotheker.

Herr Eusebius wendete sich nach Richard um, der scheinbar fast teilnahmlos dabeistand. Da erwachte dieser plötzlich und wie unter des Apothekers Blick. „Heute gehe ich mit ihr," sagte er mit heißen Backen.

Theodor widersprach.

„Ich will aber," sagte Richard. Er zitterte vor Erregung.

„Wenn ihr euch nicht einigen könnt, müßt ihr eben beide kommen," sagte die Prinzessin Silvia und hatte ein königliches Vergnügen an ihrer eignen Begehrtheit.

„Theodor aber verlegte sich plötzlich aufs Bitten. „Laß diesmal mich, Richard. Geh du das nächste Mal," sagte er. Seine Augen hatten einen warmen und freundlichen Glanz.

Richard nagte an der Lippe. Er wußte nicht gleich, was er antworten sollte.

Da legte Herr Eusebius die Hand auf seine Schulter. Sie lag nicht schwer dort und hielt den Knaben doch fest, als ob sie von Eisen wäre.

„Ich kann nicht länger warten," sagte Silvia. „Ich muß nach Hause." Sie knickste vor dem Apotheker zierlich und leicht und reichte Richard die Hand.

Schon war sie im Weggehen. Und schon stand Theodor neben ihr, und sie schritten davon.

Herr Eusebius und Richard sahen ihnen nach. Es war eine Freude, die beiden schönen Kinder zu sehen. Sie gingen noch immer so leicht wie im Tanze, und einmal klang ein Lachen zurück. Sie pflogen einer vergnügten Vertraulichkeit gegeneinander.

Der Apotheker sprach nicht. Er hielt noch immer die Hand auf Richards Schulter und zog ihn leise mit sich, als auch er sich zum Gehen wendete. Die Pflastersteine klangen unter ihren Füßen. Es war längst dunkel geworden, und die Straßen waren wenig begangen. In weiten Abständen leuchteten ihnen die roten Laternen.

Plötzlich sagte Richard: „Es kann mir ja gleich sein. Was soll es mich kümmern?"

Herr Eusebius erwiderte nichts, und vielleicht hielt der Knabe das für ein Zeichen der Mißbilligung. „Ich gönne es ihm ja!" stieß er heraus und begann zu weinen.

Der Apotheker fühlte unter seiner Hand den Körper zucken. „Es ist dir nicht gleichgültig, Kind," sagte er mit Nachdruck, aber ganz still, „ich begreife es, aber — es kann nicht anders sein."

Richard sah ihn fast erstaunt an. Er faßte mit einem ängstlichen, klammernden Griff nach seiner Hand. Und ebenso plötzlich ließ er sie los und rannte davon.

Von da an hatte Frau Anna Schuppiger mehr Sorge als je um ihres jüngeren Sohnes willen. Sein Wesen wechselte sprunghaft. Jetzt war es, als hungerte er nach der Liebe und dem Vertrauen der

Mutter und des Bruders. Jetzt war es, als streckte seine Seele suchende Fühler aus nach denen der andern. Und noch ehe er durch Wort oder Tat ihnen seine Liebe zu erkennen gegeben, schreckte er wieder in sich selbst zurück. In der Schule ging es rückwärts. Auf eine Anfrage bei seinen Lehrern erhielt Frau Anna den Bescheid, daß er in letzter Zeit merkwürdig zerstreut sei. Wenn Frau Anna ihn in Freistunden oder abends in seiner Stube suchte, so fand sie ihn oft nicht. Sie behielt es für sich und mochte ihrem Gatten davon nichts sagen, da sie seine Heftigkeit fürchtete. Wenn sie aber Richard um sein Verbleiben fragte, so hatte er immer dieselbe Antwort: „Ich war im Freien. Ich muß Luft haben. Es ist mir zu eng im Hause."

Wollte sie aber mehr wissen und schalt seine veränderte Art, drohte selbst, so sah er sie aus seinen hellblauen Augen groß an, wurde schneebleich und wehrte sich nicht. Dann hatte sie wieder das Empfinden, er fühle sich von aller Welt mißverstanden, und litt Schmerzen um ihn wie um einen Todkranken.

„Weißt du, was Richard fehlt?" fragte sie eines Tages Theodor, als sie mit ihm allein war.

Dieser wurde rot. „Nein," antwortete er gequält, „ich gebe mir alle Mühe, mit ihm auszukommen, aber er ist ja so eigen, man weiß nie, wie man es ihm recht machen soll."

In den Stunden, in denen ihn die Mutter zu Hause vermißte, strich Richard durch die Gassen von Klein Weltwil. Er lief immer im Bereich der Häuser und kleinen Durchlässe, als ob er sich verbergen

müßte. An der Straße nach dem Bahnhof stand ein neues Haus mit einem kleinen Garten davor, den ein schönes Eisengitter von der Straße trennte. An den Stäben dieses Gitters drückte der Knabe sich hin und her, und manchmal spät abends stand er lange da still und wartete.

Da wohnte Silvia Manstedt. Ihr Vater war ein Deutscher, der sich jüngst eingekauft und täglich nach der Hauptstadt fuhr, wo er ein Geschäft hatte. Zuweilen stand die junge Silvia oben in der Wohnstube ihrer Eltern hinter den Vorhängen und beobachtete Richard Schuppiger, wie er am Hause vorüberging und wieder zurückkam. Manchmal, besonders wenn es dunkel war, kam sie auch herunter, tat, als ob irgendein Zufall sie hergebracht hätte, und stellte sich eine Weile zu dem Knaben hin, um zu plaudern. Sie hatte ein eifriges Zünglein und machte sich gern über Dritte lustig. Richard gab immer nur kurzen Bescheid, ein Ja oder ein Nein. Er war auch immer schuld, wenn das Gespräch stockte. Ganz verschiedene Empfindungen trieben sie zueinander. Richard war sich über die seinen nicht klar. Theodor hatte ihn einmal Silvias wegen geneckt. Und manchmal hatte er verworrene Gedanken, daß er etwas Großes tun wollte, Silvia zu Ehren, und daß er einst eine Frau haben werde, Silvia würde sie heißen. Allein das waren alles wache Träume. Zwischen ihnen und der Wirklichkeit war noch keine Brücke. Und es war nur eine unbeschreibliche Unruhe, eine stille Gewalt in ihm, die ihn umherjagte, ihn an keiner Arbeit mehr festsitzen ließ, ihn daheim nicht duldete und immer wieder vor Silvias Wohnstatt trieb. Das Mädchen

kam aus Neugier zu ihm. Es war frühreif. Es hatte den Trieb, andern Leuten zu gefallen und sich von den Schulbuben und andern den Hof machen zu lassen. Daß Richard ihm nachstrich, schmeichelte ihm, und es hatte ein Vergnügen daran, seine Neigung zu schüren. Leise Schauer gingen in Silvias Innern, wenn sie Richard vom Fenster aus sah oder wenn sie bei ihm stand. Manchmal wurde ihre Stimme weich, und ihre Augen bekamen mehr Glanz als sonst. Sie legte die Hände ans Gartengitter und drückte ihr Gesicht daran, so daß sie Richard ganz nahe war. Dann flüsterte ein Lüftlein, wiegte sich eine Rose an ihrem Stocke, die Sterne flimmerten, oder es war sonst etwas Wundersames in der Nacht. Es war wie ein Zauber. Und ob sie gleich nur dummes oder belangloses Zeug geschwatzt, waren die beiden jungen Menschen in einer erhobenen Stimmung, als sei ihnen etwas Schönes widerfahren.

Was aber Silvia bei Richard empfand, das empfand sie auch in Theodors Gesellschaft. Und Theodor war nicht eckig und unbeholfen, auch nicht scheu wie Richard. Er besaß einen frischen Wagemut und hatte große Worte. Er rauchte und hatte einmal in einem Biergarten sich ein Bier gekauft, ohne Erlaubnis zu haben. Wenn Silvia Manstedt ihn mit den Augen anblitzte, so senkte er die seinen nicht, sondern hielt den Blick aus. Er drückte auch die Hand wieder, die sich beim Gruß fest um die seine legte, und manchmal, wenn er Silvia aus der Tanzstunde nach Hause brachte, legte er den Arm vertraulich um ihre schlanke Hüfte.

Einmal — einmal sogar in den allerletzten Tagen,

als Theodor sich von Silvia im Flur ihres Hauses verabschiedete, küßte er sie plötzlich auf die Wange, und obgleich er unmittelbar danach davonlief und beim nächsten Wiedersehen seiner Frechheit halber rot wurde bis unter die Haare, so war das doch für das lebensneugierige Mädchen etwas Neues, Großes, Herzaufwühlendes, und wo Theodor war, sah sie von da an Richard nicht mehr.

Richard aber hungerte weiter nach ihr, ohne es zu wissen. Weiter schlich er ihr nach, zaghafter und erfolgloser noch als bisher. Er war unglücklich, wenn er sie nicht sah und wenn er sie sah, sie aber sich nicht um ihn kümmerte. Er hatte scharfe Augen und gewahrte bald, daß der Bruder ihn ausstach. Er spürte die leisen, spinnwebfeinen Fäden, die zwischen Theodor und Silvia hin und her flogen. Er bemerkte ihre kleinen Heimlichkeiten und daß Silvia kühler gegen ihn selber wurde. Eines Tages machte Theodor Besuch bei Silvias Eltern und wurde freundlich empfangen. Richard erfuhr davon. Nun zog er sich mehr und mehr in sich selbst zurück. Er drängte sich nicht mehr zwischen die beiden. Er tanzte auch nie mehr mit Silvia, wenn sie ihn nicht aus Laune oder Mitleid noch manchmal aufforderte. Aber er sah, hörte und wußte alles, was zwischen dem Mädchen und Theodor geschah.

Die Brüder stritten sich jetzt häufig; Richard hatte daran die meiste Schuld. Er vermied Theodor. Wenn er ihm wehtun konnte, tat er es; denn er war oft nicht Herr seiner selbst und einer blinden Wut, die in ihm fraß. Eines Tages zerriß er absichtlich ein Buch, das Theodor gehörte und dem dieser sehr

Sorge trug. Er wurde gefragt, ob er darum wisse, und er log, er habe es nicht getan. Nachher, in seiner Stube, warf er sich in einen Stuhl und weinte, halb vor Zorn, halb vor innerer Zerfallenheit, weinte ebensosehr über sich selbst wie über alles andre. Es war noch immer, daß er Theodor liebte, aber der Groll überwucherte die Liebe. Warum hatte der andre alles? Warum gefiel er allen besser? Warum — die Silvia — die Silvia!

Seine Mutter sah und erlebte das alles mit. Sie wußte keine Hilfe. Wenn der Vater den Unfrieden der Söhne gewahrte, so schlug er mit der Faust oder polterte und machte alles schlimmer, als es war.

Frau Anna sprach zu Herrn Eusebius, dem Apotheker, der häufig ins Haus kam: „Es ist wie ein im Dunkeln fressendes Unglück. Der Unfriede zwischen meinen Knaben wird immer größer, und immer weniger weiß ich ihm zu wehren."

Herr Eusebius Fuchs sah Frau Anna an und antwortete: „Ich sagte Ihnen, es ist ein Wurm, der an der Wurzel alles Lebens sitzt."

Die Mutter legte oft die Arme auf beider Kinder Schultern. Und der ältere erwiderte ihre Liebkosung und schmiegte sich an sie. Der jüngere zuckte unter ihrer Berührung und machte sich los, sobald er konnte. Während sie aber im Innern des Hauses und der Familie schwere Sorge hatte, sammelte sich auch draußen wetterschwarzes Gewölk.

Eines Abends saß Frau Anna arbeitend an ihrem Nähtisch unter der Lampe. Da erscholl plötzlich im Vorraum, der nach dem Garten führte, ein Klirren und Splittern von Glas und ein dumpfer Fall. Sie

stand erschreckt auf und horchte. Die Knaben, die hinter ihren Aufgaben gesessen hatten, kamen hereingestürmt. Frau Anna trat hinüber ins Gartenzimmer. Ein schwerer Pflasterstein lag auf dem Perserteppich, und zwei Scheiben der Glastüren waren eingeworfen.

„Das sind die Streiker," sagte Theodor, der neben die Mutter getreten war, zornig.

„Noch ist kein Ausstand," sagte Frau Anna.

„Aber er kann jeden Augenblick ausbrechen, wenn der Vater nicht nachgibt. Und hoffentlich gibt er nicht nach," erwiderte mutig und stolz der Knabe.

Dann erzählten die beiden Jungen, wie sie von Arbeiterkindern auf dem Schulweg beschimpft worden.

„Es fehlte wenig, so hätten sie auch Steine nach Richard geworfen," berichtete Theodor.

„Warum hast du mir es nicht gesagt?" fragte Frau Anna den Blonden.

Der sah zu Boden und gab keine Antwort. Aber er hatte eine auf den Lippen, die der Groll ihm eingab: Ja, wenn es Theodor gewesen wäre! Um meinetwillen lohnte es sich nicht!

Zwanzigstes Kapitel

Thomas Räber kam aus einer Arbeiterversammlung nach Hause. Es war die zweite, die er besuchte. Als die Kinder ihn nach der ersten um seine Eindrücke befragt, hatte er nur etwas gemurmelt, das eher Mißfallen als Zustimmung bedeutete. Er war seither wortkarg und gedrückt. Man

sah, daß viel Nachdenken in seinem Kopfe war und viel Last in seinem Herzen, aber er teilte mit niemand, was er trug oder sann. Der Metzger hatte ihn vor acht Tagen ausgepfändet. Zum erstenmal seit seinen vielen Dienstjahren hatte er Lohnvorschuß bezogen, um den drängenden Gläubiger zu befriedigen.

Und jetzt kam er abermals aus einer Versammlung.

Es gärte seit Monaten unter der Arbeiterschaft des Landes. Ein Ausstand löste den andern ab. Zuerst hatten die Zimmerleute gefeiert, dann die Maurer, dann taten sich die Eisenbahner zusammen. Seit Wochen regten sich die Fabrikler. Im Schuppigerschen Betriebe wie in einigen andern Fabrikunternehmungen der Umgebung fanden Unterhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern statt. Sie hatten in Weltwil zu keinem Ergebnis geführt. Die Arbeiter waren erregt. Von auswärts gekommene Aufwiegler schürten. Lohnerhöhung und kürzere Arbeitszeit war, was sie verlangten. Alfred Schuppiger hatte zweimal die Forderungen rund abgeschlagen, dann alle weiteren Verhandlungen mit dem schroffen Bescheid verweigert, es solle eher der ganze Betrieb stillstehen, als daß er von seinen Arbeitern Vorschriften annehme.

In der Versammlung war Trotz gegen Trotz gestanden. Einer hatte die Persönlichkeit des Fabrikherrn angegriffen. „Ein Stier ist er. Was meint er denn? Man kann mit ihm nicht reden. Er brüllt einen an, als ob man sein Sklave sei."

Thomas Räber trat in die Küche, machte Licht und langte ein Glas Most aus einem Schrank. Dann setzte er sich. Der Sohn war noch fort, die Tochter

schlief bei der Mutter, deren Befinden seit einigen Tagen schlimmer war. Räber legte beide Arme schwer auf den Tisch und faltete die Finger ineinander. Das Licht gab nicht hell. Der Raum hatte düstere Schatten. Düster war auch die Gestalt des Mannes am Tisch. Der breite Nacken gebeugt, Haar und Bart schwarz wie Ruß, aber gelbbleich die Haut. Räber mußte an das Bild des Schuppiger denken, wie der Redner in der Versammlung es gezeichnet. Ganz richtig, so war er, der Herr! Er sah über einen hin, als ob er auf einem Sockel über einem stünde. Er schrie im Zorn wie ein Unteroffizier vor den Rekruten und lief an einem vorbei, ohne zu achten, ob er einem den Ellbogen in den Leib stieß. Aber, aber — er hatte auch etwas in sich, das ihm Recht zum Hochmut, wenn es Hochmut war, gab. Wie verstand er jede Maschine und jeden Maschinenteil! Er hätte an seiner, Räbers, Stelle gleich mit 'Schraubenschlüssel und Zange an jeden Schaden gehen können. Und was er für ein Auge für Fleiß, Geschick oder Faulheit und Untauglichkeit hatte! Er sah nur hin und wußte Bescheid. Und wie er die Marktlage kannte, jeden Vorteil auszunützen, jeden Schaden zu meiden verstand! Dann hieß es von ihm, was er für ein Rechner sei! Die Musterzeichner sagten: Er selbst habe die besten Einfälle und verstünde selbst den Stift zu handhaben wie keiner! Gewiß, der Mann war rauh, rücksichtslos, aber tüchtig! Herrgott, wie der Meister unter den Helfern sein soll, war er, in allem der Überlegene!

Räbers Gedanken wanderten weiter. Was für eine merkwürdige Stimmung heute in der Versamm-

lung gewesen war! Herr Eusebius, der Apotheker, war eingetreten. Er, Räber, hatte ihn bemerkt, wie er auf einmal in der Tür stand. Da stieg ein neuer Redner auf das Podium. Räber kannte ihn wohl. Es war einer der Schreiber aus der Kassenstube der Fabrik, ein dürrer, kleiner, noch junger Mann. Der sprach jetzt dem Ausstand das Wort. Er tat zuerst wie alle andern, wies die Begründetheit der Ansprüche, welche die Arbeiter stellten, nach und schimpfte auf die Halsstarrigkeit und den Geiz der Herren. Aber dann nahm seine Rede auf einmal eine merkwürdige Wendung. Er wies auf eine Stelle an der Wand, wo der Schatten einer Galerie dunkel sich gegen die übrige Helligkeit abzeichnete, so daß zwischen Licht und Schatten eine messerscharfe Grenze war. „Da seht zu," rief er, „da im Dunkeln stehen wir und da im Hellen die Herren! Seht ihr den Unterschied? Tag und Nacht, he? Jetzt rate ich euch, geht ein-mal jeder nach Hause und schaut nach, was ihr in euern Tellern und Schüsseln habt. Und dann — dann lauft hinüber in die feine Villa des Herrn Schuppiger und mustert seinen Tisch! Und betrachtet eure paar Stuben mit den Holzstühlen, den tannenen Böden, den blinden Scheiben, und dann geht — geht zu dem Fabrikanten. Durch weite Zimmer kommt ihr. Man hört euern Schritt nicht; da liegen Tep-piche, von denen jedes Stück Hunderte von Franken gekostet hat. Und dann laßt euch nieder! Hei, wie weich sitzt es sich da auf gepolstertem Zeug! Und schaut die Wände an! Wenn ihr daheim einen Helgen aus irgendeinem illustrierten Blatt an die Wand nagelt, dann meint ihr einen Schmuck zu haben.





Schaut dem Schuppiger seine Wände an! Bilder in schweren Rahmen, schön oder nichtschön, aber teuer, Herrgott, eines allein mehr wert als eure ganze Einrichtung. Wenn ihr aber nicht genug habt, dann tut euern Geldsäckel auf, sucht, sucht! Es hat nicht viel Goldvögel darinnen, he? Und dann laßt euch den Geldschrank zeigen, der in des Fabrikherrn Arbeitszimmer steht. Gafft! Gafft! Es ist der Mühe wert, wieviel Tausende da liegen! Tag und Nacht, sag' ich! He, Tag und Nacht!"

Er streckte den dürren Arm aus und zeigte immer auf das Licht und auf den Schatten an der Wand. Er eiferte so, daß ihm der kleine Spitzbart zitterte und der Geifer aus den Mundwinkeln lief. Er riß gleichsam alle Türen und Fenster des Schuppigerschen Hauses auf, damit die Leute jeden Winkel der Stuben sähen. Und die Leute drängten heran, Haufen zu jedem Fenster, Haufen zu jeder Tür, und staunten mit weitaufgerissenen Augen, mit gierigen Augen die Herrlichkeiten an, die der Schreier ihnen zeigte. Man konnte es nicht helfen, daß man da mitdrängte und mitstaunte. Er selber, Thomas Räber, hatte dem leidenschaftlichen Redner recht geben müssen. Da in den reichen Stuben war vieles zu sehen, nach dem einen gelüsten konnte und nach dem einen gelüstete, ob man sich noch so sehr dagegen wehrte! Es half nichts, es abzuleugnen, er, Thomas Räber, selber hätte etwas von dem Reichtum des andern und von seinem Prunk herüberholen mögen. Man hatte auf einmal einen Hunger danach, eine Wut, daß der andre soviel besaß, was man selbst nie gutwillig haben konnte, und eine Gier, es zu nehmen. Diese

Gier war wie eine Pest unter den Hunderten, die dem eifernden Schreiber lauschten.

Thomas Räber stützte die Ellbogen auf den Tisch und legte die Stirn in die hohlen Hände. Er sah alle die blutdurchschossenen Köpfe wieder und die Blicke, in denen Zorn und Gier flackerten, und das Herz schlug ihm, wie es in der Versammlung geschlagen hatte. Es war, als ob jedes Herz für sich auf die Hunderte der andern hörte und ein einziges gemeinsames Gefühl einen einzigen gemeinsamen wilden Takt in den Schlag der Herzen brächte.

Räber versuchte wieder an Schuppiger zu denken und das gute Einvernehmen, in welchem er immer zu ihm gestanden, doch ging das in diesem Augenblick nicht mehr. Und — und — Herr Eusebius Fuchs, der Apotheker! Wie war denn der in die Versammlung gekommen? Er erinnerte sich, daß er, Räber, zuerst seinen Augen nicht getraut hatte, als er ihn in der Tür erblickte. Aber freilich — der Apotheker kannte den Doktor Breitinger, den Arbeitersekretär, der die Versammlung geleitet hatte. Der also hatte ihn wohl bewogen, herzukommen. Herr Eusebius hatte auch mit verschiedenen Führern gesprochen. Gerade mit dem Schreier, dem Schreiber, hatte er ihn im Gespräch gesehen, ehe dieser aufs Podium getreten war. So — er interessierte sich eben für vielerlei, der kluge Mensch!

Thomas Räber bohrte den Kopf tiefer in die Hände. Was — was würde nun morgen werden? Die Versammlung hatte eine Abordnung gewählt, den Schreiber an der Spitze, ihn, Räber, als den ältesten Angestellten der Fabrik mit dabei. Morgen

sollten sie zum Herrn gehen — und ihm das Messer an den Hals setzen: Bewilligung aller Forderungen oder sofortige Arbeitseinstellung. Ja — ja — ja! Er — Räber — hatte sich zuerst gesträubt, allein — jetzt fand er es ganz richtig — jetzt — verdammt! — es mußte einen Ruck vorwärts gehen auch mit ihm! Wenn die Forderungen bewilligt wurden, so wollte er aus den Schulden wieder herauskommen — uff — in denen er jetzt ersoff. Geld! Geld! Der Schuppiger hatte es! Heraus mußte er damit!

In Thomas Räber, dem Rechtschaffenen, schieden sich die gärenden Gefühle zu einem einzigen. Er sah einen Ausweg aus seinem Elend, und der Gedanke an Rettung gewann über alle andern Macht. Ungeduld überfiel ihn. Nur vorwärts, vorwärts! Die Entscheidung konnte nicht bald genug fallen und — und Schuppiger sollte es nicht wagen, zu verweigern.

Jetzt ging die Haustür. Schwere Schritte kamen durch den Flur. Das mußte Georg sein! Er stolperte im Dunkeln und fluchte eins. Dann stieß er die Küchentüre auf, wohl in der Meinung, es sei niemand da. Er lehnte am Türpfosten und hatte steife Augen; denn er hatte mit Kameraden scharf getrunken, nachdem die Versammlung zu Ende gewesen. Als er den Vater erblickte, gab es ihm einen Ruck, als ob er nüchtern würde. So saß den Kindern Räbers die Achtung im Blute.

Räber blieb sitzen und wendete sich nicht um, knurrte auch nur, als Georg ihn grüßte.

„Ist es nicht eine schöne Versammlung gewesen?" fragte jetzt der Sohn. „Da spürt man, daß man zusammengehört, Hunderte zusammen wie ein Körper."

Jetzt schaute Räber auf. Es war, wie wenn er mit den Gedanken weither käme. „Das ist wahr," sagte er, „und die Vielen sollten ein gewichtiges Wort haben, müßte man meinen."

Er blickte Georg zum erstenmal ins Gesicht und stutzte. „Du scheinst heute abend nicht gewußt zu haben, wann du genug hast," sagte er zornig.

Aber jetzt hatte der andre Mut. Er erzählte: „Alle Wirtshäuser sind voll gewesen. Unter jeder Tür haben ein paar gestanden und verlangt, daß man ihnen Bescheid tue. Wißt Ihr, wie mir das vorkommt, Vater? Wie wenn ein Wasser steigt. Durch alle Gassen läuft es. Jetzt ist es ein Tümpel, ein Bach, ein See. Morgen strömt es dem da drüben, dem Schuppiger, in den Garten. Wer weiß, ob das Haus stark genug ist, dem wilden Wasser standzuhalten."

Sein Gesicht glühte vor Wein und Erregung. Breit, kurz und stämmig stand er in seinen schäbigen Kleidern da. Die Fäuste hielt er in die Taschen gebohrt. „Es hat mich nichts gekostet," fuhr er weiter. „Sie haben einem den Wein aufgedrängt, so viel man nur wollte. Ich hätte — ja — auch kein Geld gehabt. Aber das ist es eben, die andern stehen zu einem. Die Menge macht es aus — und das Zusammenhalten."

Er ließ sich ebenfalls nieder, dann lachte er, wie wenn ihm etwas Vergnügliches einfiele. „Der Schuppiger hat jetzt einen Vorgeschmack, wie es morgen gehen kann," sagte er.

„Wieso?" fragte Räber.

„Wir haben unser etwa zwanzig den Heimweg an seinem Garten vorbeigehabt. Im Hause war

alles hell erleuchtet. Er braucht ja nicht mit dem Elektrischen zu sparen. Wir aber stampften durch den Kot heran. Die Straße war wie ein Sumpf nach dem Gewitter heute nachmittag. „Da wohnt er, der Schinder," sagte einer, und wir standen alle still und gafften durchs Gitter."

„Er war nicht zu Hause," fiel Räber ein. „Er kommt erst mit dem Nachtzug von einer Reise zurück."

„Dann findet er ein Loch hineinzugehen, ohne daß er den Hausschlüssel braucht," höhnte Georg.

Wieder horchte der andre auf. „Wieso?" fragte er abermals.

„Bah," fuhr Georg in sich hineinlachend weiter: „Wir stehen im Kot, so recht tief, so daß man das Wasser schon im Innern der Schuhe spürt, und sehen die weißen Kieswege, die schon wieder trocken sind, wie wenn der Herrgott für den Schuppiger einen besonderen Wind wehen ließe. Es hebt so allerlei Reden an unter uns. Nun ja, nüchtern war schließlich auch keiner, und es war doch so etwas in einem wie Dampf oder Glut von der Versammlung her. Gut also: „Was treibt er jetzt wohl?" frägt einer. „Champagner kneipt er," schreit ein andrer zur Antwort. „Das ist der Schnaps der Herren," erklärt ein dritter. Witze fahren hin und her. Dann fangen ein paar zu singen an, ein paar andre zu johlen. Da sehe ich hinter uns den Apotheker, den Fuchs. „Da geht es ja lustig zu," sagt er, hält sich aber nicht auf, sondern verliert sich in der Nacht. Er kann es mir nicht ins Ohr geblasen haben, und doch — es ist mir auf einmal, als ob mir einer gesagt hätte: Schau den schönen Unterschied: Du da draußen im

Rot und da drinnen die hellen feinen Stuben! Und – und — ich weiß nicht — aber den andern muß es ähnlich ergangen sein, ähnlich wie mir. „Hier draußen die Bettler, da drinnen die Herren," schreit einer. Auf einmal steht der Schmidheini im Garten, reißt den Hut vom Kopfe und äfft ein Grüßen nach. „Wir melden unsern Besuch für morgen an, Herr großmächtiger Herr Geldsack." — „Schick ihm deine Visitenkarte hinein, Toni," kreischt es aus dem Haufen. Ein Gelächter schlägt auf. Der Schmidheini schaut sich dumm um, sucht in den Taschen und fährt auf einmal nach dem Boden, wo ein Stein, so groß wie ein Zweizentnergewicht liegt. „Da liegt ja eine Karte!" schreit er. Ich merke, was er im Schild führt und will hinüber. Da klirrt und knattert es schon. Der Schmidheini hat am Gartensaal zwei Scheiben eingeworfen. Dann haben wir Fersengeld gegeben, alle miteinander."

„Das macht uns die Sache nur schwerer," sagte Räber. Er schimpfte nicht, wie er sonst wohl getan haben würde.

„Es gibt ja doch keinen Frieden mehr!" meinte Georg.

„Da kannst du recht haben," antwortete Räber dumpf.

Der Junge stand auf.

Räber ballte die Faust und schlug auf den Tisch. „Er muß nachgeben," sagte er. „Er muß beim Eid nachgeben," und vielleicht war darin noch immer ein wenig Hoffnung, daß der Dienstherr gutwillig nachgeben werde.

In diesem Augenblick steckte Christine den Kopf durch die Türspalte, sie war in Nachtkleidern. Das

braune Haar war wirr und das sonst rotbackige Gesicht bleich und schmaler als früher. Die Kost war knapp im Hause und die Arbeit härter. Die Sorge war auch an die Jungen gekommen.

„Wollt ihr denn heute gar nicht zu Bett gehen?" fragte sie die Männer.

„Zeit wäre es," antwortete Räber verdrossen.

„Die Mutter jammert und will wissen, was wieder los sei, daß ihr so lange da außen sitzt."

Georg gähnte. Nun seine Erregung abgeflaut war, hatte er Schlaf.

„Was ist jetzt beschlossen?" fragte Christine, vollends in die Küche tretend.

„Morgen entscheidet es sich," sagte Räber.

„Wir arbeiten nicht mehr," murrte Georg aus seinem Dusel heraus.

Und Räber stand auf und schnaufte, als ob er eine schwere Last abwälze. „Es muß anders kommen. Wenn wir mehr Lohn haben, der Georg und ich, werden wir uns auch wieder besser rühren können."

„Wäre es nur soweit," sagte Christine. Ihr Gesicht war spitz und zuckte; sie verbiß die Tränen. Sie griff in ihre Jacke, und in ihrer Hand knisterte ein Brief, den sie bei sich trug. „Der Joseph hat mir geschrieben," stammelte sie.

Der Joseph war ein Schreiber aus der Fabrik, einer, der einen guten Posten und Aussicht auf einen noch besseren hatte. Der Joseph war an Sonntagen viel mit Christine gegangen, und sie galten so halb und halb als Verlobte.

„Er hat von der Pfändung gehört und vielleicht sonst noch allerlei," fuhr sie fort. „Er schreibt, daß

er das nicht begreift, wo zwei Männer in der Familie verdienen. Er — ich weiß, daß er mir absagen wird!"

„So laß ihn," erwiderte Räber kurz und wild.

Georg warf ein Schimpfwort, das dem Schreiber galt, dazwischen.

Christine sprangen die Tränen aus den Augen. „Ich weiß schon," sagte sie. „Eine andre hält ihm nach, eine, die seine Mutter ihm aufschwatzen will. Wer kann es ihm verdenken, wenn er nachgibt, wo wir so dastehen?"

Sie weinte nicht laut. Die schwere Zeit hatte sie stiller und zurückhaltender gemacht.

Thomas Räber wand sich innerlich unter ihren Worten, als ob er allein die Schuld hätte. „Zu Bett jetzt," befahl er mürrisch. Aber als Christine nicht widerredete, sondern sich zuerst zur Tür wendete und mit dem Taschentuche hart und sich bezwingend die kargen Tränen wegwischte, hob er den Arm und berührte ihre Schulter. „Es kommt auch wieder anders," sagte er, so, als wollte er sie und sich selber trösten. „Nur Geduld, es muß wieder anders mit uns kommen. Und es gibt noch bessere als der Joseph für ein Mädchen wie du."

Einundzwanzigstes Kapitel

Es war ein grauer Morgen. Der Himmel verriet nicht, was für Wetter er dem Tag geben wollte. Er war grau, wie mit Straßenstaub gefärbt. Die Straßen waren voll Staub, und manchmal kam ein Wind und wirbelte ihn auf. Dann hing er sich ins

Laub der Bäume und Büsche und überstreute zäh und trocken die Matten. Die Häuser hatten spröde Mauern und unklare Scheiben. Es war ein glasiger Morgen, trocken, als seien weder Regen noch Quellen mehr auf der Welt.

In der Schuppigerschen Fabrik liefen die Maschinen nicht. Kein Arbeiter war angetreten. Sie standen in Feiertagskleidern in den Höfen umher. Nur der Direktor hatte seinen Stab um sich versammelt und sie verhandelten in seinem Schreibzimmer erregt über die Lage. Es hieß, daß Schuppiger die Abordnung der Arbeiter, die bei ihm um ein letztes Gehör nachgesucht, nicht hätte empfangen wollen.

Drüben am Herrenhause waren Polizisten aufgestellt. Es waren ihrer sechs, von auswärts herbeigezogen, da die paar Stadtpolizisten in den Straßen und Wirtshäusern übergenug zu tun hatten. Zu zwei und zweien gingen sie im Garten, vor dem Eingangstor und am Hause hin und her. Die Arbeiter jenseits der Straße im Fabrikhofe sandten böse Blicke herüber. Manchmal traten junge Leute an das Gartengitter und fingen an zu höhnen und zu hänseln.

Herr Eusebius, der Apotheker, trat durch das Gartentor. Er wollte die Knaben des Fabrikanten in seine Wohnung holen. In der Stadt war eine gewaltige Erregung, und er hatte Mühe gehabt, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, welche das ebenfalls durch Polizisten abgesperrte Ende der Straße besetzt hielt. Die Arbeiter reckten die Hälse nach ihm. Aber keiner rührte sich. Einige sprachen von ihm. „Da geht der Apotheker" — „Was will der?" — „Nichts zu unserm Schaden," meinten andre. „Er

war auch in der Versammlung gestern." — Einer erzählte: „Ich habe selbst gehört, wie er uns recht gegeben hat." Und er schilderte ein Gespräch des Apothekers mit einem der Führer.

Herr Eusebius ging gemächlich den Gartenweg entlang. Er hielt die Hände auf den Rücken gelegt, die Gerte in der Rechten. Er hatte ein Gefühl, als ob Flut hinter ihm brande, und dieses Empfinden steigerte sich zu einem merkwürdigen Eindruck. Es war ihm, als ob diese Flut ihm nachwachse, als ziehe er sie nach sich. Da lächelte er in sich hinein, wie einer, der lässig eine Gewalt, die er besitzt, erkennt.

Als er ins Haus trat, wurde er sogleich ins Zimmer der Frau Schuppiger geführt, wo diese mit den Knaben sich befand. Frau Anna und ihre beiden Söhne begrüßten ihn. Jene trug ein dunkles Kleid und war bleich, aber ruhig. Wie sie so aufrecht und den graublonden Kopf in den Nacken gebogen vor Herrn Eusebius stand, überragte sie ihn um Hauptes-länge.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir telephoniert haben," sagte sie zu dem Apotheker. „Ich bin in der Tat froh, wenn die Kinder nicht hierbleiben müssen."

„Es wird besser sein, wenn sie mitgehen," sagte Herr Eusebius. „Wollen nicht — auch Sie —"

Sie unterbrach ihn lächelnd. „Nein! Selbst wenn Gefahr wäre, nicht, und ich glaube nicht an Gefahr."

„Unterschätzen Sie sie nicht," entgegnete der andre.

Frau Anna lud ihn ein, Platz zu nehmen.

„Wir dürfen nicht viel Zeit verlieren," erwiderte er, aber er ließ sich auf den angebotenen Stuhl nieder.

Aus dem Nebenzimmer kam der Fabrikant, rasch, so daß die Schöße seines Gehrockes flogen. Er wollte das Zimmer nur durchschreiten und die gegenüberliegende Tür gewinnen. Dann erblickte er Herrn Eusebius. Er dankte ihm, daß er gekommen. „Ich halte die Maßregel für überflüssig," sagte er. „Aber es scheint meiner Frau eine Beruhigung zu sein. Also nehmen Sie die Knaben immerhin mit."

„Nehmen Sie dennoch die Sache nicht leicht," sagte Fuchs ganz still.

Herr Alfred Schuppiger lachte. „Sie haben Angst, als ob Sie Fabrikherr wären. Ich lasse mich schon weniger leicht ins Bockshorn jagen. Übrigens habe ich für alle Fälle Militär verlangt."

„Du hast?" fragte Frau Anna. Die Mitteilung schien sie zu erschrecken.

„Sie sollen sehen, daß hinter dem Willen auch eine Macht steht," sagte der Fabrikant.

Frau Anna mischte sich nie in die Geschäftsangelegenheiten ihres Mannes. Jetzt aber sagte sie: „Es soll wirklich viel Not unter den Arbeitern sein, und vielleicht wäre es unsre Pflicht —"

Schuppiger schoß das Blut zu Kopf. „Wir sind mit unsern Wohlfahrtseinrichtungen allen andern voran. Unsre Löhne sind nicht niederer als anderswo. Ich sehe nicht ein, wo wir unsrer Pflicht nicht nachgekommen wären."

Ein Ausdruck des Starrsinns war in seinen Zügen.

Nun sprach Herr Eusebius wieder. Seine Stimme war wie das leise Echo der polternden andern. „Es ist diesmal nicht die Not, die Ihre und die andern

Arbeiter treibt. Es ist etwas andres und — gefährlicheres."

„Nun?" fragte Schuppiger.

„Es ist ein Gift unter sie gesickert: die Erkenntnis Ihres Reichtums. Es gibt Zeiten, in denen die Leute auf einmal sehen, was sie schon lange hätten sehen können, und auf einmal über etwas staunen, was sie lange als natürlich und selbstverständlich hingenommen haben. Ich habe es reden und raunen gehört in letzter Zeit. Wissen Sie, wie einer, der nichts hat, gegen den fühlt, der alles haben kann? Ich will Ihnen sagen, was geschieht. Es ist ein kleines Flämmlein, das in allem was Mensch heißt, brennt, still, scheinbar ungefährlich, nur manchmal wie von einem Windzug bewegt, aufflackernd. Wenn viele solcher kleiner Feuer einander finden und ein Volk statt des einzelnen Menschen brennt, dann ist Gefahr. Dann kann eine Brunst werden, die Welten frißt. Die Brunst ist jetzt — unter Ihren Arbeitern. Seien Sie also immerhin auf Ihrer Hut, Herr Schuppiger."

Die Knaben waren, während Herr Eusebius sprach, herangetreten und hingen mit furchtsamen Augen an ihm. Frau Anna stand still daneben.

Der Fabrikant schüttelte sich. Vielleicht mußte er einen unangenehmen Eindruck los werden. Dann sagte er, laut und heftig wie immer: „Etwas Ähnliches habe ich mir vorgestellt. Aber gerade darum sehe ich nicht ein, warum ich nachgeben soll. Hunger verdient Mitleid, Blutdurst Strafe."

Er drehte sich um und ging in das Zimmer zurück, aus dem er gekommen war.

Der Apotheker wendete sich den Knaben zu: „Seid Ihr bereit?“ fragte er.

Sie bejahten und holten ihre Mützen vom Rechen im Flur.

Frau Anna begleitete die drei bis an die Tür. Sie sah sie durch den Garten gehen und in die Straße treten. Herr Eusebius hatte zu jeder Seite einen ihrer Söhne. Er ging frei, mit seinen Begleitern sich unterhaltend, als ob nichts Außerordentliches sie des Weges führe. Eben als sie das Tor verließen, begegnete ihnen eine Schar von Arbeitern, unter denen der Mechaniker Thomas Räber ging. Eusebius grüßte den Mann und stand einen Augenblick, den Arm um Richards Schulter gelegt, bei ihm still. Sie wechselten ein paar Worte. Dann verschwand der Apotheker mit den Knaben um die Ecke. Die Arbeitergruppe kam langsam näher.

Frau Anna wußte nicht, warum ihr das Herz so klopfte, während sie den Nahenden entgegensah. Es lag Unheil in der Luft. Sie wurde den Gedanken an das Bild nicht los, das der Apotheker, der seltsame Mann, vorhin gebraucht. War es nicht, als ob mit denen da drüben wirklich ein Feuer näher käme? Sie schritten breitspurig und schwerfällig einher. Der Kies knirschte unter ihren breiten Schuhen, und obwohl sie alle in Feiertagskleidern steckten, verrieten ihre Bewegungen die Leute, die schweres Werkzeug handhabten oder in die Maschine griffen. Nur der Schreiber, der in der letzten Versammlung das große Wort geführt, hatte ein flinkes Wesen und schussiges Gebaren.

Frau Anna begab sich jetzt ins Haus zurück und suchte ihren Mann. Er stand im Gartenzimmer, wo die eingeworfenen Scheiben ersetzt worden waren. Den breitrandigen schwarzen Filzhut auf dem Kopf, die Hände in die Taschen gesteckt stand er da. Als seine Frau hereintrat, drehte er sich um. „Siehst du sie kommen?" fragte er.

Die Männer hatten ihn am Fenster gewahrt und näherten sich der Treppe, die zum Zimmer führte. Sie schienen zu erwarten, daß er heraustreten werde. Unschlüssig verweilten sie einen Augenblick und besprachen sich untereinander. Dann trat Thomas Räber aus ihrer Mitte und kam auf die Treppe zu. Schon auf der ersten Stufe nahm er den Hut ab. Er drückte von außen auf die Klinke. Die Tür war geschlossen.

„Laß ihn herein. Sprich mit ihm," bat Frau Anna ihren Mann.

Der tat, als sähe er den Arbeiter nicht, der verlegen den Hut in den Händen drehte.

„Ich habe ihnen sagen lassen, daß ich mit ihnen nichts mehr zu reden habe," antwortete Schuppiger und verließ das Fenster.

„Es ist der alte Räber," sagte Frau Anna.

„Ich weiß wohl," gab Schuppiger zurück. Dann entschloß er sich plötzlich. „Den am Ende will ich hören," sagte er und drehte den Schlüssel in der Tür, gerade als Thomas Räber, dem einer der unten Wartenden ein Spottwort zuwarf, die Treppe wieder hinabsteigen wollte.

Der Mechaniker war aufgebracht, daß er wie ein Bettler hatte vor der geschlossenen Türe stehen

müssen, aber die langjährige Gewohnheit ließ ihn mit scheuer Achtung über die Schwelle des Arbeitgebers treten.

Frau Anna grüßte ihn mit freundlicher Vertraulichkeit. „Was macht ihr für Geschichten?“ sprach sie fast scherzend, nahm ihm selber die Klinke aus der Hand und schloß hinter ihm die Tür.

Einen Augenblick fühlte er eine leise Wärme im Herzen. Er hatte für die hohe, stille und im Wesen wie im Äußeren gleich vornehme Frau immer eine große Anhänglichkeit gehabt. Dann ärgerte ihn die Haltung des Fabrikanten.

Schuppiger drehte ihm den Rücken. Die Linke hielt er in der Tasche, die Rechte stützte er auf einen Tisch, an dem er stand.

In Thomas Räber vollzog sich eine merkwürdige Wandlung. Er trat einen Schritt weiter vor und fühlte, wie sein schwerer Schuh in einem weichen Teppich versank. Unwillkürlich schaute er sich um. Das Zimmer war mit Möbeln aus der Rokokozeit ausgestattet. Viel Weiß und Gold. Viel Zierlichkeit und glänzender Schein. Da mußte Räber an seine Stuben denken. Da lag kein Teppich, und die armseligen Möbel waren Krüppel gegen das Gerät hier im Zimmer. Hatte der, dem das gehörte, Ursache, ihn wie einen Hund vor der Türe stehen zu lassen? Auf dem Tisch daheim in der Küche lag jetzt noch eine Rechnung, die er, Räber, heute morgen vor dem Weggehen noch erhalten, eine Holzrechnung. Feuern mußte man doch in Gottesnamen! Aber die Rechnung war zwei Jahre alt und — er wußte auf der Welt nicht, wie er zahlen sollte. Es war ja auf alles Beschlag gelegt.

„Nun," nahm jetzt Schuppiger, dem der andre zu lange schwieg, das Wort: „Wollt ihr den Glaser zahlen kommen, der mir die neuen Fenster gemacht hat?" Er sah sich über die Achsel nach ihm um.

Thomas Räber nahm sich zusammen. „Ich bin beauftragt, Herr Schuppiger, noch einmal zu fragen, ob nicht doch noch eine Einigung —"

Er zögerte, aber als der andre nicht antwortete, fuhr er fort: „Sie sehen, es ist heute morgen kein einziger von uns angetreten."

„Desto schlimmer für euch," antwortete Schuppiger. Er lehnte sich jetzt mit den Händen nach hinten an einen Tisch. „Ihr hättet Euch selber einen andern Abgang verschaffen können, Räber, nach so vielen Jahren," fügte er kalt hinzu.

Auf Thomas Räber hieben die Eindrücke und Gedanken wie mit Beilen ein. Er wußte, was der Herr meinte. Er, Räber, sollte entlassen werden. Schuppiger sagte das, als ob überhaupt nicht mehr darüber zu reden sei, als stünde das alles schon seit langer Zeit fest. Und daheim das Elend. Und — und hier — verflucht — Reichtum — der aus jeder Ecke stierte, als wollte er einen äffen.

„Um Euch tut es mir leid," fuhr Schuppiger fort, „um Euern Buben schon weniger. „Den habt Ihr schlecht im Zaum gehalten. Das ist ein Giftler und Schreier. Behalten hätte ich den ohnehin nicht."

Räber fühlte, wie ihm der Kopf heiß wurde. Auch verwirrten sich ihm die Gedanken. Dennoch sprach er bescheiden, nur mit ein wenig zittriger Stimme: „Ich weiß nicht, was Sie mit uns allen im Sinn haben, Herr Schuppiger. Aber — aber ich meine, alle —

Ihre Arbeiter können Sie nicht fortjagen und — vorläufig haben Sie es mit allen denen zu tun, die da drüben im Hofe stehen."

Schuppiger ging hinüber und tat die Tür weit auf: „Der Ton paßt mir nicht, Räber," sagte er. „Ihr könnt den andern sagen, daß es bei dem bleibt, was ich ihnen geantwortet habe: wer ruhig an seine Arbeit geht, kann bleiben. Die übrigen, vor allem die Rädelsführer, sind entlassen."

Frau Anna war im Begriff gewesen, sich zu entfernen; sie wollte sich nicht in die Geschäfte der Männer mischen. Jetzt kam sie zurück. „Überlege es noch, Alfred," bat sie in ihrer stillen, kühlen Weise. „Ein wenig Entgegenkommen wird den andern das Einlenken erleichtern."

„Ich habe nichts zu überlegen," antwortete Schuppiger ungehalten.

Thomas Räbers Blut kam ins Sieden. Und daheim das Elend! Und — und hier der Reichtum! Es war ganz gut, wenn keine Einigung zustande kam! Er wünschte auf einmal Streit! Streit! Der letzte Rest von Unterwürfigkeit zerbröckelte unter seinen nächsten Worten: „Es ist kein Spaß, Herr Schuppiger," sagte er. „Die Arbeiter sind aufgeregt. Sie haben von — von Gewalt geredet! Es ist kein Spaß, Herr — ich —"

Schuppiger unterbrach ihn. „Drohen wollt Ihr? Das fehlte mir noch. Fort jetzt! Ich bin fertig mit Euch!"

Er riß zum zweitenmal die Tür auf.

Diesmal ging Räber. „Ja, ja, ja," murrte er, als er sich schwerfällig an dem Fabrikanten vorbei drückte. „Ich gehe schon."

Als er draußen stand, wendete er sich um. Die Wut schoß in ihm auf, wie wenn Pulver auffaucht. Er lachte laut.

Schuppiger schloß die Tür, aber das Lachen traf ihn noch, und obwohl er ein furchtloser Mensch war, erschrak er.

Der ruhige und vernünftige Räber war nicht mehr wiederzuerkennen. Er stand auf dem obersten Treppenstück und murrte und schimpfte vor sich hin: „Zu dem Loch, zu dem man herausgeworfen ist, kann man auch wieder hereinkommen!"

Dann stieg er treppab, immer murrend und ein wenig mit den Armen schlenkernd, und immer noch rauh lachend.

Die draußen gewartet hatten, kamen auf ihn zu. Aber auch über der Straße war es lebendig geworden. An dem Grimm des einen, der aus jeder seiner Bewegungen zu lesen war, entzündete sich derjenige der andern. Vier Polizisten, die den in den Garten Drängenden den Eintritt verwehren wollten, wurden beiseite geschoben. Auch Frauen waren unter denen, die nun durch das Tor drangen. Sie lärmten nicht. Es war mehr nur ein dumpfes, stierhaftes Vorwärtsstampfen der Menge.

Jetzt wendete sich von der kleineren, unterhalb der Treppe stehenden Gruppe der Schreiber denen unterm Gartentor zu: „Hinausgeworfen!" schrie er mit seiner schrillen Stimme hinüber.

Der Haufe wälzte sich herein, bald nicht achtend, was Weg und was Gartenbeet war. Noch schrien sie nicht, aber die Mäuler standen offen vor Erwartung, Genaues über die Vorgänge zu hören, und

die Augen waren weit, wie die von Hungrigen. Allen voran eilten ein Bursche und ein Mädchen. Das waren die Räberskinder. Es hielt sie niemand auf, denn man gab ihnen ein Recht, den Vater zu suchen. Georg war im Feiertagsgewand wie die übrigen Arbeiter. Er lief mit geballten Fäusten daher. Seine Stirn dampfte, er hatte schon in der Früh getrunken und war es nicht gewöhnt. Christine mußte aus dem Hause gelaufen sein, wie sie ging und stand. Sie hatte die Mutter allein gelassen; es duldete sie dort nicht mehr, einmal, weil die Kranke ärger als je litt und jammerte, und dann, weil eine rasende Neugier sie trieb. Sie war barhaupt. Fetzen ihres groben braunen Haares flogen im Wind, nur am Hinterkopf saßen die Zöpfe fest. Aber der Wind hatte sie mit Staub beworfen, der in Körnern im Haar haftete. Das Gesicht war gerötet, die Arme nackt bis zum Ellbogen. Eine wilde Schönheit und Kraft war an Christine Räber.

Sie war lange nicht mehr in Schuppigers Garten gewesen. Ihre Augen fielen auf die wohlgepflegten Beete und auf das schöne Haus. Es bereitete ihr eine an Trunkenheit streifende Freude, da einzudringen und sich frei und herrisch zu bewegen, wo sie sonst nur scheu und zaghaft gegangen war.

Diese Freude erwachte bald in allen denen, die den Garten zu füllen begannen.

Inzwischen erzählte Thomas Räber, was er erlebt hatte. Er sprach nicht gelassen und langsam wie sonst. Es war ein rauher Hohn in seiner Stimme. „Es hat nur noch gefehlt, daß er mir einen Fußtritt gegeben hätte."

„Zeigt es ihm! Laßt es euch nicht gefallen!" schrie jetzt einer.

Es war Georg, der den Vater erreicht hatte.

Da war auch Christine schon.

„Ein so alter treuer Arbeiter wie Ihr muß sich das bieten lassen!" schrie sie. Ihre Stimme war hell wie eine Trompete. Die ganze Menge konnte hören, was sie sagte.

Und es ging wie ein Lauffeuer herum. Sie kannten alle den Thomas Räber und wußten, wie lange er in der Fabrik in Arbeit stand und wieviel er immer gegolten hatte. Was dem geschah, konnte noch viel eher einem jeden andern von ihnen geschehen. Sie vergaßen, daß Räber in Schulden steckte und in letzter Zeit an Ansehen auch in ihren Augen eingebüßt hatte. Viele Blicke richteten sich auf ihn. Das war er! Gott, was für ein wackerer, einfacher Mann! Und dem war die Tür gewiesen worden! Zweimal, wie einem aufdringlichen Handelsjuden! Die Erregung wuchs. Einige suchten nach Steinen.

Als sie schrie, hatte Räber Christine erkannt. Es flog ihm durch den Kopf: Wie kommt das Mädchen daher? Was hat sie die Mutter allein gelassen? Dann stürmten die Gedanken. Und daheim das Elend! Und — und da drinnen der Prunk! Es loderte in ihm. Seine Schläfen glühten. Seine Sinne brannten.

Jetzt verlor er sich. „Da müßt ihr einmal hineinsehen in die Stuben!" schrie er und zeigte nach dem Hause. „Da müßt ihr einmal einen Besuch machen, wenn ihr noch nicht dagewesen seid. Da gäbe es ein wenig auszuräumen und heimzuholen.

Es ist viel darin, was wir auch brauchen könnten!" Er wußte nicht, was er redete.

Der Schreiber griff seine Worte auf: „Warum sollen wir uns nicht selbst bezahlt machen, wenn man uns nicht bezahlen will!" kreischte er.

Und plötzlich wendeten sich alle die Blicke dem Hause zu, die vorher aufgeleuchtet hatten, wenn Blüten unter stampfenden Füßen brachen und eine schöne Anlage durch Tritte zerstört wurde. Es war etwas Wildes, Mauereinbrechendes in diesen Blicken. Sie drangen durch die Fenster in die Stuben des Fabrikanten und sahen dort Dinge, die sie in Wirklichkeit noch nicht sehen konnten. Sie suchten in Schränken und sogen sich an Herrlichkeiten fest. Es war Hunger nach Raub und Besitz in ihnen.

Es wußte nachher niemand zu sagen, wie es kam.

Das Murmeln und Murren der Menge wuchs, wie wenn ein Wort am andern, ein Fluch am andern sich entzündete. Jetzt war das Murren ein Wutschrei und jetzt der Schrei ein Johlen. Ein Rausch packte alle, daß sie die Sinne verloren und mitmurrten, mitschrien, mitjohlten.

Die Schutzleute hatten sich dem Hause zugezogen und suchten nun, Mann neben Mann, einen Keil zwischen die Menge und das Wohngebebäude zu treiben. Aber die Schar der Herandrängenden schwoll an und wurde zum festen Knäuel. Zuerst hatten sich die Schutzleute nur gegen Schultern zu wehren, die sie an die Mauer zu drücken drohten. Aber als sie die Fäuste brauchen mußten, wurden auch drüben Hände und Arme frei. Sie reckten sich, schwer, krallend, reißend aus dem Haufen. Die Männer wurden

beiseite geschleudert. Sie mußten weichen, wenn sie nicht ersticken wollten. Einer, ein langer Mensch mit einer Bärenkraft, stand mit dem Rücken an der Hausmauer und wehrte sich länger als die andern. Aber die Fäuste kamen ihm an den Hals. Die Mütze fuhr zu Boden. Jetzt würgten sie ihm die Gurgel, jetzt riß ihn einer an den Haaren. Er stöhnte und brüllte und bekam die Faust an den Säbel. Aber er hatte ihn kaum aus der Scheide gerissen, so hielten vier Arme den einen fest. „Warte, wir zahlen dir das Messer!"

Sie kamen wie die Wilden über ihn. Jetzt hatten sie ihn am Boden, jetzt unter den Füßen. Er war der erste, der an dem Unglückstage auf dem Platze blieb.

Inzwischen hatten sie drüben die paar Stufen zum Gartenzimmer des Fabrikanten wieder erstiegen. Georg Räber war allen voran. Über die Köpfe der Stürmer flogen von hinten Steine in die Scheiben. Da klirrte es. Dort klirrte es. Jedem Glasbrechen folgte ein Jauchzen. Die Weiber schrien am lautesten; und über ihren kreischenden Stimmen war hell und schrill diejenige der jungen Christine.

Georg Räber riß an der Klinke der verschlossenen Zimmertür. Sie war schwach, seine Faust schwer wie ein Hammer. Er riß die Klinke weg und warf sie zu Boden. Aber das Schloß widerstand noch. Eben wollten er und andre mit den plumpen Körpern sich gegen die Tür stemmen, da riß Herr Alfred Schuppiger das daneben liegende Fenster auf. Es war dasselbe, das sie ihm gestern eingeworfen und in das bisher noch kein neuer Stein gefallen war.

Der Fabrikant hielt zwei Gewehre in den Händen. Das eine hob er und zielte in die Luft. Krachend fuhr der Schuß ins Blaue. „Wenn ihr die Tür einbrecht, sollt ihr mich kennen lernen!“ schrie er, und seine Stimme war so stark, daß sie den Lärm und das Toben überwand. Sie und der Schuß machten die Menge einen Augenblick stutzig.

Aber Georg Räber hatte jetzt die Tür gesprengt. Er drang ein, andre folgten ihm.

„Achtung!“ schrie Schuppiger, der zurückgesprungen war. Er senkte das zweite Gewehr.

Die Vordersten konnten nicht zurück, selbst wenn sie gewollt hätten. Die Hinteren schoben sie vorwärts.

Feuer und Knall.

Schuppiger schoß auf ihre Füße. Aber Georg Räber mochte sich in demselben Augenblick gebückt haben. Er fiel unter dem Schuß.

Sein Vater war wenige Schritte hinter ihm. Als er den Fabrikherrn am Fenster gesehen, hatte ihn ein Frost gepackt. Woran war er, Thomas Räber? Was für ein Wahnsinn hatte ihn bis hierher geführt? Er wollte zurück, sich freimachen, aber seine Kraft reichte nicht. So geriet er ins Zimmer. Da fiel der Schuß, in dem Georg zusammenbrach.

Rings um Räber war Geheul und Keuchen. Ein Dunst von Schweiß stieg auf. In den Gehirnen hatte kein klarer Gedanke mehr Raum. Der Wahnsinn kam wieder.

Thomas dachte nicht mehr an den Sohn. Das, was ihn monatelang gequält, gestochen, gebrannt, fiel ihm wieder ein. Die Schulden, das Elend da-

heim! Da war auch die Gier wieder, aus dem Sumpf herauszukommen. Da war das Bewußtsein, daß der reiche Mann da in den Stuben das hatte, was ihm fehlte! Der Wahnsinn flackerte auf und ließ keiner Überlegung mehr Zeit. Der tolle Mann sah eine Uhrkette. Gold! Gold! Da war, was er brauchte. Er griff zu, zerrte. Jetzt hatte er die Kette mitsamt der Uhr. Er hatte sie dem Fabrikanten von der Weste gerissen. Und der Wahnsinn brach aus. Räber war nicht der einzige. Die Gier nach Raub war wach. Jetzt war einer über der Kommode dort. Einer rüttelte am Schrank. Drei stürmten ins Nebenzimmer.

An der Wand stand Alfred Schuppiger, das Gewehr in den Händen. Er sah, daß kein Widerstand nützte. Vielleicht war er auch starr vor Staunen darüber, wie die Leute hausten. Er blieb eine Weile untätig. Frau Anna, die von Anfang an ihm zur Seite gewesen, hielt neben ihm aus. Sie war totenbleich, aber auch an ihr war mehr Staunen als Furcht. Und die hohe blonde Frau hatte so viel Würde, daß einer der Arbeiter, der an ihr vorüberstrich und sie mit dem Ellbogen stieß, mitten im Getümmel beiseite wich und die Mütze vom Kopfe riß, als ob er sich entschuldigen wollte.

Eine regelrechte Plünderung des Hauses begann. Aus der Hintertür flohen ein paar Mägde schreiend durch den Hof.

Alfred Schuppiger ging mit seiner Frau aus der Tür des Gartenzimmers, die leer war, hinaus auf die Treppe und ins Freie. Er hielt noch immer das Gewehr in Händen, aber er benutzte es nicht mehr.

Seine Gedanken waren schon bei der Zukunft. Diese Verrückten sollten es büßen! Er legte sich schon zurecht, welche Mittel des Gesetzes er brauchen wollte. Nur Geduld! Sie sollten es nicht billig haben!

„Gott sei Dank, daß die Kinder fort sind," sagte Frau Anna.

In einem der Kieswege wartete ein Trüpplein Arbeiter, ältere, ruhige Leute.

Zwei von den überwältigten Schutzleuten standen mit zerrissenen Kleidern und blutend in ihrer Mitte. Der kleine Menschenknäuel tat sich auf, als der Fabrikant und seine Frau vorbeigehen wollten. Die Männer hatten die Gewalttätigkeit hindern wollen. Sie hatten gemahnt, sich widersetzt, waren den Schutzmännern zornig zu Hilfe gekommen, aber sie hatten nichts wider die Übermacht vermocht. Jetzt traten sie in achtungsvoller Haltung auf das Ehepaar zu, das, von niemand belästigt, daherkam.

Herr Alfred Schuppiger sah die Leute nicht an. Seine zornigen Gedanken rissen ihn vorwärts. Er wollte in die Stadt.

Frau Anna aber wendete sich zu den Männern. „Ihr hättet es nicht so weit kommen lassen sollen," sagte sie.

Da suchten sie sich zu entschuldigen.

Aus dem Hause klang das Getöse der Plünderer.

Aber nun kam auch von der Straße her Lärm. Trommelschlag näherte sich. Durch das Gartentor sprengte ein Offizier.

Schuppiger ging ihm mit weitem Schritt entgegen. Sein Gehrock flog. Er schritt höher aufgerichtet. In Eile erzählte er dem Offizier die Vorkommnisse.

„Soldaten," redete es unter dem Volk, das in der Straße stand. Die halbe Stadt Weltwil war da beisammen. Es hatte sie nichts mehr zu halten vermocht. Sie hatten die Absperrung durchbrochen und waren bis an Gitter und Tor vorgedrungen.

„Soldaten," redete es unter dem Arbeiterhäuflein, in dessen Nähe Frau Anna noch immer stand.

Das Wort drang auch ins Innere des Hauses, als ob es hineingeschossen worden sei. Ein Rennen und Laufen begann in Haus und Garten. Die Schutzleute tauchten wieder auf. Sie hatten neuen Mut und machten sich daran, ins Haus zu dringen. Den toten Kameraden hatten sie drüben in das Gartenhaus geschafft. Einer hielt Wache bei ihm, und ein Rudel Weiber jammerte dabei.

Die Trommelschläge kamen näher. Draußen in der Straße teilte sich die Menge.

Ein eigentümliches Schauspiel hebt an. Leute erscheinen in den Türen und Fenstern des gestürmten Hauses. Sie spähen aus wie solche, die Furcht haben und eine Bestätigung ihrer Befürchtungen suchen. Die einen haben rote Köpfe, wie wenn ihnen die Scham über die Stirn loderte. Andre sind kreideweiß und haben das Aussehen von Verstörten. Viele verschwinden wieder, als fürchteten sie, gesehen zu werden. Einige haben merkwürdige Gegenstände in den Händen, dieser eine Gipsbüste, der ein paar Champagnerflaschen, jener ein Schmuckkästchen der Frau Schuppiger. Eine Frau mit mannsstarken, rohen Zügen hat einen ganzen Stoß Leintücher im Arm.

Das Militär marschiert in den Garten. Kommandorufe tönen. Im Hause ist es merkwürdig still

geworden. Dafür schleichen da — da — dort Menschen beiseite und suchen unbemerkt aus Haus und Garten zu kommen. Die Polizisten haben Arbeit. Hier und dort werden Gefangene abgeführt. Und es ist abermals merkwürdig: Hier und dort stellt einer beiseite, was er im Arm gehabt, rasch und scheu, als ob es ihn steche. Manchmal, so draußen im Freien, wo ein langer Kerl mit seiner jungen, scheuen Frau steht, leeren sie auf der Stelle, wo sie eben sind, ihre Taschen und werfen hastig allerlei Raub zu Boden, mit angstvollem Blick sich umsehend, ob sie nicht beobachtet werden. Die Wut und die Gier haben sich in Schrecken verwandelt, in Ernüchterung, in einen Ekel vor sich selber.

Nur eine kleine Schar von Menschen stürmt aus dem Gartenzimmer. In denen rast noch immer die Glut, die sie ins Haus hat dringen lassen. Unter ihnen sind Thomas Räber und seine Tochter Christine. Das Haar des jungen Mädchens fliegt zerzaust. In der Rechten hält sie einen Stock als Waffe, im linken Arm trägt sie die wertvolle Standuhr, die sie vom Schreibtisch des Fabrikherrn geholt hat. Thomas Räber selbst hat gefüllte Taschen, und in der Linken zusammengeballt trägt er noch immer die schwere Kette, die er Herrn Alfred Schuppiger von der Weste gerissen

Im Garten geht das Marschieren der Soldaten. und das scharfe Kommando der Offiziere. Abteilungen umzingeln das Haus, besetzen die Türen. Eine Schar stellt sich dem Haufen Räbers gegenüber.

„Kommt heran, wenn ihr es wagt!" schreit einer der Arbeiter, ein wilder Bursch, der sich in Schuppigers Keller zu schaffen gemacht.

Christine steht auf der obersten Treppenstufe und schwingt den Stock.

Aber ihr Vater reißt die Tür auf: „Da — da schaut herein, da könnt ihr aufräumen!"

Das Gesicht des breitschulterigen Mannes ist verwüstet, seine Augen sind entzündet, der kohlschwarze Bart sieht aus, als ob einer Stücke daraus gerissen hätte. Er zeigt rückwärts in das Zimmer, wo auf blutigem Teppich Georg liegt und stöhnt, während zwei Weiber um ihn beschäftigt sind.

Der Offizier tritt ein wenig beiseite. „Achtung!" kommandiert er.

Die Gewehre fahren in die Höhe.

Da tritt Frau Anna hinter der Reihe der Soldaten hervor. „Räber!" ruft sie, „seid vernünftig, Räber. Wollt ihr euch alle unglücklich machen?"

Der Mechaniker steht vorgebeugt. Er hört und sieht nicht, was um ihn her vorgeht. Er vernimmt nur die Stimme. Sie ist wie ein Ruf aus einer Zeit, da alles gut war. Er — er war einmal ein braver, gerader Mensch! Es ist, als ob er erwache, als ob ihn einer vor den Kopf geschlagen und geweckt hätte. Er sieht die goldene Kette an, die er in der Hand hält. Er erschrickt. Ist — ist Blut daran? Er greift in die Tasche und zieht Geld heraus, Geld! Es ist nicht sein. Wie — wie kommt er dazu?

Da spricht einer neben ihm. „Wir, wir können nicht gegen sie aufkommen! Es sind ihrer zu viele."

Auch der Schreier ist klein geworden. „Verdammt!" knirscht er und drückt sich hinter die Hintersten.

Nur Christine kreischt gellend auf: „Auf was wartet ihr noch? Haut auf sie los, auf die Henker!"

Da packt der schwarze Räber sie beim Handgelenk. „Schweig!" herrscht er ihr zu.

Der Offizier hat drüben die Unschlüssigkeit der Aufwiegler bemerkt. Er will Blutvergießen vermeiden. Noch einmal mahnt er: „Seid vernünftig, Leute! Gebt nach. Wenn ihr Vernunft annehmt, kann noch alles glimpflich für euch abgehen."

Schon unterhandeln einige mit ihm. Jetzt geben sie sich gefangen, einer nach dem andern. Thomas Räber mit der Tochter sind die letzten. Er geht gebückt und taumelt, während Christine den Kopf aufgeworfen trägt. In beiden Händen hält jener Wertsachen, die er in der Tasche getragen, und die beiden gefüllten Hände streckt er dem Offizier hin. Die Hände zittern so heftig, daß sie die Sachen kaum zu halten vermögen. „Da," sagt er, „da — ich — ich wollte nicht — ich weiß nicht, wie ich es habe tun können."

Auf einen Wink des Offiziers nehmen ihm zwei Soldaten den Raub ab. Er greift sich an die Stirn und erblickt die Uhr in Christines Arm. „Da," lallt er abermals, „es — es ist ein Irrtum — ein — ich weiß nicht —"

Christine trotzt, aber als sie den Vater ansieht, kann sie nicht anders, gibt auch die Uhr hin, lacht erst laut und frech dazu und flennt dann plötzlich.

Das Hinundher der Truppen und das Abführen von Gefangenen nimmt seinen Fortgang.

Frau Anna Schuppiger ist neben Thomas Räber getreten. „Ich schaue nach Euerm Sohn," sagt sie. „Auch nach der Frau," fügt sie hinzu. Und fragt in plötzlichem Einfall: „Ist — ist sie denn ganz allein?"



Thomas Räber antwortet nicht. Er torkelt hinweg wie ein Betrunkener und bückt sich nur im Vorbeigehen demütig und zerbrochen vor der Frau.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Über das Städtchen Weltwil ging ein Sturm der Erregung, erschütterte es bis in die innersten Tiefen und flaute wieder ab. Nach den Ereignissen in der Fabrik Schuppiger, denen sich Gewalttätigkeiten der Arbeiter auch an andern Orten der Umgegend gesellt, hatten in Weltwil ein paar Tage die Geschäfte gestockt, die Zungen aber wie Windspiele gewirbelt. Nachbarn eilten zu Nachbarn. In den Straßen sprach man sich an und unterhielt sich unter den Türen. Wenn Frau Rosine Meier, die Wursterin, nicht bei Julian Zopf drüben stand, so beehrte Julian Zopf die Frau Rosine mit seinem Besuch. Dame Siebenmann machte die Runde bei allen Bekannten, nicht zuletzt bei Kaspar Vontobel, dem Fuhrhalter, und brachte zu jeder Mahlzeit ein paar neueste Neuigkeiten heim, die sie ihren beiden Hausgenossen neben den Speisen auftischte. Herr Eusebius war freilich ein undankbarer Zuhörer. Das Gerede seiner Haushälterin strich an seinem Ohr vorüber wie ein leerer Wind. Seine Gedanken gingen ihre eignen Wege. Herr Gotthold Stillfried hörte zwar zu, aber er urteilte nicht über die Menschen, von denen das Fräulein erzählte, obwohl diese in einem halben Dutzend Fällen seine Meinung wissen wollte. „Die Gerichte werden entscheiden, wer recht hat," sagte er einmal,

und ein andermal: „Wenn ich den Lärm und Wirrwarr da draußen betrachte, freut mich die Stille hier drinnen um so mehr.“

Die Gerichte bekamen freilich Arbeit. Lange Verhandlungen fanden statt. Manche Arbeiter kamen mit Verwarnungen davon, andre mit leichteren Strafen. Einige Rädelsführer wurden schwer gebüßt. Thomas Räber und seine Tochter Christine saßen mit andern im Zuchthaus. Georg lag im Spital lange zwischen Leben und Tod, allein seine starke Natur siegte, und er genas der Strafe entgegen, die auch für ihn in Aussicht stand. Herr Alfred Schuppiger war vor Gericht gestanden und hatte sich der Notwehr ausgewiesen. Seine Fabrik war wieder im Gang, die Zahl seiner Arbeiter voll. Und wenn der Fabrikant mit raschen, großen Schritten durch die Räume ging, weder freundlich noch unfreundlich, nur mit der freien, großen Geschäftigkeit und dem sicheren, den Betrieb beherrschenden Blick, hatte unter den Arbeitern das Wort Laut: „Dem Kopf Hand sein, ist eine Ehre!“

Bei der langsam sterbenden Frau Maria Räber saß eine Krankenschwester. Frau Anna Schuppiger hatte sie angestellt und kam täglich, nach der Kranken zu sehen.

Alles das wendete sich aus Gegenwart in Vergangenheit. Die Weltwiler besprachen es. Es fand sein Echo in der Zeitung des Doktor Johannes Schwarz und in den Predigten des Domherrn Achermann wie in denjenigen seines Amtsbruders vom schlichteren Glauben, des Dekans Gans und seines Helfers. Und die Weltwiler sagten, der Dekan spreche

recht langweilig; denn er streifte die Vorgänge nur mit wenigen Worten und redete mehr von Gott und seinen Fügungen als von den Menschen, während zu dem Gottesdienste des Helfers ein mächtiger Zulauf war, weil Herr Hans Heinrich Meiß sich als ein streitbarer Mann erwies und in die Einzelheiten der jüngsten Bewegung einging, für und gegen Partei nahm und sich nicht scheute, dem großen Fabrikanten Schuppiger vor versammelter Gemeinde für seine Halsstarrigkeit gründlich die Leviten zu lesen.

Aber auch das ging vorüber. Die Zeit schritt mächtig aus, und ihr Tritt war so schwer, daß man selbst in den engen Gassen von Klein-Weltwil aufhorchte und über dem, was kam, dessen vergaß, was gewesen war.

Unmittelbar nach den Unruhen und als Weltwil noch von dem Schrecken und der Entrüstung über diese widerhallte, hatte Herr Eusebius, der Apotheker, mit Rosalina Gans die lang geplante Bergfahrt ausgeführt. An einem Nachmittag reisten sie von Klein-Weltwil ab. „Ich rufe Sie, wenn ich auf dem Wege zum Bahnhof an Ihrem Hause vorbeigehe," hatte Rosalina zu Herrn Eusebius gesagt. Sie war schon bei der Aufstellung des ganzen Planes die tatkräftige, kurz angebundene Führerin gewesen. Der Apotheker aber hatte sie mit einem leisen und heimlichen Lächeln gewähren lassen.

An dem vereinbarten Nachmittag war sie an die Apotheke gekommen. Ihr Schritt meldete sie von weitem. Sie hatte schwerbeschlagene Bergschuhe an und dicke wollene Strümpfe, von denen der kurze braune Rock aus Lodenstoff ein Stück freiließ. Am

Rücken hing ihr der Rucksack, und in der Hand hielt sie den Eispickel.

Sie brauchte nicht zu warten. Herr Eusebius stand schon in der Tür, als sie herankam. Dame Siebenmann, die alles sah, hatte sie rechtzeitig gemeldet. Rosalina musterte ihn erstaunt. Auch er trug Bergausrüstung, schweres Schuh- und dickwollenes Strumpfwerk, auch er hielt den Pickel in der Faust, und um den Oberkörper hatte er quer das feine, starke Gletscherseil geschlungen. Rosalina mußte auf einmal glauben, daß er berggewohnt sei. Wohl versank die geschmeidige Gestalt ein wenig in der rauhen Ausrüstung, allein das schmale, blasse Gesicht trug den Ausdruck einer großen Entschlossenheit, und mit Erstaunen sah Rosalina, wie nervig und hart die weißen Hände waren.

„Das Mineralwasser nach Rapperswil muß gleich abgehen," sagte Herr Eusebius unter der Tür noch zu seinem Provisor, „und sorgen Sie dafür, lieber Stillfried, daß die heikle Arznei für den Stadtrat Widmer wie immer sorglich gemacht wird. — Nein, das neue englische Seekrankheitsmittel legen wir uns nicht zu. Sie wissen, daß wir mit der sicheren Wirkung unsers eignen rechnen können."

So gab er rasch noch eine Weisung nach der andern. Dann faßte er Abschied nehmend nach der Rechten Stillfrieds. „Also übermorgen sind wir zurück, wenn uns nichts zustößt," sagte er.

„Was soll uns?" fragte Rosalina ärgerlich. „Haben Sie Furcht?"

Er lächelte. „Die Gefahr kennen, heißt nicht die Gefahr fürchten," sagte er. „Ich habe mein sonder-

bares Vergnügen daran, in die Abgründe und Gletscherspalten zu schauen und mir zu denken, daß in jeder und jeder ein bleicher Gesell sitzt und auf mich lauert. Wie das Leben, so sehe ich auch gern den Tod kühl und aus der Höhe an."

„Leben Sie wohl, Stillfried," unterbrach er sich, und mit einem Blick auf den seidenweißen Kopf des alten Mannes gab er einem plötzlichen Einfall Worte: „Der ist auch so ein weißer Gipfel, Fräulein Rosalina, mein Freund und Helfer da. Kühl und still und weiß und klar. Die von Klein-Weltwil wissen nur nicht, wie hoch der eine sie überragt."

Er drückte fest Herrn Stillfrieds Hand.

Dann machten das Fräulein und er sich auf den Weg.

Es war ein ruhiger und klarer Tag, einer von jenen, die sicheres Wetter versprechen. Der Himmel war blau und weit. Zuweilen schwebte in diesem meerähnlichen Grunde stillen, tiefen Blaus eine weiße Wolkeninsel. Jetzt stand dort eine und jetzt dort drüben eine andre, und nach einer Weile waren die Stellen wieder leer, als ob die Inseln versunken seien. Manchmal aber kam auch ein solches Wolkeneiland, vom Gold der Sonne umzuckt, mit dem Ostwind über den ganzen Himmel gezogen und verschwand jenseits am Horizonte hinter Bergen, Feldern oder dunkeln Wäldern unhörbar, ruhig, in großem, stillem Zuge, gleich einem Fahrzeug, dessen Reise nach Unendlichkeiten geht.

In Göschenen stiegen nach einer raschen Fahrt die beiden Wanderer aus und begannen sogleich den Anstieg ins Voralptal. Die Sonne ging hinter dem

dunkeln Felshaupt des Salbitschyn unter. Selten begegneten den beiden Bergsteigern Leute. Unterwegs hatte sich der breitschulterige, rotbärtige Führer, der Peter Trösch, zu ihnen gesellt. Der sprach dann und wann ein kurzes Wort. Einmal kletterte über einen Hang herunter eine bunte Ziegenherde, deren kleine Schellen eine lustige Musik verführten.

Nach einer Weile ließen Herr Eusebius und Rosalina den Führer vorausgehen, und mit seinen schweren, wegfressenden Schritten kam er bald außer Hörweite. Rosalina hielt an einem Bach inne, der, vom Berge niederstäubend, das Sträßlein kreuzte. Sie streckte die Hand ins Wasser und ließ die kleinen, klaren Wellen mit Wohlbehagen über den nackten Arm laufen. „Eiskalt," sagte sie. „Und hören Sie? Nun ist nichts weit herum als das dumpfe Murren des Stromes drüben und das Plaudern dieses Bächleins."

Herr Eusebius stand neben ihr. Er hatte den Hut in den Rucksack gesteckt, und die Sonne lag auf seinem schwarzen Haar. „Wir müssen noch höher hinauf, ehe ich die Stille recht genieße," sagte er. „Mir liegt noch immer das Gewimsel von Klein-Weltwil in den Ohren."

„Wer sollte hier denken, daß dort soviel Elend wäre?" sagte Rosalina, noch immer die Hand im Wasser. „Die kleine Stadt war durchhallt von dem, was da in dem Arbeiterquartier geschah. Und hier ist so unendliche Ruhe."

„Sie gehen mit ihren Gedanken nicht ganz in die Tiefe, Fräulein Rosalina," sagte Herr Eusebius. „Es scheint uns hier still, weil in unserm Innern etwas

eingelullt ist, und dort unten war Lärm, weil in dem Innern eines Haufens von Menschen ein Sturm der Erregung ging. Weltlärm ist das, was sich aus den beschleunigten, wilden und starken Pulsschlägen der Menschen ergibt. Lassen Sie uns wieder Leuten begegnen, und Sie werden empfinden, daß die Welt hier nicht anders ist als dort."

Sie schritten weiter. Lange sprachen sie nicht. Herr Eusebius sah Rosalina manchmal an und sann über sie nach, ohne daß sie es fühlte. Ihre Glieder zeigten im Steigen ihre Kraft. Es war köstlich zu sehen, wie die kräftige Hand den Pickel hielt und die Muskeln der festen Arme in den dünnen Ärmeln der Bluse spielten. Das Gesicht rötete sich in dem Winde, der jetzt, da sie dicht neben dem tosenden Wildbach schritten, über den Weg strich. Der Apotheker freute sich an seiner Begleiterin. Einmal hob er die Hand, um raschen Griffs die ihre zu fassen. Und gleich danach regte sich das, was in der Tiefe seiner Seele war, ein kleines, heimliches, verächtliches Lächeln: Wozu? Sie ist im Grunde nicht anders als alle!

Auch Rosalinas Gedanken beschäftigten sich mit ihrem Begleiter. Sie wunderte sich, wie wenig dieser Weg ihn ermüdete. Er schritt nicht rascher und nicht langsamer vorwärts als sie selbst, und doch glichen seine Schritte den ihren nicht. Er trug wie sie genagelte Bergschuhe, und doch schien ihr, als trete sie härter und lauter auf. Und während sie sehr wohl fühlte, wie ihr selbst das Blut rascher und wärmer in den Adern wallte, während sie durch die Kühle bergan stieg, sah sie, daß des Apothekers bleiches Gesicht keinerlei Anstrengung verriet und selbst in

seinen großen, verschleierten Augen immer derselbe nach innen schauende und versonnene Blick war. Aber er zog sie an, wie sie ihn. Sie hatte Verehrer und Freier. Seit sie Herrn Eusebius kannte, empfand sie eine eigentümliche Gleichgültigkeit gegen die andern Männer, ohne daß sie für ihn selbst wärmer empfunden hätte. Sie fühlte nur, daß er ein Besonderer sei, einer, neben dem die andern — zusammenschrumpften.

Der Weg stieg jetzt steil an und strebte einem dunkeln Walde zu, der unter den schroffen Wänden des Salbitschyn wuchs. Unterhalb des Waldes standen die Hütten von Wiggert. Sie schritten an ihnen vorbei bis zur letzten, die in eine grüne, hängende Matte gebaut war.

„Hier geht es sich leichter," sagte Herr Eusebius und schwang sich von dem steinigen Wege ab über den Zaun in die eben abgemähte Wiese. Rosalina folgte ihm.

Die braunen Hütten hatten wie ausgestorben geschienen. Aus keiner hatte ein Mensch nach ihnen geschaut. Auch in der letzten schien niemand zu Hause. Allein, als sie sich anschickten, daran vorbei die Halde weiter emporzuklettern, erblickten sie ein blutjunges, braunzöpfiges Mädchen mit einem Kinde auf dem Arm, das auf einer Bank aus grauem Granit am Hause saß.

Das Mädchen errötete beim Anblick der Fremden.

Herr Eusebius stand still. „Wir haben dich erschreckt," sagte er lächelnd zu ihr.

Unter seinen Worten zerfloß das Rot in ihren Zügen. Es blieb ein weißes, zartes Gesichtlein, das

die hellbraunen, nach vorn fallenden Zöpfe einrahmten und in welchem lautere, hellbraune Augen standen. „Ich habe Sie nicht kommen gehört," sagte sie.

Rosalina trat zu ihr und betrachtete das Kind, das ihre kleine Schwester war. „Wie heißest du?" fragte sie, und das Mädchen nannte seinen Namen: „Agatha Baumann."

„Bist du ganz allein?" fragte Herr Eusebius.

„Ja," antwortete sie, und es schien, als wollte sie es nach Bergbauernart bei diesem kurzen Bescheide bewenden lassen.

„Da haben Sie Menschen," sagte Rosalina zu ihrem Begleiter, „aber sie stören die Stille nicht."

Es mochte sein, daß Agatha Baumann diese Worte als den Ausdruck der Verwunderung über ihre Einsamkeit auffaßte. „Der Vater und die Mutter sind zur Bahn hinunter," sagte sie. „Mein Bruder geht nach Amerika."

„Darum also war alles so leer in den Hütten da drüben," wendete sich Herr Eusebius zu Rosalina. „Es sind wohl noch mehr junge Leute fort?" fragte er dann Agatha.

„Es ist bald niemand mehr hier," antwortete sie mit schmerzlich bewegter Stimme. Ihr Blick, der jetzt von Tränen glitzerte, ging in die Ferne.

„Du wärest gern mitgegangen," sagte der Apotheker.

„Der Vater läßt mich nicht," entgegnete Aagatha und fügte mit einem wehen Spott hinzu: „Ich muß das Kleine hüten."

Dann aber schien ihr ihr eignes Wort plötzlich leid zu tun, als ob sie damit der kleinen Schwester,

die ihr im Arm lag, etwas Böses getan hätte. Sie nahm das Kind an sich, sah mit einem mütterlich innigen Blick auf dasselbe nieder und faßte mit schlanken Fingern zärtlich und voll Sorgfalt nach den kleinen roten Fäusten des Säuglings. Es war eine zehrende Gewalt in ihrem zarten Körper. Ihre Gestalt zitterte im Augenblick, da sie diese Gewalt um des Kindes willen zurückdrängte.

Herr Eusebius verstand sie. „Es ist eng und düster hier," sagte er, als ob er zu sich oder zu seiner Begleiterin spräche. „Und das Leben ist hart und karg. Da draußen hat man es leichter. Man kann sich seiner Tage freuen, etwas von seiner Jugend haben. Das Geld liegt vielleicht auf der Straße, das man hier in einzelnen Rappen aus dem Sande klauben muß."

Er stieg noch im Reden schon wieder weiter. Zurückschauend grüßte er Agatha, und sie fühlte seinen Blick, als ob er noch lange auf ihr haftete.

Dem Mädchen klopfte das Herz, es wußte nicht warum. Es sah den beiden — Rosalina war Herrn Eusebius gefolgt — lange nach. Sie verschwanden im Walde. Agatha Baumann aber hatte ein Herz so schwer wie Blei. Wie hatte der Fremde gesagt? „Es ist eng und düster!" Herrgott, der Wald war ja schwarz und warf am Tage die Nacht in das enge Tal und — und — alle waren fort, der Jost, der Bruder, und — und die Cille, die mit ihr zur Schule gegangen. Die hatten etwas von ihrer Jugend, hatte der Fremde gesagt!

Zwei Tropfen fielen auf das Gesicht des Kindes, das Agatha hielt.

„Sie haben dem armen Geschöpf noch mehr Sehnsucht nach der Fremde eingeflößt," sagte Rosalina zornig zu Herrn Eusebius, als sie außer Hörweite waren.

Er sah sie kühl an. „Sie tun mir unrecht," erwiderte er.

„Das tue ich nicht," gab sie in noch heftigerer Wallung zurück. „Sie haben eine sündhafte Art, das Böse in den Menschen geradezu zu wecken."

Irgendwie mußte sie plötzlich die Augen vor den seinen senken. Er erwiderte ihr: „Ich spreche Gedanken laut aus, die ich hinter andern Stirnen lese und errate Wünsche, die in den Seelen stehen und von denen ich weiß, daß sie nach Erfüllung schreien, so sehr die, welche sie hegen, das sich selbst und andern verhehlen."

Die Eisenspitze seines Gletscherbeils traf mit hellem Klingen auf einen Stein.

Das Tal wurde wilder. Der Wald blieb hinter ihnen, und was sie sahen, war nur noch Geröll, karge Bergwiesen, dunkle Alpenrosensträucher und knorrige, niedere Arvenbüsche. Der Wildbach kam ihnen entgegen und warf seine Stimme in die Öde und Stille. Die Berge standen ringsum und hörten gelassen zu, schwarz, schroff, felsig der eine, ein zweiter gletscherumschlagen, ein Fürst im Hermelin. Hier waren keine Wohnstätten mehr. Nur in einer kleinen Alpe drüben stand ein niederer, roh aus Steinen geschichteter Stall.

„Wissen Sie, was in dem Mädchen ist?" fragte jetzt Herr Eusebius wieder.

Rosalina zürnte ihm noch immer. Sie gab keine Antwort und sah zu Boden.

Er fuhr fort: „Dasselbe, was unten in Weltwil in dem Haufen der Ausständigen flackerte, der Hunger nach Besserhaben. Sagen Sie nicht, daß es hier anders sei als im Tal. Menscheln wird es, wo Menschen sind. Nur da oben vielleicht, wo wir hinsteigen, sind wir freier, weil der Menschentod uns da näher ist."

Wieder ergriff sie die dunkle Scheu vor ihm und die Erkenntnis, daß er nicht wie andre war. Ihr Zorn wich vor dieser Scheu. Als er jedoch nach einer Weile des Schweigens mit veränderter Stimme und einer fast feierlichen Wegfreude begann, sie auf diese und jene Schönheit der sie umgebenden Natur aufmerksam zu machen, wurde auch sie von der Andacht des Wanderns ergriffen und vergaß seine Seltsamkeit.

Sie erreichten noch vor der Nacht die Voralphütte und fanden sie leer, schliefen ein paar Stunden und brachen vor Tagesanbruch nach dem weißen Gipfel des Sustenhorns auf. Peter Trösch, der Führer, trug die Laterne, die ihnen anfänglich auf dem noch dunklen Wege leuchten mußte. Herr Eusebius schritt leichter und zäher aus, je länger sie stiegen, und war Rosalina ein ebenbürtiger Gefährte. Als der Tag kam, schritten sie im Gletscher am Seil, und noch ehe der Morgen alt war, standen sie im Lichte einer königlichen Sonne auf dem Gipfel. Aber ein scharfer Wind warf sich über sie, und sie suchten hinter einem Felsen Schutz. Sie aßen einen Imbiß, und der starke Führer war redselig und rühmte, daß er noch nie bessere Berggänger geleitet.

„Ihre Ausdauer kannte ich," wendete er sich an Rosalina. „Dem Herrn habe ich weniger zugetraut."

Der Apotheker lachte. „So nehmt ihr beide mich auch ein andermal mit?“ sagte er. Dabei traf Rosalinas Blick den seinen mit einem Ausdruck stiller Bewunderung.

Sie erhob sich und genoß, auf den Pickel gelehnt, die Aussicht, während der Führer noch am Felsen saß.

Herr Eusebius trat neben das große blonde Mädchen.

Wundervoll stand die Welt von Bergen rings um sie, still, groß und weiß, eine märchenhafte Riesenstadt, in deren Türmen keine Glocken hingen, und in deren tiefen Gassen das Schweigen kauerte. Des Himmels blaue Fahne wehte über ihren Mauern.

„Was meinen Sie,“ sagte der Apotheker zu Rosalina, „wenn wir uns da drüben in der Alp einmal eine Weile niederließen und einen jener Gipfel nach dem andern unter unsre Füße brächten? Sehen Sie den dort mit der weißen Krone, den Schyn, und den zackigen Schneestock, und den hohen Damma, und dann ließe sich's da hinüber an die Furka gehen, wo neue Arbeit winkte.“ Er hatte, während er mit der einen Hand nach den Bergen zeigte, die andre auf die beiden über den Pickel gekreuzten Rosalinas gelegt. Es war eine unwillkürliche Bewegung, und beide wurden der Berührung ihrer Hände erst nach und nach gewahr. Aber sie erschraken nicht. Es war nur ein Gefühl großer Kameradschaftlichkeit, das sie jetzt verband.

„Ich bin dabei,“ stimmte Rosalina dem Vorschlag des andern zu. „Nächsten Sommer, wenn wir noch am Leben sind.“

Wieder leuchtete ihr Blick. „Auch innerlich sind wir über die Alltäglichkeit hinausgestiegen,“ sagte sie mit einem tiefen Aufatmen.

Seine Hand verließ die ihre, leicht, kaum spürbar und wie zufällig. „Die Tage sind selten,“ sagte er, „an denen wir Feiertagsmenschen sind.“

Bald danach begannen sie den Abstieg nach der Göscheneralp. Das herrliche Wetter blieb ihnen treu. Der Tag ging in einen goldenen Abend über, als sie die Alp erreichten. Sie hießen den Führer im Gasthaus ein Abendbrot nehmen und nachkommen. Sie selbst schritten weiter. Gemächlich schlenderten sie bergab, bis wo der Weg wieder zu den Hütten von Wiggen führte. In der Wiggenschlucht ging ihnen die Sonne verloren. Kühle und ein sanftes, klares Licht lag über dem schwarzen Walde. Der Rienzerstock im Westen begann zu glühen. Sie suchten mit den Blicken jenseits des Wildbaches die Hütte des Cölestin Baumann.

„Die da drüben sind noch immer nicht zurück,“ sagte Herr Eusebius; aber im gleichen Augenblick wies Rosalina auf eine Gestalt, die flink und mit fliegenden Röcken drüben über die Lehne wegabwärts glitt. „Das ist die junge Agatha, wenn ich nicht irre,“ sagte sie.

Agatha war es. Sie stand unweit der Brücke, in deren Nähe die beiden Talwege sich trafen. Der Rienzerstock brannte. Der Widerschein seiner Glut umfloß weich und zärtlich ihre junge Gestalt. Ihre Brust bebte noch vom raschen Laufe. Es war ein leises Schwingen an ihrem Körper, als ob sie sich einem heimlichen Winde gebe gleich einem Blatt, das im

Hauche sich streckt und doch am schwankenden Äste haften muß. Sie stand über einen Mattenzaun gelehnt, die langen hellbraunen Zöpfe fielen über ihre gekreuzten Arme hinunter.

Als Herr Eusebius und Rosalina näher kamen, wendete sie sich ab. Sie sollten nicht wissen, daß sie absichtlich gekommen war.

Sie sah nach dem rosenglühenden Rienzerstock und grüßte nicht.

„Wo hast du das Kleine gelassen?" fragte Rosalina.

Da drehte sie sich um. „Es schläft," sagte sie, aber sie warf dabei heimlich einen erschreckten Blick nach rückwärts. So durchsichtig und beweglich waren ihre Züge, daß ein heftiger Zwiespalt, der ihre junge Seele aufrührte, deutlich darin zu lesen war.

„Deine Eltern sind wohl noch nicht zurück?" fragte Rosalina wieder.

Auch das schien das Mädchen zu erschrecken; sie neigte sich vor und spähte wegab. „Nein," sagte sie, „aber sie müssen bald kommen. Und nun riß etwas sie fort, als ob der Sturm in sie gefahren. „Sie — Sie sind aus — aus einer Stadt, nicht wahr?" stotterte sie.

Rosalina bejahte.

„Aus einer mächtigen Stadt," höhnte Herr Eusebius.

Agatha fragte weiter: „Glauben Sie, wenn — wenn eines fremd dahinunter käme, würde — würde es einen Dienst finden?"

Herr Eusebius Fuchs kam näher. Er legte die Hand auf dieselbe Zaunlatte, auf welche Agatha sich stützte. „Das würde es," sagte er. „Mägde sind da unten im Tal so selten, wie hier bei euch die Äpfel."

Sein Blick hielt den ihren fest. Es war, als ob er sie zöge.

„Unterhaltlicher würdest du es haben, Kind," fuhr er fort, „auch leichter wahrscheinlich."

„Ich dachte, sie dürfe nicht fort," wendete Rosalina ein.

„Nach Amerika nicht," sagte Agatha, aber —"

Da sind Vergnügen aller Art," sprach der Apotheker, „und höfliche Herren, die ein hübsches Mädchen gern sehen, und Tanz und jeden Tag etwas Neues — und —"

„Lassen Sie uns gehen," unterbrach Rosalina laut und scharf. Sie sah, wie Agatha halb ängstlich und abgestoßen und halb doch wie gebannt auf Herrn Eusebius schaute.

Dieser neigte sich näher zu dem Mädchen: „Du wirst gehen," sagte er ganz leise. „Ich weiß es, daß du gehen wirst."

Die schlanke Agatha schauerte. „Wenn ich gut verdiente, könnte ich Geld heimschicken," sagte sie. „Damit könnte die Mutter eine Magd einstellen für das Kleine."

„Meinst du, ein Fremdes wird deine kleine Schwester so gut besorgen wie du selbst?" fragte Rosalina.

Darauf antwortete Agatha nicht. Nur ihr Gesicht war wieder wie mit Blut überschlagen. Sie drehte sich, und ohne zu grüßen, stieg sie müde die Lehne hinan.

„Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll," sagte Rosalina zu Herrn Eusebius. „Sie haben etwas von einem —"

„Teufel," fiel der Apotheker ein. „Warum wollen Sie es nicht aussprechen? Sie sind doch sonst nicht zimperlich."

Nach einer Weile und wie im Selbstgespräch fuhr er weiter: „Es gibt zweierlei Ärzte in der Welt. Die einen unterdrücken die Krankheit, die andern befördern sie, damit sie desto rascher überstanden sei."

Rosalina sann.

„Das Mädchen kämpft schwer mit sich selber," sagte sie dann einmal gedankenvoll.

„Sie geht vielleicht zugrunde," sagte der Apotheker.

Die Glut am Rienzerstock schmolz gegen den höchsten Gipfel hinauf. Dort brannte sie noch eine Weile, tief und schön und still. In der Luft war eine Glockenstimme.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

In Klein-Weltwil hatte man wieder einmal einen Tageshelden. Diesmal war es nicht Herr Hans Heinrich Meiß, obwohl dessen Volkstümlichkeit noch keineswegs verblaßt war. Es war auch zur Abwechslung kein Pfarrer, sondern ein Lehrer. Und er hieß Felix Weiser. Wenn Herr Felix Weiser nach dem Unterricht aus dem Schulhaus trat, warteten seine Schülerinnen auf ihn, und diejenigen, die auf dem Heimwege neben ihm gehen durften, schritten wie auf Wolken. Zwei hatten glühende Verse auf ihn gemacht, ein halbes Dutzend trug ihm täglich Blumen auf sein Pult, einige Frühreife machten ihm schöne Augen und rechneten mit mehr oder weniger

großer Sicherheit darauf, daß er sie heiraten werde. In der ganzen Schule aber war man darüber einig, daß er ein außergewöhnlicher Mensch sei.

„Diese Stirn, seht diese Stirn," schwärmten ein paar Mädchen.

„Wie eine Marmortafel mit einem Cypressenzweig kommt sie mir vor," flötete Marta Ohnesorg. Es war dieselbe, die erklärt hatte, die dunkle Locke, die über Felix Weisers weißer Stirne liege, sei ein sicheres Zeichen schon erlebten oder noch zu erlebenden Unglücks.

Heimliches Leid dichteten ihm auch andre an und sagten, daß er es mit stummer Größe trage. Die Mädchen übersahen, daß Felix Weisers Hose kaum auf die Schäfte seiner Schuhe reichte und die beschädigte Manschette weit aus dem zu kurzen Rockärmel herausragte. Als er aber nach kurzer Zeit und unter dem Einfluß seiner gebesserten Geldverhältnisse einen neuen feinen schwarzen Anzug sich anschaffte, nannten sie ihn einen unbeschreiblich vornehmen Menschen, der einhergehe, als ob er von Adel sei.

Felix Weiser stand inmitten dieses Frühlings von Verehrung und Anteilnahme als ein schlichter und ernsthafter junger Mann, dem das Herz vor Freude über Erreichtes und von noch seligerer Freude auf noch zu Erreichendes klopfte. Er erlebte und bemerkte, daß die Verehrung, deren er genoß, sich ausbreitete. Sie beschränkte sich bald nicht mehr auf die leicht entzündliche, schwärmerische Jugend. Angesehene Leute zogen mit sichtlicher Beflissenheit den Hut vor ihm. Weißhaarige Greise nickten ihm freundlich zu und Matronen zogen ihn in ein Gespräch über sein Schaffen.

Er wurde in die guten Familien von Klein-Weltwil eingeladen, und eine Dame, die in dem Rufe einer Literaturkennerin stand, hatte seinem Schaffen in einem großen auswärtigen Blatte einen geistreichen Artikel gewidmet. Das alles war die Folge dessen, daß Weisers Roman erschienen war und in sehr kurzer Zeit eine Reihe von Auflagen erlebte.

„Niemand anders," sagte Weiser mit leuchtenden Augen, „habe ich mein Glück zu verdanken, als dem Doktor Schwarz, meinem trefflichen und uneigennützigen Freunde."

Er hatte damit wohl recht; der Doktor hatte seinem Buche den Weg gebahnt. Dieser besaß einen sehr großen Bekanntenkreis auch im Auslande, und er hatte an maßgebende Freunde und Bekannte Weisers Buch versandt, jedem einzelnen Bande ein paar eigne Worte hinzugefügt und so eine ganze Anzahl Gelehrter, Kritiker und Buchhändler für den jungen Verfasser eingenommen. Der Erfolg überraschte ihn vielleicht selbst, denn als Weiser von immer neuen Auflagen erzählen konnte, klopfte er ihm auf die Schulter und sagte: „Es dürfte bald genug sein. Zuviel auf einmal ist ungesund, und das Ergebnis legt mir den Gedanken nahe, daß wir uns mit der Mühe es herbeizuführen übernommen haben."

Als Weiser nun ein erschrecktes und betrübtes Gesicht machte, lachte er ihn freilich aus und beruhigte ihn, indem er sagte, er habe ihm die Freude nicht verderben wollen und sei nur besorgt, daß die Welt ihn von Anfang an zu sehr verwöhne und ihn verleite, sich leichte Mühe um das zu machen, was ihm leicht zufalle.

Ein Rot der Begeisterung flog dem jungen Dichter in die Stirn, und er sagte: „Wenn ich arbeite, dann höre ich nichts vom Lärm der Menge und denke nicht an sie. Die Angst um das Gelingen ist so heiß und groß, daß jede Fiber sich spannt, und leicht, wahrlich, ist mir noch kein Erfolg geworden."

Der Doktor war ein gerechter Mann. Er freute sich, zu sehen, daß er keinem Unwürdigen seine Förderung hatte angedeihen lassen. Er sah den Ernst des Jünglings an, und es regte sich eine selbstlos frohe Erwartung in ihm auf das Große, was diesem noch gelingen müsse. Nun bekam er jedoch in der nächsten Zeit immer und immer wieder den Namen seines jungen Freundes und Schützlings zu hören und erntete Worte der Anerkennung für die Unterstützung, die er ihm gewidmet hatte. Briefe flogen auf seinen Redaktionstisch, in denen ihm für das Herausbringen des neuen Könners gedankt wurde und in welchen Redaktionen und Verleger um seine Fürsprache bei dem Berühmtgewordenen baten.

Das wurde ihm beinahe ein wenig leid.

Einmal verließ er die Räume der Zeitung, nachdem er eben wieder drei begeisterte Zuschriften, die sich mit Weisers Buch beschäftigt, gelesen hatte. Er tat noch einen Gang vor die Stadt hinaus und begegnete dabei dem Dekan Gans, der seinerseits von einem Spaziergang sich heimzu wendete. Es war in der sumpfigen Ebene, die im Westen des Städtchens zwischen diesem und einem grünen Hügel lag. Die schmale Straße führte durch gelben Riedboden nach dem großen, einsamen Gehöft, das einst ein Adelsitz gewesen und jetzt von einem reichen Bauern bewohnt

war. Es war noch Winter, aber der Schnee fehlte. Nur Reif lag auf dem hartgefrorenen Weg und hing an dem hohen Riedgrase und am Schilf, das weiter nördlich die Nähe des Sees verriet.

Beide Männer, die sich da auf dem verlassenen und winterigen Wege trafen, gingen, die Hände auf den Rücken gelegt und in Gedanken, so daß sie sich gegenseitig erst erkannten, als sie einander erreicht hatten. Der Doktor wunderte sich, wieviel Winterhaftes, Sterbendes an dem alten Pfarrer war, der, ihm die Hand reichend, stehenblieb. Er hatte ihn einige Wochen nicht gesehen, und nun däuchte ihn, es komme ihm da aus den frierenden Feldern einer entgegen, über den auch Frost und Reif gegangen.

„So spät erst treten Sie Ihren Spaziergang an?" sagte der Dekan. „In meinem Alter geht man mehr der Sonne nach." Seine Stimme war müde und tief, und er fröstelte.

Die Sonne hatte keine Kraft. Sie war im Sinken noch eben stark genug, das Gelb des Grases und des Schilfes leuchten zu machen.

„Mir tut die Kälte wohl und not," erwiderte der Doktor. „Ich atme ohnehin zuviel Stubenluft."

So tauschten sie erst ein paar Redensarten. Dann sagte der Dekan plötzlich: „Gestern habe ich das herrliche Buch Ihres jungen Freundes Weiser gelesen."

Doktor Schwarz sah auf. Der Überschwang der Briefe, die er zu Hause noch gesehen, fiel ihm wieder ein. Nun redete auch der wieder von der gleichen, zum Überdruß breitgetretenen Sache! „Ich höre nichts mehr andres, Herr Dekan," sagte er lächelnd. „Ich

kann ein ganzes Wörterbuch von Lobsprüchen auf Weiser auswendig."

Der Dekan bemerkte seine leise Verstimmung nicht. „Es steckt Großes in dem jungen Menschen," fuhr er fort. „Man täte gut, ihn hier dauernd zu fesseln."

„Ist es nicht geschehen? Durch seine Anstellung an der Schule —"

Der Dekan unterbrach. „Der Lehrerberuf wird den Mann auf die Dauer nicht befriedigen, ich weiß das. Da müßte eher Ihre Zeitung eingreifen. Wollen Sie nicht selbst sich einen Helfer, einen Nachfolger an ihm gewinnen?"

Herr Matthias Gans sagte das, weil er selbst sich eine solche Helferschaft geholt und darüber so viel grübelte. Er hörte nicht scharf auf die Antwort. Keinerlei Spannung war in ihm, was der andre erwidern werde, sondern er war mit seinen Gedanken sogleich wieder bei seinen eignen Angelegenheiten, die ihm das Leben belasteten.

Der Doktor Schwarz aber preßte ein wenig die Lippen zusammen. Seine graugrünen Augen waren hinter der scharfen Brille groß geworden. Was wollte der von ihm? Helfer? Nachfolger? Dergleichen hatte auch dieser Fuchs, der Apotheker, gesagt. „Man muß der Zeit überlassen, was da werden will," erwiderte er dem Dekan mit einem spitzen, knappen Ton, und jede weitere Unterhaltung abschneidend, zog er den Hut, verneigte sich mit ausgesuchter, lächelnder Höflichkeit und setzte seinen Weg fort.

Wieder trug er die Hände auf dem Rücken. Und nun sprang es ihn wie Katzen an und krallte sich an

ihm fest. Nachfolger? Erbe? hatte der Apotheker gesagt! Was — was wollten sie von ihm? Er hatte den jungen Weiser großgelobt und großempfohlen. Aus Überzeugung! Und er hatte es tun können, er, dessen Name etwas galt und der auf der Höhe stand. Sein Name war auch oft genug neben demjenigen seines Schützlings genannt worden. Der bekannte Doktor Schwarz, der berühmte Doktor Schwarz, schrieben sie. Manche — taten seiner auch nicht Erwähnung. Talent ringt sich durch auch ohne Empfehlung, hatte er irgendwo gelesen. Nun ja! Gewiß! Jetzt — entschieden, brauchte Weiser ihn nicht mehr! Und, Herrgott, was sie für einen Lärm machten, Weisers halber! So viel Aufhebens hatte er, Schwarz, nicht vorausgesehen. Es war zuviel, entschieden zuviel! Er grollte Weiser in diesem Augenblick, weil er sich all die Huldigungen ruhig gefallen ließ. Dann fragte er sich, was der andre schließlich dagegen tun sollte. Nichts, antwortete es in ihm, nichts konnte er tun! —

Doktor Schwarz war im weiteren Verlauf seines Spazierganges sehr übler Laune. Er bekam trotz des winterlichen Luftzuges, der ihm um die Stirn strich, einen ganz heißen Kopf. Er ärgerte sich über die Verrücktheit der Welt, über Weiser, der ihr zur Verrücktheit Anlaß gab, und — über sich selber. —

Wenige Tage später ernannte der Weltwiler Männergesangverein Harmonie Felix Weiser zum Ehrenmitglied. Der Direktor des Vereins hatte einen Weiserschen Text komponiert und in einem Konzert mit seiner Komposition Erfolg gehabt. Das war der unmittelbare Anlaß zu der Ehrung, welche dem jungen

Dichter zuteil wurde, der mittelbare war der Umstand seiner wachsenden Berühmtheit überhaupt. Darauf brachten ihm die Sänger ein Ständchen. Wie die kleine Stadt davon redete, wenn ein Hund totgefahren wurde, so sprach sie auch von dem Lebehoch, das der Harmoniepräsident von der Straße aus auf den am Fenster stehenden Felix Weiser, den Dichter, ausgebracht hatte.

Am nächsten Tage besuchte Weiser seinen Förderer, den Doktor Schwarz, in seinem Redaktionszimmer. Schon an der Art, wie sein Gruß erwidert wurde, merkte er, daß etwas nicht in Ordnung war. Schwarz stand vom Stuhle auf, ohne ihn anzusehen, gleichsam widerstrebend. Dann gab er ihm die Hand nur flüchtig. „Guten Tag, Lorbeergekrönter," sagte er bissig und wies auf einen Stuhl.

Sie setzten sich beide, und Weiser erzählte, daß er nicht am Hause hätte vorbeigehen können, ohne dem gütigen Freunde guten Tag zu sagen.

Doktor Schwarz spielte mit seinem Falzbein. „Sie geben mir zu denken, junger Mann," sagte er verdrießlich.

„Wieso?" fragte der andre betroffen. Sein Ruhm war noch jung genug, daß er nicht stolz war. Aber ein wenig ärgerte den städtischen Lehrer in dem neuen, wohlsitzenden Anzuge, was den Landschulmeister in den zertragenen Kleidern vielleicht nicht berührt hätte. Er wußte nicht, daß er Schelte verdient hätte. Und daß er gescholten werden sollte, war augenscheinlich.

„Sie lassen zu viele um sich herum Hurra rufen. Sie werden mir verdorben, Weiser," sagte Schwarz,

und als dieser nicht zu begreifen schien, fuhr er fort: „Unser Blatt bringt heute abend die Geschichte von dem Harmoniieständchen. Wir geben bald keine Nummer heraus, in welcher nicht Ihr Name steht. Das ist nicht gut für Sie. Zuviel Lob verleidet, wie zuviel süße Speise, nicht nur Ihnen, auch — der Welt. Sie müssen sich mehr zurückhalten, mein Guter, mehr in der Stille bleiben."

Eine Last fiel Weiser von der Seele. Er lachte glücklich und vergnügt. „Ich kann doch nicht dafür," wehrte er sich mit liebenswürdiger Offenheit. „Ich tue nicht das geringste dazu, daß mir so viel Anerkennung und Ehre zuteil wird. Es kommt alles von selbst und zu meinem eignen Staunen. Ich bilde mir auch nichts ein, im Gegenteil, ich fühle die Verpflichtung, die es mir bringt. Ich kann nur nicht helfen, daß ich froh und glücklich bin. Ich fühle, wie wenn ich Flügel hätte. Der Beifall macht mich frisch und stark; ich habe noch nie so leicht gearbeitet wie jetzt."

Er war aufgestanden und schlenkerte die langen Arme. Die schwarze Locke über der Stirn wehte wie ein Fähnlein. Dann riß die Freude ihn fort, daß er, wie ein Kind seine Weihnachtsgeschenke aufzählt, rühmte: „Mein Verleger druckt das zwanzigste Tausend meines Romans. Stellen Sie sich vor, was mir das einträgt! Mit einem Schlage bin ich ein wohlhabender Mann. Und hier" — er zog Briefe aus der Brusttasche — „alle wollen sie Beiträge haben. Da bietet mir einer — hier, sehen Sie nur — eine Unsumme bietet er mir, wenn ich ihm den Erstabdruck meines nächsten Werkes überlasse. Ja, soll ich mich denn da nicht freuen?"

Schwarz nahm mechanisch die Briefe und sah hinein. Seine Gedanken aber waren nicht bei dem, was er las. Er stritt mit sich selber. Tat er dem jungen Freunde unrecht? Er mußte zugeben, jener drängte sich nicht vor. Er wurde geschoben, er schob sich nicht selbst. Wenn er ihn so betrachtete, wie er da vor ihm saß, so konnte er ihn nicht unbescheiden schelten. Unbeholfenheit, harmloses Schwelgen in seinem Erfolge, kindliche Freude an dem Erreichten, das alles war ihm eigen, aber Hochmut nicht. Was also brauchte er, Schwarz, ihm gram zu sein, als ob er seine Fürsprache an einen Unwürdigen verschwendet hätte?

Er zwang sich zu einer höflichen Phrase. „Nun ja, das ist alles schön und gut. Aber, wie gesagt, vermeiden Sie zu Ihrem eignen Vorteil, sich allzusehr zur Schau stellen zu lassen. Ruhm verbraucht sich rasch, wenn man ihn zuviel am hellen Tage leuchten läßt."

Weiser war in einer zu gehobenen Stimmung, als daß er die Gezwungenheit aus des Doktors Worten herausgehört hätte. Er nahm die Mahnung hin und vergaß sie im gleichen Augenblick, fand es auch ganz am Platze, daß der andre, ältere zur Nüchternheit riet. Er begann von neuen Plänen zu sprechen. Dann erwähnte er einer Einladung zu Herrn Eusebius, dem Apotheker, und daß, wie er höre, wohl auch der Doktor Schwarz gebeten sei.

Damit kamen sie auf ein andres Thema.

Weiser entfernte sich nach einer Weile und wußte es wie früher nicht anders, als daß er im Redaktionszimmer seinen großen Gönner und Freund zurückließ.

Als er aber gegangen war, schritt der Doktor Johannes Schwarz in der Stube auf und nieder. Das ganze Gespräch haftete noch in seinen Gedanken, und erst jetzt begann er innerlich zu verarbeiten, was er von Weiser gehört hatte. Wie dem das Glück in den Schoß fiel! Goldene Wege taten sich ihm auf. So hob das Schicksal den einen empor, hoch, immer höher. Er, Johannes Schwarz, hatte wohl auch mancherlei erreicht. Sein Name galt etwas im Lande. Er hatte Ansehen, Gewicht. Aber — im Grunde war er doch klein gegen — den andern. Er hatte zu leben, aber — auf Überfluß, Reichtum, wie er jetzt dem jungen Weiser sicher war, darauf hatte er nie Anspruch erheben können!

Schwarz verglich und verglich. Eine Falte stand zwischen seinen Augen. Sie wurde tiefer. Das ohnehin häßliche Gesicht gewann einen bösen Ausdruck. Elende Welt, die Verdienst so ungleich lohnte! Bitterer Groll erwachte in ihm. Es vergällte ihm das Freundschaftsgefühl, das er in sich getragen. Weiser war ihm in diesem Augenblick fast zuwider. Er gestand sich das nicht ein. Er wehrte sich unwillkürlich dagegen, allein es gewann in seiner Seele Platz und Macht, ein Unkräutlein, das wie andre ins Wuchern kommen konnte.

An diesem Abend hielt der Redakteur ein neu eingegangenes Manuskript besonders lange in Händen. Es war eine Novelle und stammte von einem einfachen Manne, der seinem bürgerlichen Berufe nach ein junger Schlosser war, einem Menschen, der gerade nur die gewöhnliche Schulbildung genossen, durch seine Schul- und Lehrlingszeit hinauf jedoch die feine

Seele eines Poeten verborgen in sich getragen und diese nun zum erstenmal der staunenden Welt zu schauen gab. Schwarz hatte anfänglich kein rechtes Vertrauen zu der Begabung des Mannes mit den schweren, rußigen Händen und der träumenden weichen Seele gehabt. Als er aber weiterlas, wurde er aufmerksam. Da war Kraft, Ursprünglichkeit, Frische! Sapperment, dagegen verblaßte der ohnehin etwas farblose Stil des berühmten Weiser! Des Doktors Herz schlug. Er griff sich an den Kopf. Halt! War an diesem Urteil seine gegenwärtige Verstimmung schuld? Suchte er bei dem einen Vorzüge, weil er sie gegen Fehler des andern auszuspielen hoffte? Er las und las wieder mit erhöhter Aufmerksamkeit und größerer kritischer Schärfe. Und er kam zu keinem andern Urteil. Beruhigt über seine eigne Unparteilichkeit legte er die Novelle beiseite. Seine Stimmung hatte sich gebessert. Er war vergnügt, fragte sich nicht warum, aber wahrhaftig, er war vergnügt.

Als er wenige Tage später bei Herrn Eusebius, dem Apotheker, der Einladung gemäß zu Tische ging, führte er diesem und dem jungen Weiser einen neuen Bekannten zu, einen etwas bäurisch aussehenden ungelenken Menschen mit Händen, welche die Spuren schwerer Arbeit trugen.

„Es wird Sie freuen," stellte er vor, „Herrn Jakob Hattemer kennen zu lernen, einen jungen Schlossermeister aus dem benachbarten Feldhausen, von dem die Weltwiler Zeitung demnächst eine treffliche Arbeit zu bringen in der glücklichen Lage sein wird."

Herr Eusebius, der Gastgeber, streifte mit einem blitzartigen Blick drei Gesichter. Dann verzog er die schmalen Lippen in leisem Hohn. Er wußte eine Geschichte, eine alte Geschichte.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Nun war schon wieder ein Frühjahr, freilich noch keine volle Lenzzeit. Im Kalender stand April, und das Wetter hatte Launen.

Häufig schien eine warme Sonne. Die Matten bekamen ihre grüne, weiche, leuchtende Samtfarbe, und da und dort war ein Baum, der an seinen Ästen fürwitzige kleine Blütenlichter aufsteckte, obwohl sie ihm vielleicht bald ein später Wintersturm wieder ausblies.

Die Winterstürme hockten noch hinter den Bergen. Wie die Raubritter, die auf Beute lauern. Zuweilen brach einer hervor. Eiskalt fuhr er über Klein-Weltwil hin, so daß die Sonne, wenn sie wirklich am Himmel blieb und der Sturm nicht ein graues Wolkennetz über sie hinwarf, alle Kraft und alles Licht verlor und ihr Schein arm, blaß und kühl auf Dächern und Gassen lag. Zwei der Stürme bewarfen die Gegend noch einmal mit Schnee. Der zweite trieb es so toll wie ein Bruder im Dezember.

Meieli Blochinger, die junge Bäuerin im Paradies, warf an diesem Tage alle Augenblicke neue Holzklötze in den großen grauen Steinofen der Wohnstube. Auch trug sie ein gestricktes Tuch um die Schultern gelegt. Sie fror und konnte im Hause nicht warm

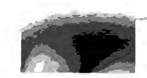
werden. Gestern hatte sie ihre Blumenstöcke vors Fenster gestellt, weil die Sonne so warm schien. Christian hatte ihr widerraten: Es komme manchmal ein beißender Windatem aus dem Glarnerland herunter. „Hereinnehmen kann ich die Blumen immer wieder," hatte sie gesagt. Und sie erinnerte sich, wie sie, als sie den letzten Topf aufs Gesims gestellt, noch lange das Fenster offen gelassen, dort gelehnt und die Sonnenwärme auf Arme und Schultern empfangen hatte. Der Himmel hatte so blau geleuchtet. Keine Wolke war weit und breit zu sehen gewesen. Und die Sonne hatte wohlgetan. So warm hatte es einen überlaufen, das Herz war einem ordentlich still und leicht dabei geworden. Draußen war auch alles so weit gewesen. In der Erde war ein Drängen, hatte sie, Marie, gedacht. Und die Erde verlangte nach helfenden Händen. Jetzt begann wieder die geschäftige Zeit für die Männer, jetzt mußten sie dann wieder viel draußen sein!

Die junge Frau erinnerte sich heute mit merkwürdiger Deutlichkeit an das, was sie sich gestern da unterm Fenster vorgestellt. Und es machte ihr das Herz schwer, daß sie heute nicht dieselben Gedanken haben konnte. Sie setzte sich auf die Ofenbank, legte die Hände in den Schoß und sann. Drüben standen die Blumentöpfe in Reih und Glied auf einem Tisch. Eilig hatte sie sie am frühen Morgen wieder hereingenommen, und mehrere ließen die Blätter hängen und waren in der Nacht erfroren. Draußen aber fehlte die Sonne. Der Sturm kam alle Augenblicke um die Hausecke gefahren, und jedesmal warf er einen Schauer von Schnee über die Fenster. Die Holz-

fassungen der Scheiben trugen Verbrämungen von Flocken, und auf den Wegen und Wiesen lag der Schnee schon wieder zwei Hände hoch. Die Männer — die Arbeit im Freien war nun wieder um Tage, vielleicht auf Wochen zurückgeschoben — die Männer bekamen frühen Feierabend und lange Mahlzeitmuße und würden viel im Hause sein!

Meieli seufzte. Ihr anmutiges Gesicht war ein wenig schmal und farblos, die Augen groß und von Schatten unterstrichen. Vielleicht waren der Winter und die Stubenluft daran schuld. Oder sollte ein junges Leben erwachen? Nicht doch, an dem war es nicht! So mußte es wohl die Stubenwärme und Enge sein. Die Männer — sann die junge Frau — jetzt waren sie drüben in der Scheune, der eine beim Vieh, der andre am Holz. Es dauerte noch eine geraume Weile, ehe sie wieder kamen. Aber — aber es war doch besser, wenn sie bald länger im Freien und — und von ihr — Meieli — fort waren. Seltsamer Gedanke! Seltsam, daß sie sich gerade deshalb nach dem Frühling sehnte!

An den feinen Lidern der jungen, braunhaarigen Frau glänzte etwas. Die Lider waren gesenkt, und sie wischte die beiden Tränen nicht ab. So wurden sie groß und schwer und fielen endlich. Grade auf die beiden runden, vom Schaffen schon ein wenig braun gewordenen Hände fielen sie. Aber das machte das Herz nicht leichter. Merkwürdig schwer war Meieli Blochingers Herz seit einiger — seit langer Zeit, schwer wie ein harter Stein. Wann das begonnen hatte, wußte sie nicht. Es mochte den ganzen Winter so gewesen sein. Wenn sie so wie jetzt dar-



über nachdachte, warum es so war und wie es gekommen, so schien ihr, sie müßte sich selber schelten, es sei doch keine rechte Ursache. Der schöne Friede, der ihr so wohltat und den sie mit so großer Dankbarkeit empfunden hatte, war doch immer noch im Hause! Die Männer! — Sie sah die beiden ganz deutlich vor sich, hochgewachsen, ein stattliches Paar, wie man es selten traf: den einen, ihren Gatten, mit dem Kopf wie von weißer dichter Wolle umsponnen und dem noch jungen, glatten, gesunden Gesicht. Und den andern, ihren Sohn, gleichhoch wie der Vater, das Gesicht immer noch glatt und bartlos und doch männlich ernst und gebräunt. Es war ein Ausdruck in Christians Zügen, um dessentwillen man ihm gut sein mußte, man mochte wollen oder nicht. Er lag an dem weichen Munde oder vielleicht auch in den blauen Augen. Manchmal war es wie ein Leuchten von Güte, manchmal wie ein ansteckendes Lachen und wieder manchmal nur wie ein Schimmer herzlicher Offenheit. Dieser Ausdruck war der Spiegel von Christians Wesen. So war er von einer herzlichen Güte, die gern schenkt, von einer stillen, aber andre mitreißenden Fröhlichkeit und offen wie der helle Tag.

Draußen tobte der Sturm, aber Meieli Blochinger fühlte etwas Warmes, während ihre Gedanken jetzt bei dem Stiefsohn weilten. Den langen Winter hindurch waren Vater und Sohn viel beieinander gewesen. Meieli hatte sie beim Spiel und bei der Arbeit betrachten können. Jeden Abend — die Abende waren lang — hatten sie sich zu einem kurzen Kartenspiel hingesetzt. Der Vater war der bessere, vor allem der vorsichtigere und berechnendere Spieler. So verlor

Christian meistens, aber es war eine Freude, zu sehen, wie er es tat. Er hatte immer einen Witz, eine seine eigne Ungeschicklichkeit verspottende Bemerkung bereit, oder dann rühmte er irgendeine Heldentat des Vaters, wie er das und das voraus berechnet, wie er die Trümpfe im Kopf behielt und dergleichen. Er war aber nie ein Schmeichler, sondern seine Anerkennung kam immer aus einem freudigen Herzen, das Loben liebte und dessen Lob daher auch doppelt wohl tat. Bei der Arbeit war es ganz dasselbe. Die Männer hatten es übernommen, für einen großen landwirtschaftlichen Verein des Landes eine Viehzählung und Berechnungen für eine Gesamtversicherung des Viehbestandes vorzunehmen. Das gab ihnen viel Schreibens und Rechnens. Dabei war Christian mehr die Hand, der Vater der Kopf, nicht aber weil es dem jüngeren an Begabung oder Fähigkeit gefehlt hätte, sondern weil eine ihm angeborene Bescheidenheit ihn zwang, dem Vater das erste Wort zu lassen und in allen Dingen die Führung zuzuerkennen.

Das waren die glücklichen Stunden des Winters gewesen. Die beiden Männer taten nichts halb, sondern waren beim Spiel wie bei der Arbeit ganz bei der Sache und vergaßen ihre Umgebung. Meieli konnte ruhig, unbeachtet und unangesprochen mit einer Arbeit in der Stube sitzen. Sie konnte zusehen, wie sie sich aneinander freuten, ohne es zu wissen, wie sie, alles andre um sich vergessend, die alten waren, die sie früher gewesen, und den köstlichen Frieden von einst miteinander hatten. Meieli fühlte diesen Frieden; denn manchmal hörte sie den Vater auf einen Einwurf des Sohnes sein ruhiges: „Du hast beim

Eid recht," laut und herzlich sagen. Hier und da, aus irgendeinem Anlaß drückten sie sich über dem Tisch die Hand, oder Christian sprang eifrig auf, um dem Vater einen Dienst zu tun, oder dieser ersetzte dem Sohne mit schmunzelndem Behagen eine kleine Geldausgabe, von der er erfuhr, und die Christian zu irgendeinem persönlichen Vergnügen gemacht.

Das waren die guten Stunden gewesen, dachte Meieli. Wieder hob ein zitternder Atemzug ihre Brust. Wieder hingen zwei Tropfen an ihren Lidern und wuchsen und fielen schwer in den Schoß. Und sie waren heißer denn die ersten und bekamen Nachfolger, so daß aus den Tropfen ein Schauer wurde.

Meieli Blochinger wußte, daß sie — ein Störenfried war. Sie hatte es den langen Winter hindurch und neben jenen friedlichen Stunden hin gelernt. Wenn sie jetzt die beiden Männer fragte: Ist es nicht so? so würden sie heiße Köpfe bekommen und würden in zornigem Kummer sagen: Kennst du uns so schlecht, daß du nicht einmal merkst, wie wir dich über Maßen gern haben! Und dennoch — dennoch war es so! Wie es aber gekommen, das wußte niemand, und so still, so aus nichts war es gekommen, daß niemand die Ursachen und die Anfänge würde finden können. Zuerst — laß sehen — war es wohl bei Christian gewesen. Er hatte sie, seine Stiefmutter, manchmal, wenn ein Zufall sie allein beisammen ließ, so angesehen, so mit verstaunten Augen, so, als wüßte er selber nicht darum. Und dann plötzlich und wie erwachend war er rot geworden. Wieder einmal hatte er ihr ganz still und heimlich eine schöne Blume in ihr Kirchengesangbuch gelegt, und als sie ihn

gefragt, ob er das gewesen und ihm für diese Sohnesliebe hatte danken wollen, war wieder das Erröten und die große Befangenheit über ihn gekommen, als ob er ein Unrecht getan hätte. Rot wurde er, wenn sein Blick dem ihren begegnete, und wenn sie sich die Hand gaben. Hier und da fühlte sie auch, daß er ihre Hand länger und fester hielt und plötzlich erschrak, so daß seine Finger zuckten und er sich abwenden mußte, als dürfe er ihr das Gesicht nicht zeigen. Zuerst hatte das alles sie in Staunen gesetzt. Dann konnte sie es nicht helfen, daß auch sie heiße Backen bekam, wenn sie Christians Verlegenheit sah, und jetzt — jetzt klopfte ihr manchmal das Herz so seltsam, wenn sie seine Schritte hörte oder wenn er in der Nähe war. Sie dachte jetzt auch manchmal schon zum voraus daran, ob er ihr zum Gutenachtgruß die Hand wieder so drücken würde, und manchmal — manchmal schien es ihr, als ob sie sich über den heimlichen Händedruck freute. So war das fremde Wesen von ihm zu ihr übergegangen.

Aber der Vater wußte auch schon darum. Einmal beim Schlafengehen auf ihrer Kammer hatte er sie gefragt: „Was ist denn mit Christian? Er ist oft so sonderbar, als ob er Angst hätte."

Damals log sie, sie hätte noch nichts bemerkt und — die Menschen seien eben nicht immer gleich im Gemüt. Sie wendete dabei ihrem Manne den Rücken zu, denn sie war nicht sicher, ob nicht Verwirrung in ihrem Gesichte zu lesen gewesen wäre, und sie fürchtete sich, sie ihm zu zeigen. Sie suchte auch gleich nach einem andern Gesprächsstoff und fühlte eine große Erleichterung, als Blochinger die Sache fallen ließ und

willig auf die andern Dinge einging, von denen sie hastig sprach. Hatte nun ihr Mann seither auch der Angelegenheit keine Erwähnung mehr getan, so wußte doch Marie, daß er, wie es beider Männer gute und freie Art war, Christian selbst zur Rede gestellt hatte. Welche Worte dabei gefallen waren, erfuhr sie nicht. Christian hatte wohl einen für den Augenblick zufriedenstellenden, vielleicht auch einen ausweichenden Bescheid gegeben; denn der Vater hatte ein paar Tage wieder sein altes heiteres Wesen. Es fiel nur nach und nach abermals von ihm ab.

Seither aber war das Fremde zwischen ihnen dreien, das Unbestimmte, Nichtgreifbare. Sie versuchten natürlich und heiter miteinander zu sein, und es wurde doch etwas Erzwungenes und Trübseliges. Wohl kamen die guten Stunden wieder, in denen Spiel oder Arbeit sie aus dem eignen Grübeln rissen und sie bei gemeinsamer Anteilnahme an Äußerlichkeiten glücklich übereinander waren. Aber diese Stunden wurden selten, immer seltener. Es war eine dumpfe schwüle Luft in Haus und Stuben.

Darum ersehnte Meieli den Frühling so.

Da würden die Männer draußen in Luft und Sonne werken und vor lauter Arbeit nicht an sie denken. Und wenn sie heimkamen, sollten alle Fenster offen und alle Stuben voll Sonnenschein stehen, und sie selbst wollte von den heiteren Tagen die alte Heiterkeit lernen und jenen das Willkommen geben, das ihnen das Haus gemütlich machte. —

Hei, wie der Sturm sauste! Der pulvrige Schnee strich am Fenster hin. Manchmal tönte es wie Fingerklopfen!

Wa — was?

Meieli Blochinger, die noch immer auf der Ofenbank saß, erschrak und starrte nach der Tür, die von außen ganz langsam aufgestoßen wurde, als ob jemand nur eben in die Stube schauen wollte. Nun erblickte sie auch wirklich einen Mann, der, in einen schwarzen Mantel mit hochgeschlagenem Kragen ganz eingehüllt, auf der Schwelle stand. Er war nicht sehr groß. Der weiche Filz saß ihm ins Gesicht gezogen. Nur wenig von der bleichen Stirn und den Wangen war sichtbar, aber die Augen suchten Marie, und an den merkwürdigen, nachthaften, von den feinen schwarzen Brauen scharf überstrichenen Augen erkannte sie Herrn Eusebius Fuchs, den Apotheker.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er. „Ich habe zweimal geklopft, aber ich bekam keine Antwort. Und da das Haus wie ausgestorben schien, wollte ich mich überzeugen, ob wirklich niemand daheim sei."

Die junge Frau stand auf. Sie hatte gegen Fremde eine schlichte, warme Freundlichkeit. Nichts verriet ihre vorige trübe Stimmung. Sie entschuldigte sich, daß sie das Klopfen über dem Sausen des Sturmes überhört hatte, und bat den Gast, einzutreten.

Fuchs nahm draußen Hut und Mantel ab, die mit Schnee über und über beworfen waren. Dann kam er herein.

„Bei solchem Wetter ist man auf Besuch nicht gefaßt," sagte Meieli und bot dem Apotheker einen Stuhl.

„Mich hält kein Unwetter zurück," sagte er mit seiner leisen, weichen und schönen Stimme. „Ich war sicher, daß ich heute hier die Leute zu Hause

treffen würde, und zugleich machte es mir Vergnügen, mich ein wenig zausen zu lassen. Ihr Mann — oder Ihr Sohn —" unterbrach er sich, „einer von beiden ist doch wohl zu sprechen?"

Marie schickte sich an, einen der Männer zu rufen.

„Ich kam wieder wegen eines Fuders Holz," erklärte Herr Eusebius. „Wir glaubten mit Brennmaterial auszureichen, allein wenn der Winter noch so böse Miene macht wie dieser Tage, muß man sich vorsehen."

Die junge Frau ging.

Es dauerte nicht lange, bis sie wiederkam und meldete, daß ihr Mann sogleich da sein werde.

Herr Eusebius sah sich in der sauberen Stube um. Schärfer noch ruhten seine Blicke auf der Erscheinung der Bäuerin. Es war ihm beim Eintritt gewesen, wie wenn sie geweint hätte. Noch jetzt war an ihren Lidern eine leise Röte.

Ein starker Schritt erscholl im Flur. Man stampfte Schnee von den Füßen. Dann kam Fritz Blochinger, der Bauer, herein.

„Das ist schon ein Wetter," sagte er mit starker Stimme. „Ich habe gemeint, heute ginge nur, wer müßte, aus dem Hause."

An seiner Hose klebte noch ein Schneerest. Er las ihn mit der Hand hinweg und warf ihn in den Ofen.

„Von den Füßen kann man ihn noch schütteln," sagte er, „vom Kopfe nicht mehr."

Es sollte ein Scherz sein, mit dem er sich dem Gaste, ihn begrüßend, zuwendete. Herrn Eus[illegible] war es, als ob ein Seufzer in der Brust b[illegible] die Worte heraus waren.

„Also, Sie haben wirklich den Gang hier herauf nicht gescheut?" frug der Bauer wieder, und der Apotheker gab abermals Bescheid: „Ich habe Ihrer Frau schon erklärt, mich hält kein Wetter zurück."

Dann sprachen sie von Geschäften.

Meieli trug, wie es Sitte, Wein und Brot auf. Der Apotheker mußte Bescheid trinken, als sie um ein paar Klafter Brennholz, das er nicht erst zu sehen verlangte, handelseinig geworden.

Während sie so am Tische saßen, kam Christian herein. Er wußte von nichts und stutzte. Als er den Gast erkannte, wurde er weiß im Gesicht und war einen Augenblick außerstande zu reden.

„Trink ein Glas mit, Christian," lud der Vater ein. „Du siehst, die Stadtherrn sind manchmal so-wenig heikel wie wir mit dem Insfreiegehen."

Christian gehorchte. Er begrüßte den Gast, nahm das volle Glas, das der Vater ihm bot, und stieß mit beiden an, aber die Hand zitterte ihm, und als Herr Eusebius auch der jungen Frau höflich zutrank, schlug eine Blutflamme ihm ins Antlitz. Es kam plötzlich und entging keinem. Eine verlegene Stille fiel zwischen sie. Nur der Apotheker heftete den Blick kühl und fest auf den verwirrten Menschen.

„Eigentlich sollte die Hausfrau auch mittrinken," sagte er mit scharfer Betonung. „Auf das Wohl Ihrer Mutter, Herr Christian," fügte er hinzu und stieß sein Glas nochmals an das des jungen Bauern.

Der murmelte ein „Zum Wohl", aber er hielt sich kaum aufrecht. Es war, als ob ihn die Angst schüttle. Auf der Stirn perlte ihm der Schweiß.

Meieli konnte es nicht mit ansehen. Sie trat hinweg und ging aus der Stube. Was war denn mit Christian?! Was — was hatte sie selber?! Mein Gott, mein Gott, was sollte denn werden?!

Aber mit kühler Ruhe führte Herr Eusebius das Gespräch auf harmlose Wege. „Was macht Ihre Gicht, Herr Blochinger? Sie spüren wohl gar nichts mehr, haben sich selber verjüngt mit dem jungen Reis, das sie auf Ihren Stamm gepfropft haben."

„Wetter wie heute merke ich wohl noch," sagte der Bauer. Er war mit dem Gedanken nicht recht bei der Sache, obgleich er mit großer Kraft sich zwang, den Gast nichts merken zu lassen. Die Frage, was Christian fehle, lag ihm auf der Zunge. Er sah auch, daß Marie fortlief, fortlief wie eine, die es vor Unbehagen nicht mehr aushält. Ein Würgen saß ihm in der Kehle. Er meinte aufbrüllen zu müssen! Was — zum Teufel, habt ihr denn? Aber er verbiß das. Seine Zähne saßen wie Stahlschließen aufeinander.

Mit klarer, langsamer, fast lässiger Stimme erzählte Herr Eusebius von Kunden, die er hatte und die auch an Gicht litten, gleichgültige Geschichten: „Der versucht das und jener das," sagte er. „Salizyl und Tee und Zitronensäure und hundert Dinge. Schließlich ist Ihr Mittel einer innerlichen Verjüngung das beste."

Dann kam er auf andre Gebrechen und klagte lachend: „Was ist das für eine morsche Welt!"

Die andern beiden brauchten jetzt nicht mehr zu reden. Er sprach allein, erhob sich sprechend, nahm immer plaudernd seinen Mantel vom Nagel im Flur,

verabschiedete sich und trat, alles gemach, leise, wie spielend, hinaus in den Schneesturm, der noch immer anhielt.

Christian folgte ihm. Er legte es darauf an, mit ihm gleichzeitig aus der Tür zu kommen. Er wollte nicht mit dem Vater allein sein. Und der sausende Schnee war ihm recht. Vielleicht machte er ihm den wirren Kopf heiter.

Der Bauer trat von der Haustüre, bis zu welcher er den Gast geleitet hatte, in die Stube zurück. Mitten in derselben blieb er stehen und sah sich um. Was — was war das nur? War die Decke heute so besonders tief, als ob sie auf einen herunterfallen wollte? Oder gab der Ofen so heiß? Oder — oder —

Er legte beide Hände vor die Brust und riß an den Kleidern, als ob diese ihm eng wären. Aber es half nichts, der Atem ging ihm nicht leichter. Jetzt lauschte er. Marie, seine Frau, kam nicht wieder. Wo blieb sie? Was mochte sie denn so Eiliges zu tun haben, daß sie nicht mehr kam, auch dem Apotheker nicht ade gesagt hatte? Kam — kam sie absichtlich so lange nicht? Hatte sie Scheu, zu kommen?

Hinter Blochingers Stirne zuckte ein Gedanke. Er war wie ein Flammenblitz.

Bah, nein, nein!

Er ballte die Fäuste, daß ihn die eignen eisenharten Nägel schmerzten.

So etwas zu denken!

Dann ging er hinaus und in den Schuppen hinüber. Christian begegnete ihm. Aber sie sagten nichts zueinander.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Die Lampe brannte in der Wohnstube. Der Ofen gab eine behagliche Wärme. Draußen hatte der Sturm nachgelassen; aber der Schnee klebte noch an den Scheiben, und es bildeten sich Kristallblumen daran. Wer durch eine der noch freien Glasstellen blickte, der sah einen wundersam blauen, von den Sternen wie von glühweißen Lanzenspitzen durchstochenen Himmel. Es wollte eine Frostnacht werden.

„Der Birnbluft im Unterland ist verloren," sagte Blochinger, der Bauer. Es war fast das erste, was er sprach.

Die Familie saß am Abendessen, die alte Magd mit am Tisch. Der Magd zulieb machte dann und wann eines eine Bemerkung. Hereingekommen waren sie eigentlich alle drei mit heiteren Gesichtern und dem Bemühen, harmlos zu erscheinen. Eines suchte indessen gleichsam in des andern Zügen: Hast du da noch etwas von dem Merkwürdigen, Ungewohnten, das heute mittag darin gewesen ist? Dieses ängstliche Suchen verdarb ihnen gleich zu Anfang die Ungezwungenheit.

Aber sie schleppten sich mit Reden und Gleichgültigtun über die Mahlzeit hinweg.

Sie wurden schweigsamer gegen Ende. Die Lampe schien ihnen trüber zu brennen. Die anfänglich behagliche Wärme des Ofens wurde ihnen lästig. Christian wand sich in seinen Kleidern. Marie sagte: „Ich muß nachher Wasser ins Ofenloch stellen; es ist heute so trocken heiß."



Keines von allen dreien wußte, was nach der Mahlzeit werden würde. Aber sie fürchteten etwas. Am klarsten empfand Christian, daß er bald aufstehen und in seine Kammer gehen müsse. Dabei machte er eine Entdeckung, die ihm Herzklopfen bereitete. Vom Tisch zur Tür waren sechs lange Schritte. Wenn der Vater ihn zurückrief, ehe er die Tür hinter sich geschlossen hatte! Es war sonderbar. Er fürchtete sich vor dem Gang zur Tür wie vor einer großen weiten Reise.

Endlich stand die Magd auf und begann abzutragen. Meieli ging ihr geschickt zur Hand.

Der Tisch wurde schnell leer, zu schnell für Meieli. Als sie nach dem letzten Gang in die Küche wieder vor die Wohnstubentür kam, stockte ihr der Atem. Sollte sie wieder hineingehen? Aber, mein Gott, sie konnte doch nicht wegbleiben! Was würden die Männer denken?

Gerade, als sie wieder über die Schwelle schritt, war Christian auf seinem Wege zur Tür. Er hatte so lange die Zeitung gelesen. Das tat er alle Abende, so hatte er es auch heute tun müssen. Was er las, wußte er nicht. Vater Blochinger stand an seinem Schreibtisch und zählte Geld, das der Postbote am Nachmittag gebracht hatte. Jetzt hob er die Augen über die Brille und sah nach dem Sohne.

„Wo gehst du hin?" fragte er. Sein Gesicht war ein wenig grau und faltiger als sonst.

Christian murmelte etwas von einer Arbeit, die er noch zu tun hätte.

„Bleib noch," sagte Blochinger und schloß seinen Schrank.

Die junge Frau ging zum Tische und setzte sich.

Auch Christian ließ sich wieder auf seinem Stuhle nieder.

„Weil wir jetzt allein sind, wollen wir einmal miteinander reden," begann Blochinger, indem er zu den andern herüberkam.

Meieli hatte eine Handarbeit genommen, aber sie kam nicht zum werken, die Finger wollten nicht.

Blochinger setzte sich mit einem Achzen, und dann war eine kleine Stille, in denen sie beinahe eines des andern Herz klopfen hören konnten.

Jener sah die beiden an.

„Jetzt sagt mir doch, was ihr habt," bat er. Er wollte ruhig sein, aber die Lippen und die Hände zitterten ihm.

„Wieso?" fragte Meieli und hob die klaren und arglosen Augen. Die Schwere, die so lange über ihr gelegen hatte, fiel in diesem Augenblick ab, denn sie war sich jetzt bewußt, daß sie ja nichts Unrechtes wollte, mochte ihr auch vorher seltsam und verwirrt zumute gewesen sein, und aus diesem Empfinden des schließlichen Gewappnetseins gegen alles Böse kam ihr eine große Gewissensstille und auch eine äußere Ruhe.

Blochinger schüttelte den Kopf. „Wir wollen einander nichts vorlügen," fuhr er weiter. „Es ist etwas zwischen uns. Ich kann nicht sagen, was es ist, aber es stört etwas unsre schöne, immer gewesene Zufriedenheit. Das — müßt ihr zwei doch auch fühlen."

„Das wohl," antwortete Meieli, „ich habe es auch so empfunden; es ist, wie wenn wir nicht so frei miteinander reden würden wie sonst."



Sie suchte die Augen ihres Mannes, und als sein Blick dem ihrigen begegnete, quoll es mächtig wie Rührung und Erlösung in ihm auf, weil ihre Augen so ruhig und lauter waren.

Beide wendeten sich Christian zu. Da aber geschah das Besondere, Gewaltige, daß die kaum gewonnene Ruhe von der jungen Frau abermals abfiel. Da war auf einmal die Erinnerung, was für ein merkwürdiges Wesen zwischen ihm und ihr letzlich gewesen war. Plötzlich war ihr wieder zumute wie am Morgen, da sie allein am Ofen gesessen hatte. Sie wußte jetzt die kleinen Vorfälle wieder, wie der da, der Christian, sie angestaunt und wie er ihr die Hand gedrückt. Die Gewissensstille zerbrach. Das Blut strömte ihr ins Gesicht. Herrgott, wie der Mensch, der Christian da, aussah! Was hatte er nur? Und — wiederum — was war mit ihr selber? Daß sie sich an seinem Händedruck gefreut und — und darauf gewartet hatte, das — das war Unrecht — ja, das war es!

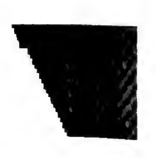
„Dann, so sprich du, Christian," sagte Blochinger. „Dann ist es — Was hast du denn, wie siehst du denn aus?"

Christian gab keine Antwort. Er saß gebückt da, die Hände auf die Knie gelegt, kalkweiß, halb erschreckt und halb wieder wie zornig.

„Siehst du — so merkwürdig — wie jetzt — bist du mir schon mehr denn einmal vorgekommen," sagte der Vater. „Jetzt will ich einmal wissen, was du hast."

Noch immer schwieg der andre.

Blochinger schaute seine Frau an und sah ihr tiefes Erröten. Die Furcht stand ihr in den Augen.



Er meinte aber, daß es Mitleid mit dem Sohne sei. Er fuhr deshalb auch fort, herzlich zu sprechen: „Sei offen, Christian. Hast du an mir etwas auszusetzen? Möchtest du etwas anders haben als es ist? Sprich!"

Er legte die Hand auf den Rücken des Sohnes.

Der zuckte zusammen. Mit den Händen fuhr er sich nach dem Kopf und hielt sich die Ohren zu. Seine Finger wühlten in dem blonden dichten Haar. Auf einmal stöhnte er: „Die Mutter soll hinaus."

Meieli stand auf. Es war ihr weh. Alles ihretwegen! Ihretwegen! Sie hätte sagen mögen: Laßt mich wieder hingehen, woher ich gekommen bin. Laßt mich nur fort, ihr beide! Und habt wieder Frieden miteinander! Aber sie brachte das nicht heraus.

„Geh einen Augenblick," sagte Blochinger ganz leise, als dürfe er eines Kranken wegen nicht laut sprechen. „Er will mit mir allein reden."

„Ja, ja," nickte Marie. Sie schob mit den weichen Händen den Stuhl zum Tisch. Dann war es, als ob sie zu Christian noch etwas sagen wollte, und dann ging sie.

Man hörte ihren leichten Schritt nicht. Und so war sie immer im Hause gegangen, keinem im Wege, einfach, dankbar und gut.

Blochinger schwankte einen Augenblick, ob er ihr nicht nachgehen sollte, ob sie nicht seine Hilfe geradeso nötig habe wie der Bub. Es war ihm, sie halte sich nur mit Mühe aufrecht. Aber er blieb neben dem Sohne sitzen. Die Tür fiel ins Schloß. Das Schnappen der Falle tönte merkwürdig hart durch die Stube.

Jetzt fielen Christians Arme nieder, und dann drehte er sich langsam und richtete sich auf und legte die Arme auf den Tisch. Seine Augen waren rotunterlaufen, obgleich er nicht geweint hatte. Er sah aus wie ein Sinnloser. „Vater, ich muß fort," sagte er, und dann rascher, die Worte sich überstürzend: „Lasse mich fort. Gib mir Geld! Ich will nach Amerika! Oder sonst wohin! Nur weit fort."

„Warum denn?" fragte Blochinger.

„Das kann ich dir nicht sagen."

„Das wäre sonderbar, wenn du es nicht sagen könntest. Wir haben, soviel ich weiß, nie voreinander aus irgend etwas ein Geheimnis gemacht und sind gut dabei gefahren."

Christian zuckte nur mit den Schultern und saß dann mit über den Tisch gebogenem Oberkörper und hängendem Kopf da.

Blochinger stand auf. Zuerst empfand er Zorn über des Sohnes ungewohnte Verstocktheit. Dann sausten ihm Scharen von Gedanken durch den Schädel. Konnte der Bub etwas auf dem Gewissen haben? Irgendeinen Streich? Irgend etwas Böses sogar? Vertrug er sich am Ende im stillen mit der Stiefmutter nicht und hatten beide nur vor seinen Augen die Einträchtigen gespielt, um ihm Freude zu machen? Oder — oder vertrug er sich mit — Marie zu gut? Zum zweitenmal kam ihm dieser Gedanke, der ein Verdacht war. Kleine Züge und Ereignisse tauchten in seiner Erinnerung auf und gaben dem Gedanken recht. Und nun dieser Verdacht festere Gestalt gewann, rechnete er ab damit. Warum sollte es nicht möglich sein? Die beiden waren jung, beide waren

Menschen, an denen man wahrhaftig Freude haben konnte, und — sie wohnten so eng beisammen und — man hatte schon mehr von dergleichen gehört. Sie hatten sich wohl dagegen gewehrt, das war gewiß! Darum — wollte der Bursche vielleicht auch fort. Und — halt — da hatte er selber, Blochinger, ja auch Schuld. Er hätte daran denken sollen, ehe er die junge Frau geheiratet! Er hatte für so etwas ja geradezu Boden geschaffen!

Der Bauer merkte jetzt, daß ein schwerer Schatten über seinem Hause stand, allein im Augenblick, da er ihn zu erkennen glaubte, wurde ihm wie leichter ums Herz: Gegen etwas, was man kannte, konnte man sich wehren! Er trat wieder zu Christian. „Hör jetzt, du," sagte er streng und faßte ihn mit harten Händen an. „Zum letztenmal verlange ich Bescheid. Hast du irgend etwas angestellt? Der Mensch fällt manchmal in Betäubtheit und weiß nicht, was er tut. Sag es mir! Du weißt, ich habe mich gut zu dir gestellt, solange ich Freude an dir hatte. Ich will auch zu dir stehen, wenn du auf irgendeinen falschen Weg geraten bist."

Christian schwieg.

„Ist dir nicht wohl im Hause? Sagt dir meine Heirat am Ende doch nicht zu?"

Christian schwieg.

„Ist — ist etwas mit dem Meieli?"

Blochinger zögerte mit dieser Frage. Er brachte sie schwer heraus, aber er sagte sie doch.

Und nun — vielleicht war der gütige Ton, mit dem der Vater gefragt hatte, schuld daran — stand Christian auf und sah ihn wieder an. Es war

etwas Ehrerbietiges in seiner Haltung. Etwas Ehrfurchtsvolles war auch in seinem Herzen. Er fühlte sich klein und sah den andern groß, weil er empfand, daß er die Wahrheit erriet und doch der alte, ruhige und kameradschaftliche Vater blieb. Jetzt sprach er: „Einmal vor mehreren Jahren bin ich in der Apotheke gewesen, hier in Weltwil. Es war für dich, Vater. Da fragte mich der Fuchs — der Apotheker — etwas Merkwürdiges. Ob — ob ich nicht mein eigner Herr und Meister sein möchte? Das hat mich ein paarmal geplagt wie ein giftiger Mückenstich. Ich wußte, daß ich es lang gut hatte, wie ich es hatte, und doch kam manchmal so ein Gedanke, daß andre Söhne auch eigne Gewerbe hätten, wenn sie ins Alter kämen. Das — die Unzufriedenheit, die dann eine Weile wie Gift im Blute war, verging. Ich war froh, daß alles war, wie es war. Dann kam es, daß du wieder heiratetest, Vater. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber der Apotheker — ich — ich habe wie eine Angst vor dem Mann — warf auch da einmal ein so sonderbares Wort hin. Im Sinn habe ich es nicht behalten. Aber — er sagte ungefähr, daß das Recht zu heiraten mehr bei mir als bei dir gelegen hätte. Es hat mir auch Mühe gemacht, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß wir beide nicht mehr allein sein sollten. Aber als — ich — die Mutter sah, war ich es bald zufrieden und begriff dich — ganz gut, Vater. Manchmal mußte ich an den Apotheker und seine merkwürdigen Reden denken. Und dann — wie das ist und geworden — das kann ich nicht sagen und erklären, auch nicht, wenn ich es zum erstenmal spürte — es kam so allmählich alles

wieder: die Gedanken, warum bist du nicht dein eigner Herr? Warum hast du nicht einen Hausstand gründen können statt des Vaters? Das war im Anfang — als — die Mutter ins Haus kam. Und es waren Gedanken, die logen und hinter denen im Grunde etwas andres stand. Sie hätten heißen sollen —" Er stockte, wurde glührot und sah den Vater an, als fragte er: Wirst du mich schlagen? Dann fuhr er fort: „Heißen sollen: Warum ist — ist das Meieli nicht deine Frau und sitzest nicht du mit ihr da im Gut?"

Blochinger wendete sich um und ging in die Stube hinaus. Nun die Wahrheit wirklich herauskam, packte es ihn doch, wie wenn ihm Eiswasser über den Rücken liefe. Er begann auf und ab zu schreiten.

Christian sprach weiter, wie einer, der in verzweifelter Beichte alle Sünden von der Seele schreit. Nur schrie er nicht, sondern sprach fast leise und hastig: „Ich kann dir nicht sagen, wie das hier innen gebrannt hat und brennt, heiß wie ein Durst und dann wie ein Fieber und immer ärger Tag für Tag, Neid, Neid! Warum hat der Vater alles und du nichts? Und manchmal hasse ich dich, du braver Mensch, der mir nie etwas zuleid getan hat. Und manchmal hätte ich dich erwürgen können und — und habe dich doch gern wie von Kind auf und — das Meieli — ja, glaubst du, daß das einer aushalten kann? Darum will ich fort — weiß ja, daß ich fort muß. Dann — dann könnt ihr Frieden haben — und —"

Das Auf- und Abgehen des Vaters schien ihn zu ängstigen. Er wußte nicht, was dieser dachte, nicht,

was nach diesem erregten Hin und Her kommen würde. Er trat vor und wollte den Bauern in seinem Schreiten aufhalten. Er berührte ihn indessen nicht, obgleich er die Hand erhob. „Sag etwas, Vater," bat er. Die Furcht stand ihm in den Augen.

Da der andre ihm so den Weg vertrat, sah Blochinger auf. Er steckte mechanisch die Hände in die Tasche. Sein Kopf war von all dem voll, was diese Stunde ihm entdeckt hatte.

„Was soll ich sagen, Bub?" sprach er ruhig. Nur stand auch in seinem Blick ein Ausdruck leiser Angst, wie wenn er nicht aus noch ein wüßte. „Der Anfang des Unglücks ist dort, wo ich mich entschloß, noch einmal zu heiraten. So ist der Anfang der Schuld ja wohl auch bei mir."

Christian lehnte am Tisch. Er widersprach: „Nein, das mußt du nicht sagen. Das ist dein gutes Recht gewesen. Und ich hätte mich fügen sollen. Ich habe es auch versucht. Es ging nur nicht. Und — eben darum will ich mich aus dem Wege räumen."

„Meinst du, daß damit alles gutgemacht sei?" fragte Blochinger. Er hatte die Augen am Boden wie ein schwer Grübelnder.

Die Frage gab Christian zu denken, sie riß Abgründe vor ihm auf.

Der Vater fuhr weiter: „Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß wir miteinander irgendeine Uneinigkeit gehabt haben."

„Das ist wahr," sagte Christian.

„Es ist schön gewesen alle die Jahre hindurch. Und ich habe mit einer so großen Freude und Sicherheit das — Meieli ins Haus gebracht."

„Ja, ja," bestätigte Christian abermals.

Der Vater sprach weiter: „Was soll man den Leuten sagen? Wo nie jemand daran gedacht hat, daß wir zwei uns trennen könnten?"

Stille folgte diesen Worten.

„Es gibt nichts andres," sagte Christian nach einer Weile.

Gerade da ging leise die Tür auf. Marie sah herein. „Kann ich noch immer nicht kommen?" fragte sie, und sie sahen ihr an, wie sie gewartet und sich vor Unruhe verzehrt hatte. „Ich weiß ja doch," fuhr sie fort, „wovon ihr redet und — und — es geht ja mich auch an, viel an. Ich habe es vorher nicht so gewußt, aber jetzt, während ihr mich fortgeschickt habt, ist es mir klar geworden."

„Er will fort," sagte Blochinger, auf Christian weisend.

Marie kam herein.

Den beiden Männern lief es wie eine leise Wärme durch die Seele, als sie näher trat. Sie hob die Hände auf; wie um Kraft zu gewinnen, hatte sie die Finger ineinander gelegt. „Warum soll er fort?" fragte sie. „Ihr habt ja so gut zusammengelebt, ehe ich gekommen bin und — es kann doch wieder ungeschehen gemacht werden, was mich hergebracht hat. Ich finde schon ein Plätzchen zum Leben und — und Arbeiten."

Blochinger stieß einen Ton aus, der wie ein stöhnendes Nein klang. Er trat zu seiner Frau und nahm ihre Hand.

Sie schluchzte und suchte es zu verbergen. „Es ist ja doch alles wegen mir," sagte sie.

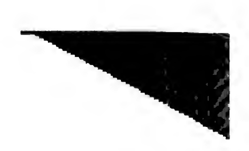
Es lag vielleicht in Blochingers Haltung die ganze große Liebe, die er für sie trug, und Christian sah, daß, wenn da etwas auseinander brach, dem Vater die Lebenskraft zermorschte. Er war auf einmal entschlossen und stark. Es mochte ein Aufflackern von Stärke sein, aber er hatte, wie er, den blonden Kopf aufgeworfen, dastand, etwas Frisches und Junges. „Nein, nein, nein," sagte er mit klarer, sicherer Stimme. „Es ist an mir, zu gehen. Und ich sehe nicht ein, warum nicht alles gut sein sollte, wenn ich nicht mehr da bin. Morgen früh gleich will ich zu Stadelmann, dem Auswanderungsagenten, hinunter."

Als gäbe es nichts weiter zu erörtern, schritt er rasch zur Tür.

Die beiden Eheleute sprachen nichts weiter. Sie fühlten, daß sie miteinander reden sollten und konnten doch nicht. Zu viele Gedanken drängten auf einmal nach Äußerung.

Sie sprachen auch in den nun kommenden Tagen sich nicht über den eigentlichen Kern der Geschehnisse gegeneinander aus. Die Tatsachen überraschten sie gleichsam und zwangen sie, zu Äußerlichkeiten Stellung zu nehmen, ohne daß sie noch einmal auf den Grund der Dinge hätten blicken können.

Christian war am andern Morgen der erste im Hause. Er ließ sich vor dem Vater erst sehen, als er schon beim Agenten gewesen. Dann sprach er von den Kosten der Reise, dem Abfahrtstage des Schiffes, seinem Ziele Newyork. Bescheiden, aber entschlossen fragte er, was der Vater ihm mitgeben könne und setzte ihm auseinander, wie er gehört habe, daß tüchtige



Arbeitskräfte drüben sehr gesucht und seine Aussichten für ein Auskommen daher ganz sichere seien.

Hier unterbrach ihn Blochinger und brachte zum erstenmal ihre Vermögenslage zur Sprache: „Ich will nicht, daß du drüben als Knecht anfängst," sagte er. „Ich habe dir hier alles ruhig überlassen können. So kann ich es dir auch anvertrauen, daß du an einem andern Ort dir ein eignes Heim gründest. Ich will dir freie Hand und Mittel geben, daß du drüben eine Farm kaufen kannst."

Christian schüttelte den Kopf, aber dem Vater kam ein neuer Gedanke. „Übrigens," warf er ein, muß es denn Amerika sein? Suche dir doch irgendwo hier im Land oder meinetwegen in einem andern Kanton ein kleines Gut. Vielleicht könnte man sich doch manchmal noch sehen und wäre nicht so weit auseinander, daß man einen nicht einmal zum Sterben heimrufen kann."

Christian antwortete darauf nicht. „Ich habe die Fahrkarte schon bestellt und angezahlt," sagte er, wie um alle weiteren Erörterungen abzuschneiden.

Der Vater wußte, woran er war. Er fühlte, daß der andre fort, weit fort wollte, und wieder ließ er sich von der Tatsache, daß die Reise nun schon eingeleitet war, gleichsam überrumpeln.

Es war überhaupt eine Hast, eine Art Fieber in den Tagen, die sie jetzt lebten. Christian hielt sich durch seine Vorbereitungen in einer künstlichen Erregung. In Erregung wurden auch Vater und Mutter gehalten, indem jeder Tag ihnen ein neues Ereignis brachte, das den Abschied des Sohnes näher rückte. Jetzt kam ein fester Koffer ins Haus, den

Christian gekauft. Jetzt war er gepackt, und jetzt fuhr er ihn selbst mit dem Leiterwagen zur Bahn.

Und auf einmal war es auch da, daß er sagte: „Übermorgen muß ich abreisen."

Und das Morgen kam.

Und das Heute.

Es war wie herangewirbelt. Als ob jeder Tag ein Sturm wäre, der den Abschied näher triebe. Sie waren alle drei nicht zum Denken, noch weniger zum Reden gekommen. Oder vielleicht hatten sie es nicht gewollt, vielleicht war ihre Angst vor dem Reden und Denken zu groß. Christian hatte sicher wissentlich vermieden, noch einmal mit dem Vater um das Ob seines Wegganges zu rechten. Aber auch Vater und Mutter spielten noch immer Versteckens voreinander. Blochinger warf wohl manchmal ein Wort hin: „Jetzt hat Christian das Billett," oder: „Morgen verschickt er sein Gepäck," aber aus den Worten wurde kein Gespräch. Sie scheuten sich, Tiefen aufzudecken.

Nur über das Knechtsein hatten Vater und Sohn noch einmal Hin- und Widerrede geführt. Es war aber in Christian ein merkwürdiger und eigensinniger Stolz, daß er vom Vater nicht mehr Mittel annehmen wollte, als er eben für das sichere Einlenken auf den neuen Weg brauchte. Vielleicht war aber auch das kein Stolz, sondern eine heimliche Sorge, daß er den beiden lieben Menschen nichts entziehe, was zu ihrer Bequemlichkeit und Sorglosigkeit gehören konnte. Er ließ sich von dem Entschluß, in einen Dienst zu gehen, nicht abbringen. Alle Einwände schlug er schließlich mit dem Worte: „Ich weiß ja, wohin ich schreiben kann, wenn ich wirklich in Not sein sollte."

So aber wurde es heute, das Heute der Abreise.

Es war ein grauer, aber kein trübseliger Tag. Es schien keine Sonne; aber es war dennoch eine leise und wohlige Wärme und Stille. Der Winterrückfall war vorüber und die Spätsorten der Fruchtbäume kamen ins Blühen. Es spann sich noch kein Blütennetz über die Bäume, sondern es war erst jener leise Schleier über ihnen, jene Farbe zwischen Weiß und Grün, die der Landschaft etwas Verhaltenes, Geheimnisvolles gibt.

Christian war in Feiertagskleidern zum Frühstück gekommen. Sie sprachen vom Wetter, daß es angenehm kühl sei, die Zeit der Stürme jetzt wohl vorüber, daß er wohl eine gute Meerfahrt bekommen werde. Eine Stunde später wollte er aufbrechen. Er verließ bald die Stube wieder. Auch Meieli ging wortlos hinaus. Der Vater blieb allein zurück. Er saß vor seinem Schreibtisch und rechnete. Er wollte dem Sohne dennoch zuletzt einen Sonderzehrpfennig in die Hand drücken. Er hörte jenen oben in seiner Kammer und hörte ihn die Treppe herunterkommen und in den Stall hinübergehen. Er wollte wohl von den Tieren Abschied nehmen. Der Bauer hörte auch Meielis leise Schritte, manchmal da und manchmal dort. Nur herein kam sie nicht mehr. Es war eine sachte verhehlte Unruhe im Hause, als warteten zwei auf den Ablauf einer Zeit und wüßten nicht, wie sie die fehlenden Minuten noch töteten.

Blochinger war im Arbeitsgewand, hemdärmelig und das krause, weiße Haar unbedeckt. Die Arbeit lag nun wieder auf seinen Schultern, und er hatte nur einen Tagelöhner zur Hilfe seit — seit heute.

Aber die Arbeit vergaß er ganz. Auch er begann unbewußt auf den Augenblick des Abschieds zu warten. Seine Gedanken, die sonst so scharf und klar waren, verwirrten sich. Auf seiner Brust lag ein Druck, der ihm den Atem verschlug, und er hatte ein unbewußtes Verlangen nach dem Augenblick, da Christian gehen würde, vielleicht weil er ebenso unbewußt hoffte, daß es ihm Erleichterung bringen werde.

Nach einer Weile kam Christians Schritt wieder. Jetzt trat er ins Zimmer, einen weichen schwarzen Filz in der Hand und schwarz gekleidet. Es war etwas Sonntägliches an ihm. Der Gedanke mußte Blochinger durch den Kopf fahren: Was für einen schmucken Buben du hast! Vielleicht war er überhaupt bisher nicht völlig zur Erkenntnis gekommen, wie es sein werde, wenn der Hausgenosse nicht mehr da sein würde. Es schien ihm noch jetzt, als sei alles ein wüster Traum.

„Jetzt wird es allmählich Zeit," sagte Christian. Er sah nicht recht zum Vater auf, sondern suchte nach irgend etwas in der Stube, woran er sich zu schaffen machen könnte.

„Da, Christian," sagte Blochinger.

Er trat auf den Sohn zu und drückte ihm verstohlen ein Päckchen in die Hand.

Christian wollte sich wehren und nahm es dann doch.

Und nun packte es die beiden Männer, die nie viel Worte miteinander gemacht. Sie konnten auch jetzt nicht lange reden, allein sie drückten sich die Hand mit ihren ganzen Kräften, fühlten nicht, daß sie einander weh taten, stießen ein: „So, ade Vater,"

„ade Christian," heraus und lagen auf einmal Brust an Brust. Der Junge, Blonde weinte. Er war noch zu wenig lange aus den Knabenjahren heraus, als daß er das Weinen verlernt hätte. Die ganze Gestalt wurde von dem Schluchzen erschüttert. Der Alte, Weiße hatte auch Tränen, allein sie träufelten nur spärlich unter den Lidern hervor und versickerten in den Falten, die unter den Augen waren.

Endlich brachte Blochinger die halberstickten Worte heraus: „Es ist ja alles Wahnsinn. Warum sollen wir auseinander?"

Aber Christian sah mit schwimmenden Augen nach der Uhr. „Es ist Zeit," sagte er.

Ihre Hände lösten sich.

„Bleib gesund, Vater. Ich schreibe dann schon," sprach der Scheidende wieder.

Damit waren sie schon auf dem Wege zur Tür.

Draußen standen eine schwarze große Handtasche und ein Schirm. Christian nahm sie auf. Die alte Magd kam aus der Küche. Auch sie weinte. Sie wußte nicht, was alles das, was die Tage her geschehen, zu bedeuten hatte, sie fühlte nur, daß etwas Schweres über das Haus ging.

„Nein, aber nein auch," jammerte sie. „Wer sollte es auch glauben?"

Blochingers Blicke suchten seine Frau. Christian jedoch schritt durch den Flur ins Freie. Vielleicht wußte er, wo die Mutter war, vielleicht hoffte er ohne Abschied zu gehen.

Als sie vors Haus kamen, stand die junge Frau drüben unter einem der ins Blühen kommenden, schleierüberzogenen Obstbäume dicht am Wege. Das

Gras war hell und grün zu ihren Füßen. Zu ihren Häupten spannte sich die Baumkrone, die halb aus Laub, halb aus Blust geflochten war. Sie selbst trug ein dunkles Kleid. Schlicht fiel es an ihrer schmiegsamen Gestalt nieder und hatte am Halsausschnitt und an den Ärmeln weiße Spitzenaufschläge. Ihr Blick war wegaus gegangen, aber sie wendete sich um, als sie die Männer kommen hörte. Irgendwoher fiel es wie ein leises Licht auf ihren braunen Kopf. In ihren Augen standen keine Tränen, nur ein tiefer Ernst war darin.

Jetzt überholte Christian den Vater um ein paar langsame Schritte, und dann stand er vor ihr und streckte ihr die Hand hin.

Sie sah ihn kommen. Sein blonder Kopf war noch immer unbedeckt, denn wie in Gedanken trug er in derselben Hand mit Tasche und Schirm sein schwarzes rundes Hütlein. Marie sah, wie tapfer er sich hielt. Selbst ein Lächeln ging um seinen Mund. Da kam es ihr auf einmal wie eine Erkenntnis, daß alle Freude, welche sie im Hause gefunden, auf ihm gelegen hatte. Sie nahm die Hand, welche er ihr hinbot, aber sie war nicht Herr über sich selbst. Eine tiefe, unüberwindliche Verwirrung bemächtigte sich ihrer. Sie wußte, daß ihr Mann dabei stand und die Augen auf ihnen hatte. Sie gab sich Mühe, natürlich zu sein und ein paar Worte zu sagen, die schicklich waren. Sie murmelte auch etwas von glücklicher Reise und hoffentlichem Wiedersehen, aber ihre Jugend war noch nicht zahm genug, als daß sie nicht verraten hätte, was in ihr vorging. Die Erkenntnis leuchtete auf und blendete sie: das wäre der Rechte gewesen für dich! Der hat

dich und du hast ihn gefunden, heimlich, im stillen, und ohne daß weder du noch er es wußten. Das ist Gewalt, gegen die niemand etwas kann! Und ist Gewalt, die man nicht verlachen darf. Und die andre Erkenntnis glühte und brannte: Das ist jetzt ein Auseinander für immer! Sie fühlte in ihrem Innern ein Reißen von zähen Fäden. Es tat grausam weh. Und am Ende gingen alle die wohlgemeinten und schöngesetzten Worte unter und fielen aus den Gedanken. Und alles, was Meieli sagen konnte, war: „Ade, Christian." In diesen zwei Worten lag aber ein so mächtiger Ausdruck, daß es wie eine lange Rede war. Eine große Müdigkeit lag darin und zugleich eine Bitte: Jetzt möchte ich doch den Kopf da an deine Schulter legen, Christian. Und eine Klage: Warum gehst du denn? Und eine Frage: Ja, können, können wir zwei wirklich nicht zusammenkommen? Alles das lag in Maries Stimme und Haltung, und Blochinger, der Bauer, sah es sowohl wie Christian es sah. Und wenn es ihnen nicht ganz deutlich war, so ahnten sie es, und es ging ihnen nicht minder nah deshalb.

Christian hielt die Hand der Mutter und sah sie an, halb verwundert und halb so, als ob er stundenlang stehen und sie anstaunen könnte. Die Hände ließen einander los, ohne daß Christian etwas gesprochen hätte. Es hatte scheinbar nicht lange gedauert und war doch lang gewesen, so lang, daß Blochinger einen Stich im Herzen fühlte: Lassen die Hände einander immer noch nicht los?

Es geschah nichts Außergewöhnliches. Christian nahm den Schirm und die Tasche wieder, die er

einen Augenblick zu Boden gelassen. Jetzt war er schon im Begriff, wegab zu schreiten, und der Vater ging noch ein Stück weit neben ihm. Sie schritten beide dahin wie von einem Uhrwerk getrieben und ohne eignen Willen.

Sie hatten ausgemacht, daß niemand zum Bahnhof kommen solle. „Die Leute werden ohnehin genug zu reden haben," hatte Christian gesagt.

So blieben sie nach einer Weile zwischen den eignen Obstwiesen noch einmal stehen. Sie drückten sich die Hände. Ein Ade ging hin und her. Aber ihr Sprechen war wie ihr Gehen gewesen, wie von einem Uhrwerk getrieben.

Dann kam Blochinger den Hügel wieder herauf und Christian schritt bergab. Droben stand Meieli und sah ihm nach. Sie stand scheinbar nicht ganz fest. Einmal wankte der Körper seltsam, wie ein Stamm im Winde. Aber sie hing mit den Augen an dem Davonschreitenden, wie wenn ihr keine seiner Bewegungen entgehen dürfte, solange er noch sichtbar bliebe. Blochinger sah das alles, und in seinem Innern vollzog sich eine Wandlung. Da hatte bisher die Liebe zum Sohne gewohnt und die Trauer geschrien, daß er fortging, und die Erinnerung an alles, was wacker und tüchtig an jenem war, gelebt. Jetzt wuchs da etwas Dunkles auf und überwucherte alles andre. Es murrte etwas: Geh! Geh nur immer, du! Es war ein Zorn, der dem Scheidenden ein Schimpfwort hätte nachwerfen mögen, und daneben war doch ein wühlender Schmerz. Blochinger wußte, daß der Sohn etwas forttrug, was sein war, und was er nie zurückholen konnte. Er brauchte nur da



hinaufzusehen, wo Meieli, seine Frau, stand. Haha, er sah es schon. Sie — sie gäbe einen Teil ihres Lebens darum, wenn sie — Christian nachgehen dürfte. Das, das sah man ihr an!

Der Schmerz wühlte weiter in Blochingers Innerem, und er verwandelte sich in ein Brennen, das zehrte und stach und zuckte, und der Groll wurde wilder, darum, daß der, welcher dort davonging, etwas besaß, was er, Blochinger, selbst hätte besitzen mögen.

Er erreichte Marie. Beide machten unwillkürlich eine Bewegung, als ob sie zueinander sprechen und gemeinsam ins Haus gehen müßten. Dann schritt Blochinger stumm vorüber. Maries Blick aber zog etwas Übermächtiges abermals weghinunter, wo zum letzten Male Christians Gestalt zwischen Bäumen auftauchte und gegen die Stadt hin verschwand. Erst da wendete auch sie sich. Sie schritt langsam auf die Haustür zu, denn sie hatte Mühe, über ein Schluchzen Herr zu werden, das ihr in die Kehle stieg.

Die Eheleute konnten nicht vermeiden, daß sie einander wieder und sogleich wieder begegneten, allein sie setzten das große Versteckspiel fort. Sie sprachen nicht von dem, was jedes vom andern wußte und dachte. Sie waren gut zueinander. Sie gaben sich viel Mühe, noch mehr vielleicht als früher, einander zuliebe zu leben. Allein sie nannten Christians Namen nicht mehr, und weil sie fühlten, daß sie ihn nicht nennen konnten und durften, hatten sie einen Schatten zwischen sich und eine würgende Not in ihrem Innern.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Dame Siebenmann hatte eine Katze. Sie ging auf ebenso leisen Sohlen wie ihre Herrin und lief dieser nach wie ein Hündlein. Diese Katze wurde krank und litt so, daß sie die Augen verdrehte.

„Tragen Sie sie dem Packer hinunter, Fräulein," sagte Herr Eusebius. „Er soll sie totschlagen."

Darüber regte sich die Haushälterin sehr auf, fand, daß es eine Roheit wäre, das treue Tier auf diese Weise aus der Welt zu schaffen, und meinte, es könnte doch wieder gesund werden.

Der Apotheker bestritt das und sagte dann mit spöttisch verzogenem Mund und mit plötzlichem Einfall: „Ihre Gefühle können geschont werden, Verehrteste. Ich will der Katze ein Tränklein geben, das sie völlig schmerzlos in den Himmel solcher Vierbeiner befördert."

Als er das gesagt hatte, vergaß er der Katze und ihrer Herrin, und seine Gedanken gingen jäh einen andern und seltsamen Weg. Es fiel ihm die Zusammensetzung eines neuen Giftes ein, das er jüngst im Laboratorium zu erzielen gesucht. Allerlei feine Pflanzenbestandteile und Säfte hatte er vereinigt und wußte, daß der Trank eine furchtbar sichere und doch schmerzlose, ja das Leben unter einem Wohlempfinden auslöschende Wirkung haben werde.

Die Unterhaltung hatte in der Wohnstube stattgefunden, und hier stand Herr Eusebius noch einen Augenblick mit verschränkten Armen und vor sich hinsinnend. Er hörte nicht mehr, was das Fräulein

auf seinen Vorschlag antwortete. Er hantierte im Geiste schon mit Tiegel und Kochflamme. Wie ein Traumwandler begab er sich ins Laboratorium und blieb da wohl eine Stunde allein. Dann rief er den Ausgeher und hieß ihn die Katze holen, und als dieser das Tier brachte, ließ er den Provisor auffordern, aus dem Laden in den Arbeitsraum herüberzukommen.

Stillfried kam und fand Herrn Eusebius mit übereinandergeschlagenen Beinen auf seinem Drehstuhl sitzen. Vor ihm am Boden stand ein Holznapf mit einer weißen, milchähnlichen Flüssigkeit.

Noch hielt der Packer die Katze im Arm. „Sie wird nicht trinken," sagte er. „Sie nimmt seit Tagen nichts."

„Wir wollen sehen," antwortete der Apotheker. Er hob die schlanken weißen Hände und strich wie eine schöne Frau in versonnenem Spiel zu beiden Seiten des Kopfes die weichen, schwarzen Locken glatt. „Sollen wir," fragte er dann Stillfried, „die weichherzige Besitzerin dem feierlichen Tode dieses Tigertieres beiwohnen lassen?"

Der Alte sah ihn halb verwundert, halb mißbilligend an. Es war einer jener Augenblicke, in denen er den merkwürdigen Mann nicht begriff und ihn eine scheue Abneigung gegen jenen erfüllte. Die Lippen des Apothekers lagen hart aufeinander; aber ein Zucken und Zittern umflog sie, das jetzt ein Lächeln und jetzt ein böses Spotten schien. Die Augen standen wie dunkle Räder in dem bleichen Gesicht und flackerten von einer verhaltenen Glut, die gespannte Erwartung verriet.

Der Packer stand an der Tür. „Soll ich das Fräulein rufen?“ fragte er.

Aber Eusebius schüttelte den Kopf. Er lächelte jetzt wirklich. „Sie könnte uns nur stören,“ sagte er.

Dann erhob er sich von seinem Stuhle mit einer Bewegung, die wie ein Sprung war. Er nahm die Katze vom Arm des Packers. Das graugetigerte Tier miaute kläglich, als er es unweit des Napfes zu Boden setzte, und wollte auskneifen; aber er hielt es am Genick und drückte es zu Boden.

Und nun geschah etwas Sonderbares. Die Katze sog plötzlich den Duft der bereitgestellten Flüssigkeit ein. Sie schnupperte und verweilte wie gebannt auf derselben Stelle, obwohl Herr Eusebius sie losgelassen hatte.

Dieser hatte sich gesetzt. Er neigte sich vor. Seine Augen hingen an dem Tier. „Still,“ sagte er hastig und leise zu den Männern.

Der Hals der Katze streckte sich, die Nüstern waren gebläht. Langsam, mit dem Bauche den Boden streifend, schlich sie zu dem Napfe hin.

„Das hat Gewalt,“ flüsterte Eusebius Stillfried zu.

Der Packer stand mit offenem Maule.

Dann war es so still, daß das leckende Geräusch, mit welchem die kleine rote Zunge der Katze in die Flüssigkeit tauchte, hörbar wurde.

Das Tier trank. Fast bis zur Neige. Als es dann den Kopf hob, schleckte es behaglich die letzten Reste sich vom Maule. Es blinzelte nach den Männern und durch die Stube, setzte sich erst und legte sich dann. Zusammengerollt und den Kopf auf den eignen Pelz gebettet, lag es da. Ein behagliches Schnurren

wurde laut. Das dauerte eine Weile, wurde leiser und leiser, dann schien es, als fiele der Kopf kraftlos und unmerklich ein wenig nieder.

Herr Eusebius stand auf. Er lachte leise und schob mit dem Fuße das Tier beiseite. Der Leib war ohne Leben.

„Das nenne ich einen leichten Tod, das,“ polterte der Packer. Er nahm die Tierleiche, trug sie hinaus und suchte das Fräulein. Er wollte der erste sein, ihr das Ereignis zu erzählen.

Herr Eusebius wandte sich zu Stillfried. Sein Blick war wieder verschleiert, aber in seiner Stimme lag eine milde Weichheit. „Haben Sie das Leben erlöschen sehen?“ fragte er.

Der Weißkopf verneinte.

Da steckte der Apotheker seinen Arm durch den des andern. „Ich will Ihnen verraten, aus was der Trank besteht,“ sagte er, indem er mit ihm nach dem Laboratorium hinüber schritt.

„Gut, daß nicht viele darum wissen und die Herstellung nicht leicht ist,“ sagte Stillfried, als jener ihm die Mischung erklärt hatte. „Das könnte in der Welt böse Streiche spielen.“

Sie unterhielten sich lange über das heimliche, starke Gift. Dabei näherten sie sich der Ladentüre, und manchmal sah Herr Eusebius hinaus und erhaschte mit dem Blick ein flüchtiges Bild aus dem Leben der Gasse.

Der Klang einer Glocke unterbrach ihr Gespräch.

„Es läutet einem Gestorbenen,“ sagte Gotthold Stillfried. „Das ist der fünfte Todesfall, seit letzte Woche die Frau des Mechanikers Räber begraben wurde.“

„Es gibt solche Erntezeiten," antwortete Herr Eusebius.

Stillfried bemerkte: „Vielleicht ist der nächste der Dekan Gans. Er soll hoffnungslos kränkeln."

„Woran?" fragte Herr Eusebius mit merkwürdiger Raschheit, und die Frage klang befremdlich von einem, der, wie er, über alles, was im Hause des Dekans vorging, genau unterrichtet war.

Gotthold Stillfried antwortete durch einen ruhigen und erstaunten Blick. „Adernverkalkung wohl," sagte er. „Was sollte es sonst sein?"

„Innere Zermorschung," erwiderte Herr Eusebius, und er hätte sich vielleicht deutlicher erklärt, wenn nicht seine und seines Provisors Aufmerksamkeit jetzt durch einen mit Hausrat schwerbeladenen Karren in Anspruch genommen worden wäre, dessen Begleiter gerade vor der Apotheke einen Augenblick rasteten.

„Der Mechaniker Räber," sagte Stillfried. „Er zieht fort."

„Muß," erwiderte kurz der Apotheker. „Was bliebe ihm übrig," fügte er bei, „nachdem er und die Kinder arbeitslos und bankrott geworden und das Zuchthäuslerzeichen ihn und den Sohn brandmarkt?"

Wegen Thomas Räber war es wohl, daß die Fuhre draußen innehielt. Die vergangenen Monate hatten ihn furchtbar verändert. Die Kleider hingen ihm am abgemagerten Leibe. Wild und wirr umstand der kohlschwarze Bart das elfenbeinfarbene hagere Gesicht. Die braunen Augen lagen tief in den Höhlen und blickten halb düster, halb ängstlich um sich. Sein Atem schien kurz zu sein, denn er lehnte sich jetzt mit schwer arbeitender Brust über den Handwagen, um

auszuruhen. Einst war er in seinem Aeußern das Bild eines auf Ordnung haltenden Menschen gewesen. Jetzt trugen seine Kleider, ja selbst sein Haupthaar Spuren der Verwahrlosung, und in seinen Zügen stand der Ausdruck eines heimlichen lechzenden Durstes, der stillen Trinkern eigen ist. Neben dem Vater standen die Kinder. Dem Sohne waren Krankheit und Haft vom bleichen Gesicht noch abzulesen. Der Körper jedoch war noch stark, und mit den harten Beinen stand er breitspurig in der Straße. Christinens braunes Haar zauste der Wind. Sie hatte ein buntes Kopftuch umgelegt; aber es war ihr in den Nacken gefallen, und wie mit einzelnen Haarsträhnen spielte der Wind mit dem Tuche und dem leichten Rocke. Wie das an ihrer Gestalt wehte und flatterte, so wehte und flatterte Christinens Sinn. Sie war die einzige, die auf diesem schweren Auszuge mit aufgeworfenem Kopfe ging, und während die Männer nicht rechts noch links schauten, schickte sie ihre kecken und herausfordernden Augen bald hierhin, bald dorthin. Einer Bekannten, die sie unterwegs angerufen, hatte sie das übermütige Wort hingeworfen: „Wechsel muß sein im Leben. Anderswo kann das Glück noch eher wachsen als auf dem Holperpflaster von Klein-Weltwil."

Jetzt legte sich draußen Thomas Räber wieder in die Seilschlinge, an welcher er vorher neben dem Sohn den Wagen gezogen. Dieser setzte sich schwerfällig in Bewegung und schwankte davon. In die Apotheke hatte keines der drei einen Blick geworfen.

„Die Leute tun mir leid," sagte Gotthold Stillfried, indem er zum Ladentisch hinüber schritt.

Herr Eusebius öffnete die Tür und trat hinaus. Lange sah er den Ausziehenden nach. Dann kam er, lautlos die Tür hinter sich schließend, zurück.

„Denken Sie noch an die Katze, Stillfried?“ fragte er. „Wie das Gift sie zwang? Schritt für Schritt, bis sie es nehmen mußte? Und wie sicher es sie überwand? So ein Gift steckt denen da vor dem Karren im Blute und vielen — vielen, die ich Ihnen nennen könnte. Sie kranken daran, die einen länger, die andern kürzer, und wenn es sie selber nicht frißt, so zerfrißt es ihr Glück.

Er schnalzte leise mit den Fingern, als ob er scherzte, und sein Schritt hatte etwas Tänzelndes, während er am Ladentisch vorüber und nach dem Laboratorium ging. Sein Blick haftete auf Stillfrieds Gesicht wie festgesogen, bis er die Tür erreicht hatte. Und in diesem Blick war kein Lachen.

— — — — — — — — — — — — — — —

In diesen Tagen erfüllte sich des Apothekers seltsames Wort von dem zehrenden Gifte anderswo, und Dame Siebenmann war Zeugin, wann, wie und wo es geschah.

Durch alle die Zeit hatte die Freundschaft zwischen der Haushälterin des Apothekers und Kaspar Vontobel, dem alten Fuhrhalter, fortbestanden, obgleich für das Fräulein die Möglichkeit, sich bei dem Droschkenkutscher Neuigkeiten zu holen, in gleichem Maße zurückging, wie dessen Kundschaft zusammenschrumpfte. Dame Siebenmann hatte sich durch ihre Redseligkeit, die sie verleitet hatte, einige ungeschickte Meinungsäußerungen zu tun, da und dort Feinde gemacht und deutliche Zurückweisungen erfahren. In

der kahlen Stube Vontobels konnte sie reden, was und wie viel sie wollte; es gab kein Echo; denn der lange Kaspar hörte gelassen zu und widersprach nie.

Eines Tages nun schritt das Fräulein über den Hofraum und sah Vontobel neben seinem Schimmel am Stalle stehen. Immer wieder beugte er sich zu dem Tiere nieder und untersuchte es. Als er es abkoppelte und ein paar Schritte führen wollte, brachte er es kaum von der Stelle. Der alte Spitz war unheilbar steif, in der Nacht war es ihm in den Rücken gefahren.

Ein Ausdruck tiefer Besorgnis war in dem blauroten Gesicht Vontobels. Immer wieder versuchte er es, den langjährigen Freund von der Stelle zu bringen, und schüttelte den Kopf, als könnte, könnte er es nicht glauben, daß er ihm den Dienst versage. Das Fräulein bemerkte er nicht. So ganz beschäftigte ihn der Gaul.

Dame Siebenmann sprach ihn an.

Er gab keine Antwort, sondern setzte seine Untersuchungen und Beobachtungen fort.

„Er ist wohl lahm?" fragte das Fräulein. Sie erkannte die zitternde Erregung des Mannes und wußte auch, daß er Grund dazu hatte; denn das zweite Pferd war seit einigen Monaten schon abgeschafft, und Vontobel und sein Schimmel waren noch die Alleinverdiener.

Vontobel seufzte. Plötzlich aber richtete er sich halbwegs auf und sagte, mehr zu sich selber als zur Nachbarin: „Nun ist es zu Ende!"

Gleichzeitig legte er die gichtkrummen Finger in einer hilflosen Angst zusammen.

Dame Siebenmann sah den Apotheker drüben am Fenster des Laboratoriums stehen. Sie lief und bat ihn herüber. Er wußte so viel; vielleicht hatte er auch für den kranken Gaul einen Rat.

Herr Eusebius kam, gemächlich den Hof überschreitend. Als er er den dicken Schimmel betrachtet und betastet hatte, sagte er gleichmütig: „Es hilft nichts, mein Guter. Gebt ihm den Gnadenschuß, dem Kameraden da. Die Maschine ist abgelaufen, und es hilft kein Antrieb mehr."

Die Augen Vontobels waren sehr wässerig; aber da sie es immer waren, so konnte man nicht behaupten, daß Tränen darin stünden.

„Wo soll er Verdienst hernehmen?" fragte das Fräulein.

„Einen so alten Klepper bekommt Ihr billig, Vontobel," sagte Herr Eusebius ungerührt. „Ihr braucht ja nicht gleich den Ehrgeiz des Schmelz zu haben, der sich soeben ein paar Ungarn zugelegt hat. Ihr habt sie wohl schon gesehen? Feine Gänger! Unsre Gassen sind ihnen zu kurz, so weit greifen sie aus."

Vontobel stand mit offenem Maule, als ob er das zum erstenmal hörte. Und er hatte doch das neueste Zeug seines glücklichen Nebenbuhlers längst gesehen. Es ging aber etwas Besonderes in seiner dumpfen, verschlafenen Seele vor. Er hatte den Schmelz, den Großtuer, freilich zuweilen mit bitterer, heimlicher Feindschaft betrachtet, ihm alles Böse an den Hals gewünscht, oft jedoch ganz vergessen, daß er da war; denn er selber, Vontobel, hatte ja noch einzelne Kunden, fuhr noch — fuhr. Aber — jetzt, wenn der

Schimmel versagte, war alles zu Ende. Geld für ein neues Pferd hatte er nicht. Es war aus mit dem Gewerbe. Er konnte sich irgendwo als Knecht oder Handlanger verdingen oder — in seinen alten Tagen — sich einen andern Beruf suchen. Aber fahren, fahren mit dem eignen Zeug, das war vorbei. Der andre aber, der Großhans, Herrgott, wie der einherfuhr, wie ein Prinz, wie —

Eine unglaubliche Wut packte Vontobel. Er stieß einen Fluch heraus, griff mit harter Faust in den Zügel seines Schimmels und riß ihn in den Stall zurück, aus dem er ihn geführt hatte.

Die Hände in der Tasche und leise pfeifend schlenderte Herr Eusebius über den gepflasterten Hof zurück.

Das Fräulein Siebenmann sah nach dem armen Freunde.

Der aber schlug ihr die Stalltüre vor der Nase zu.

Da ging auch sie.

Sie hatte aber die Wohnung noch nicht erreicht, als ein Schuß ertönte. Sie stieß einen Schrei aus. Dann eilte sie ins Laboratorium. Der Droschkenkutscher Vontobel habe sich erschossen.

Herr Eusebius begab sich mit ihr ins Hinterhaus. Auch andre Nachbarn, die den Schuß gehört hatten, liefen hinzu. Sie fanden Vontobels Stube leer. Allein im Stalle kam er dem ersten, der die Tür auftat, selber entgegen. Nur der dicke Schimmel lag vor seiner Krippe auf der Seite und streckte alle Viere von sich. Aus einem Loch in der Stirn lief das Blut.

Vontobel sah verstört und erregt aus. Er hielt noch das Gewehr in den Händen, aus dem er seinem

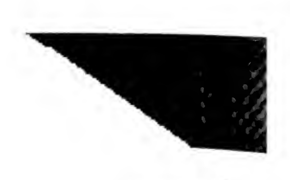
Pferde den Gnadenschuß gegeben. Er schien nicht zu wissen, was die Gaffer alle wollten, als aber einer meinte, er hätte doch noch den Tierarzt befragen sollen, murrte er: „Das muß ich besser wissen."

Herr Fuchs hatte nichts gesagt. Als er sah, was geschehen war, warf er einen Blick auf Vontobel und entfernte sich wieder.

Die andern wunderten und faselten eine Weile. Dann mußten sie sich wohl oder übel entfernen, weil Vontobel Miene machte, den Stall zu schließen. Dieser aber ließ sich von Fräulein Siebenmann nach seiner Stube führen, nach der er vielleicht auch ohne sie gegangen wäre. Sie versprach ihm, sich ernstlich für ihn bei ihrem Herrn und andern zu verwenden, worauf er ein zerstreutes: „Ja, ja, ich danke," antwortete. Da sie beim besten Willen nichts andres aus ihm herausbekam, ließ sie ihn endlich allein.

Das schien für ihn eine Erlösung zu bedeuten, denn als ob er ihr das Wiederkommen um jeden Preis verleiden wollte, schloß er hinter ihr die Tür mit Schlüssel und Riegel ab.

Eine Stunde verging, während welcher er sich drinnen allerlei zu schaffen machte, ein wenig Barschaft in einer kleinen Pappschachtel zählte, in alten Papieren kramte, auch einmal lange vor dem Bild seiner Frau saß. Dann kam er wieder heraus, ging ins Wirtshaus und kehrte bald mit dem Wein zurück, den er sonst immer am Abend zu holen pflegte. Das Fläschlein war größer als sonst. Wieder schloß er die Tür. Dann setzte er sich vor seinen Trank. Das Bild seiner Frau sah ihn an. So fielen seine Gedanken zuerst auf sie. Das waren Zeiten gewesen!



Herrgott, es war nicht zu glauben, daß es damals so schön hatte sein können und jetzt so übel war. Er schlückelte und schlückelte, und je mehr Wein er eingoß, um so wehleidiger wurde ihm zumut. Er flennte ein Gesätzlein und sah mit schwimmenden Augen das Bild an, das ihm immer lebendiger wurde. Auf einmal fiel ihm Wilhelm Schmelz, sein Nebenbuhler, ein. Da fuhr er hin! Herrgott, wie ein Prinz! So — so fahren können! Es würgte ihn. Immer enger und enger schnürte es ihm die Kehle zu. Der Protz, der Großtuer!

Er schlückelte und schlückelte.

Der heimliche Zorn wuchs. Er vergaß die Frau und die alten Zeiten.

Ein unvernünftiger Wunsch wuchs in ihm auf. Es war etwas Krankhaftes, aus einem Rauschzustand Hervorgehendes. Herrgott, so fahren wie der Schmelz, so mit zwei feinen jungen Pferden und einem Prachtwagen, so daß alle Leute gafften, so wie ein Prinz! Das Verlangen wurde immer brennender, und immer wutschürender stand daneben die Erkenntnis, daß das, was er mit so verrückter Gewalt haben wollte, nicht zu haben sei.

Kaspar Vontobel wurde zänkisch zumute und böse wie einem eigensinnigen Kinde. Er trank den letzten Rest seines Weines und stand dann taumelnd auf. Er war seiner Beine und seiner Sinne nicht mehr recht mächtig. Aber er tat einen Schrank auf, wo allerlei Geschirr lag. Da suchte er einen derben Strick hervor. Den sah er lange und stier an, als wüßte er nicht mehr, was er damit wollte.

Am Morgen erst fanden sie ihn. Der Strick hatte gedient.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Die Zeit tat ihren gleichmäßigen, ehernen Schritt über die Welt und über Klein-Weltwil hin. Geschicke erfüllten sich. Menschen kamen und gingen.

Bei den einen gab es einen Abschied für ewig.

Und auf einen solchen bereitete der Dekan Gans sich vor.

Andre wechselten nur ihren Aufenthalt.

Vor einem derartigen Wechsel standen Theodor und Richard Schuppiger.

Frau Anna Schuppigers Haar war sehr weiß geworden. Sie war noch immer eine schöne, stille Frau, allein es war nicht mehr so viel ruhevolle Gefaßtheit an ihr wie früher. Ihre großen weißen Hände zeigten feine blaue Äderchen und eine durchsichtige Haut. Sie schrak leicht zusammen, als ob die Erfahrung sie gelehrt habe, daß jedes Geräusch das Nahen eines Unglücks bedeuten könne, und ihr Blick hatte eine leise Unstetheit, wie wenn sie vielen Böses zutraute. An ihrer Nervenschwäche mochten wohl die Aufregungen starken Anteil haben, die sie seinerzeit anläßlich des Ausstandes erfahren hatte, doch litt sie wohl auch mehr als früher unter dem lauten, herrischen und in seiner Entschlossenheit rücksichtslosen Wesen ihres Gatten. Aber da war auch immer noch die Sorge um die Söhne.

Die beiden Knaben waren Jünglinge geworden. Die Tanzstunden und die Begeisterung für die kleine, schlimme Silvia Manstedt waren vorüber. Der Fabrikant tat eines Tages seinen Willen kund, die Söhne in die

große Nachbarstadt zu bringen, wo sie die höheren Schulen besuchen sollten. Er und Frau Anna reisten dahin, fanden einen trefflichen Kostort bei einer verwitweten Dame und kauften für die Reiseausstattung ein, was ihnen nötig schien.

Die Tanzstunden und Silvia Manstedt waren überlebt. Aber das gute Einvernehmen zwischen den Brüdern war nicht zurückgekehrt. Richard wurde immer verschlossener. In der Schule ging es schlecht; jeder Mißerfolg machte ihn unwilliger zur Arbeit und scheinbar gleichgültiger gegen seine Zukunftsaussichten. Vielleicht war das zunächst der Anlaß, daß Theodor sich mehr von ihm abwendete. Es bildete sich in diesem, der alle Arbeit spielend überwand und sich dauernd an der Spitze seiner Klassengenossen hielt, eine Art Mißtrauen gegen die Begabung des Bruders aus. Aus diesem Mißtrauen entsprang eine gegen den Bruder sich richtende Verdrossenheit, in der Art, daß Theodor sich sagte: Bah, du unleidiger Mensch du, was spielst du dich so auf, da doch so wenig hinter dir steckt!

Dann kam hinzu, daß Herr Schuppiger, der Vater, sich immer ungeduldiger gegen den jüngeren Sohn zeigte. Unwillkürlich gab Theodor dem polternden Vater recht, lernte, selbst ungehalten, von jenem, Richard mit einer leisen Vonobenherabart zu begegnen und erweiterte so die alte, nie überbrückte Kluft.

Frau Anna suchte noch immer zu vermitteln. Aber ihr Erfolg war klein.

Richard war unglücklich, aber er wußte kaum, wie sehr er es war; denn ein geheimer Zorn in ihm war größer als die Erkenntnis seines Kummers.

Als nach Beendigung des Tanzkurses der Verkehr der Knaben mit Silvia Manstedt von selbst aufhörte, fühlte der heitere Theodor, dem die Herzen überall zuflogen, darob nicht die geringste Gemütsbewegung. Richard aber wurde das Bild des Mädchens immer und immer nicht los, nicht nur das Bild jedoch, sondern auch die Erinnerung daran, daß der Bruder damals ihm im Wege gewesen. —

Herr und Frau Schuppiger kamen von ihrer kleinen Reise zurück und erzählten mit Genugtuung, welch gute Unterkunft sie für die Söhne gefunden. Theodor bekam leuchtende Augen und sprach sogleich davon, wie er sich freue, während Richard mit gesenktem Kopfe dasaß und kein Zeichen irgendwelcher Zustimmung oder Dankbarkeit gab.

Das weckte die Heftigkeit des Fabrikanten.

„Hast du nichts zu sagen?" fuhr er ihn an.

Richard duckte sich unter des Vaters heftigen Worten, aber er antwortete nicht.

„Paßt es dir nicht?" fragte jener noch mehr erbittert.

Da stand Richard auf und ging mit totenbleichem Gesicht aus dem Zimmer.

Aber auch Herr Schuppiger war bleich geworden. „Es ist höchste Zeit," sagte er mit mühsam unterdrücktem Zorn, „daß der Trotz gebrochen wird." Er schickte sich an, dem Sohne zu folgen, und sein Gesicht verhieß nichts Gutes.

Da stand Frau Anna auf einmal zwischen ihm und der Tür.

„Laß mich," sagte sie leise, den Arm auf den des Gatten legend. Er sah, daß sie Angst hatte, und

vielleicht war er seiner selber nicht sicher. Er zögerte, und als inzwischen seine Frau das Zimmer verließ, folgte er ihr nicht, sondern nahm sich nur vor, später zu sagen, was er für nötig fand.

Frau Anna suchte Richard in seinem Zimmer, fand ihn jedoch nicht. Da ging sie in den Garten hinaus und entdeckte ihn bald in einem der Kieswege.

Er bemerkte sie und wollte sich entfernen.

Sie rief ihn an, und nun kam er zögernd und widerwillig.

Sie begann in dem kleinen Wege, den eine noch spärlich bewachsene Laube überspannte, mit ihm auf und ab zu gehen. Er hielt die Augen am Boden, und jeder seiner Schritte war ein Bekenntnis des Unwillens, mit dem er sich fügte.

Die Mutter sprach lange und gütig. So könne es doch nicht weitergehen. Er verscherze sich die Liebe der Seinen, er sei nun alt genug, zu wissen, daß Menschen sich ineinander finden und fügen müßten. Er möge versuchen, liebenswürdiger und weniger empfindlich zu sein. Während sie sprach, hob er nicht einmal den Blick zu ihr und erwiderte kein Wort. Sie aber fühlte, daß sie mit ihren Worten nicht an seiner Seele rührte, daß Dinge in den Tiefen waren, zu denen hinunter sie nicht zu graben vermochte. Sie empfand, daß sie selbst sich einer gewissen Ungeduld diesem ihrem Kinde gegenüber nicht erwehren konnte, das es jedem so schwer machte, es zu verstehen, und wußte doch, daß nur Geduld half. Sie sah das Un glück, das in ihres Knaben Veranlagung lag, und suchte es ihm darzustellen und fand doch das große und weise Wort nicht, das es ganz erklärt hätte.

Endlich erregte die Erkenntnis, daß sie tauben Ohren predige, sie so sehr, daß Tränen in ihre Augen stiegen und sie ein Schluchzen nicht zu unterdrücken vermochte.

Unwillkürlich standen sie still.

Richard sah sie gequält an.

„Ich weiß, daß du es gut meinst, Mutter," sagte er. Es riß ihn ihr entgegen. Seine Liebe zu ihr strömte heiß auf, und er hätte sie mit hilfesuchenden Armen umklammern mögen, aber die Sprödigkeit, die mit ihm groß geworden war, und eine gewisse Scheu vor jeder lauten Gefühlsäußerung hielten ihn zurück.

„Sag mir, warum du dich über deinen Umzug nach dem Gymnasium nicht freuen kannst?" fragte die Mutter.

„Weil Theodor dabei ist," antwortete er still.

Sie hatte das vorgefühlt. Ihre Hoffnung war ein wenig müde. Sie mochte nicht mehr rechten. „Wenn du doch einsehen wolltest," sagte sie, „daß viel Schuld an dir selber ist."

„Ich weiß es, aber ich kann es nicht helfen."

Frau Anna überlegte. Er hatte recht! Die tausend Kleinheiten und Feinheiten des Lebens waren stärker als er. „So möchtest du lieber allein sein?" fragte sie.

Er zuckte die Achsel. „Der Vater wird davon nichts wissen wollen. Und was nützte es am Ende?"

Da erblickten sie Theodor, der sich im Garten nach ihnen umsah. Richard errötete. Nun wurde der Bruder wieder Zeuge, wie er gescholten wurde! Er machte eine unwillkürliche Bewegung, sich zu entfernen.

Die Mutter bemerkte es, und es verstimmte sie. „Ich will mit dem Vater reden," sagte sie, nicht ganz ohne Ungeduld und verließ ihn.

Er blieb stehen, wo er stand. Langsam erhob er die Augen und schaute ihr nach. Er hatte den Eindruck, daß die Mutter von ihm ging, weil Theodor gekommen war. Weiß Gott, wie ihm der Gedanke kam. Wo er ist, giltst du nichts mehr! schrie es in ihm. Wieder stieg ihm das Blut.

Frau Anna begegnete Theodor und wollte an ihm vorbeigehen.

Er fragte sie: „Hast du mit Richard gesprochen?"

Sie nickte und fuhr ihm im Vorübergehen mit einer halb liebkosenden, halb schmerzlichen Gebärde durch das braune Haar. „Vielleicht mußt du allein zur Schule," sagte sie.

Richard sah alles. Wie sie zärtlich miteinander sein konnten, die Mutter und der Bruder!

Seine Fäuste ballten sich unwillkürlich.

Da kam Theodor heran. Halb war sein Sinn auf Frieden gerichtet, halb fühlte er sich über den Bruder erhaben, nun er wieder den Beweis hatte, daß er mehr als jener sich der Zufriedenheit der Eltern rühmen konnte.

„Warum willst du nicht mit zur Schule?" fragte er.

„Wieso?" fragte Richard dagegen.

„Die Mutter sagt es," antwortete Theodor.

Ein Stich fuhr Richard ins Herz. Warum hatte die Mutter das gesagt? Hatte Theodor so viel Recht an ihr Vertrauen? Dann lachte er, dem andern zur Antwort, kurz und höhnisch.

Theodor ergrimmte. „Tu nicht so hochmütig,“ sagte er. „Du — hast es nicht nötig, du!“

Es klang wegwerfend, und er drehte Richard damit den Rücken. Mit freien, schwingenden Schritten ging er davon.

Da faßte Richard eine blinde Wut. Der! Der dort! Warum mußte er alles haben und er selber nichts! Und nun höhnte er ihn noch!

Es wurde ihm heiß in der Stirn, in den Augen. Er kannte sich selber nicht mehr und wußte nicht, was er tat. Sein Grimm suchte einen Ausweg.

Der kleine Kiespfad, in welchem er stand, war mit rohen Granitstücken abgegrenzt. Mit beiden Händen riß er ein solches aus der Erde und stürzte dem Bruder nach. Aus einiger Entfernung schleuderte er es.

Theodor hörte ihn nicht, aber er drehte sich in demselben Augenblick um, in dem der Stein ihn an der Schulter traf.

Der Fabrikant hatte vom Fenster aus den Vorfall beobachtet. Theodor fiel nicht, obwohl der Stein ihm einen heftigen Stoß versetzte. Er griff mit der Linken nach der getroffenen Schulter und vermochte Tränen des Schmerzes nicht zu unterdrücken.

Richard war stehengeblieben. Der Ausdruck des Zorns in seinem Gesicht machte dem einer grenzenlosen Angst Platz. Vielleicht war es, weil er den Vater erkannte, vielleicht weil der Anblick der schmerzverzogenen Züge des Bruders ihn ernüchterte.

Schuppiger kam mit großen Schritten vom Hause her. Seine Arme waren in Bewegung.

Richard schien nicht zu wissen, ob er fliehen oder bleiben sollte.

„Ich — ich — wollte nicht —" stotterte er.

Da hatte der Vater ihn am Rock und schüttelte ihn. „Feigling, du falscher!"

Er schlug ihn mit der schweren Faust und stieß ihn vor sich her nach dem Hause. Dort wies er ihn auf sein Zimmer. „Meine Geduld ist zu Ende. Ich werde sehen, was mit dir geschehen soll."

Der Vorfall fand am selben Tage seine Lösung. In seinem Grimm sprach Schuppiger von einer Besserungsanstalt für den mißratenen Buben. Frau Anna trat ihm ruhig, aber fest entgegen. Aber auch sie zürnte Richard, und sie saß lange völlig fassungslos, als sie allein war, so zerrissen war ihr das Herz. Am Abend war Richard verschwunden. Sie suchten ihn, und neue Angst kam ins Haus. Er konnte sich ein Leid angetan haben! Theodor, der nur eine schmerzhafte Quetschung erlitten hatte, half selbst bei den Nachforschungen, und er war der erste, der meinte, Richard könnte sich zu Herrn Eusebius begeben haben.

Noch ehe sie nach der Apotheke senden konnten, kam Fuchs selbst mit dem Vermißten gegangen.

„Ich bringe Ihnen einen Flüchtling," sagte er mit einem die Unbehaglichkeit des Empfanges überwindenden Lächeln, als er zu dem Ehepaar Schuppiger in die Wohnstube trat. Sein Arm lag in demjenigen seines jungen Freundes, und er hielt ihn noch fest, als der Fabrikant Richard abermals barsch auf sein Zimmer wies.

Schuppiger machte Miene, den Sohn hinauszuführen.

Der Blick des Herrn Eusebius und eine merkwürdige, gelassene und doch überlegene Handbewegung ließen ihn zögern.

„Richard wird gehen," sagte der Apotheker mit seiner leisen, ausdrucksvollen Stimme, „und bleiben, bis er gerufen wird."

Er berührte mit der Hand wie begütigend des Jünglings Schulter, und dieser verließ das Zimmer.

Herr Eusebius nahm einen Stuhl, den Frau Anna ihm bot.

„Es liegt mir fern, mich in Ihre Erziehungsgrundsätze zu mischen," sagte er mit ausgesuchter Höflichkeit. „Ich bin nur hierhergekommen, weil mir die seelische Erregung Ihres Sohnes Schlimmes nicht auszuschließen schien."

„Hat er Ihnen erzählt, was vorgefallen ist?" fragte Schuppiger gereizt.

„Alles," gab der andre zurück.

„Es muß ein Ende nehmen," sagte Schuppiger mit Heftigkeit. „Ich will ihn unter eine Schmiedefaust geben."

„Sie denken an eine strenge Anstalt?" sagte Herr Eusebius still und gedehnt.

„Wenn Sie ihn zugrunde richten wollen, so tun Sie das," fügte er hinzu.

Schuppiger fuhr auf. „Sie — —"

Aber Herr Eusebius nahm ihm das Wort vom Munde. „Ich sagte, daß ich mich nicht einmischen würde, ganz recht. Ich — ich bin ja auch gleich zu Ende."

Frau Anna warf ihren Manne einen bittenden Blick zu.

„Ich wollte Ihnen nur zu bedenken geben," fuhr Fuchs fort, „daß der Verkehr mit der Natur und das Leben in größerer Freiheit allein Ihren Sohn viel-

leicht noch von der verzweiflungsvollen Bitterkeit erlösen kann, die ihn erfüllt. Ich habe das Gefühl, daß der Zufall nur ihn auf dem Wege zum — Tode mich hat antreffen lassen, und daß wiederum ein Zufall nur Schuld ist, wenn er auf dieser Station, meinem Hause, seine böse Reise unterbrach und sich zur Rückkehr veranlassen ließ."

„Phantastereien," sagte Schuppiger. Er hielt seinen Unmut nicht länger im Zaum.

„Wie Sie meinen," sagte Herr Eusebius. Er bot Frau Anna die Hand. Dem Fabrikanten machte er eine kurze Verbeugung und ging hinaus.

Schuppiger hatte ihn völlig übersehen. „Ich will den Windhund nicht mehr in meinem Hause sehen," sagte er grob zu seiner Frau, als der Apotheker gegangen war.

„Du mißverstehst ihn," entgegnete Frau Anna.

Der Fabrikant rannte in hellem Zorn aus der Stube, wie er immer tat, wenn er fürchten mußte, die Frau, die er verehrte, durch seine Maßlosigkeit zu verletzen. Die Tür schmetterte er zu. Er ging hinüber in seine Fabrik. Die Arbeit gab ihm sein inneres Gleichgewicht wieder. Am Abend war er vernünftig und ließ mit sich reden. Es fiel Frau Anna nicht schwer, ihn umzustimmen, so daß er bereit war, Richard in eine nach neuen Grundsätzen geleitete Schule auf dem Lande zu bringen. Mit seiner gewohnten Tatkraft tat er noch an demselben Abend Schritte für Verwirklichung des Planes.

Frau Anna sprach mit Richard. Er war ruhig und wie müde nach großer Erregung. Es war auch eine Sehnsucht in ihm, tief versteckt, aber brennend.

Er hätte die Mutter und den Bruder um Verzeihung bitten mögen. Die Liebe quoll in ihm auf, als die Mutter ihm mit einem festen Händedruck und einem bekümmerten Blick Gute Nacht sagte, auch als, von Frau Anna gesandt, Theodor noch hereinkam und ihm die Hand gab. Aber er brachte kein Wort heraus.

Schon wenige Tage nachher kam sein Abschied.

Der Vater hatte nicht Zeit, aber die Mutter brachte ihn in das neue Heim, das nicht allzufern von der Stadt auf einem Hügel stand. Es gefiel ihm, und er freute sich, zu bleiben. Gegen Abend begleitete er die Mutter ein Stück weit, als sie zu Fuß nach Hause zurückkehrte. Sie gingen schweigend Seite an Seite, während eine milde Sonne über ihrem Weg war. Richards Gedanken, die bisher von all dem Neuen, das ihn erwartete, ausgefüllt gewesen, streiften jetzt der Mutter voran nach Hause. Er sah dort Theodor sich verabschieden. Und er verglich dessen Scheiden mit seinem eignen Abschied. Ihm hatte der Vater kurz die Hand gegeben, nicht unfreundlich, aber doch in Haltung und Zügen die zornige Erinnerung an alles Vergangene tragend: „Komm als ein andrer zurück," hatte er ihm gesagt. Auch die Mutter, obwohl sie gütig und voll freundlicher Liebe war, hatte in ihrem Wesen jenen bekümmerten Ernst, der verriet, daß er, Richard, eine fehlgeschlagene Hoffnung war. Wie anders würde es bei Theodor sein! Der ging dahin, wohin man ihn haben wollte. Man wußte zum voraus, daß er Erfolg haben werde, er selber wußte es und war voll heiterer Laune. Heitere Laune und schönes Einanderverstehen herrschte zwischen dem Bruder und den Eltern, ganz anders also, ganz anders als bei ihm.

Nun sprach Frau Anna endlich.

„Du wirst es hier schön haben, Richard. Ich habe das Gefühl, daß du am rechten Platze seiest. Nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete Richard.

„Und vielleicht, wenn ihr lange getrennt gewesen, Theodor und du, werdet ihr euch besser verstehen. Etwas entbehren heißt etwas schätzen lernen.“

„Ja,“ sagte Richard abermals.

Er konnte nicht mehr sagen. Immer stand das Bild des andern vor ihm, der Ermahnungen nicht nötig hatte, an dem alle, auch die Mutter da, eitel Freude hatten.

Bald schieden sie. Sie küßten sich. Ihre Augen wurden feucht und ihre Hände waren unsicher vor Bewegung. Sie fühlten eines des andern Liebe. Und es war doch etwas Fremdes zwischen ihnen.

Frau Anna ging von dannen. Und sie wußte, daß es keine Brücke über das hinweg gab, was sie abermals nicht hatte zum Sohne gelangen lassen. —

Achtundzwanzigstes Kapitel

Im Lehnstuhle in der schönen altmodischen Wohnstube saß der Dekan Matthias Gans, ein Sterbender. Weder er noch seine Tochter Rosalina ahnten, daß das Ende so nahe war, aber daß es nicht mehr lange anstehen würde, wußten beide.

Man merkte nicht, daß es dämmerte; denn der Tag war überhaupt nie hell geworden. Unablässig seit dem frühen Morgen fiel Regen aus grauem

Gewölk. So gleichmäßig und unaufhörlich regnete es, daß es schien, als wären Tausende von Fäden zwischen Himmel und Erde gespannt. Die Straßen von Klein-Weltwil waren gewaschen, als ob sämtliche Bürgersfrauen ihren Reinlichkeitsfanatismus daran verschwendet hätten. Nur zwischen Straße und Fußsteigen strömten braune Bäche. Die Kastanienbäume längs des Weges, der zum Dekanhause führte, hatten schwere, durchnäßte Kronen. Die Blätter vermochten all das Wasser nicht mehr aufzusaugen, sondern hingen faul vom Zweige und ließen in großen, plumpen Tropfen das Wasser zu Boden fallen. Der Regen rauschte, und wo er die Steine der Straße traf, gab es ein eintöniges Klatschen. Wer diesen Geräuschen lange lauschte, den überkam Schläfrigkeit. Und schläfrig war Herr Matthias Gans, denn stundenlang schon war das Geräusch in seinen Ohren. Dazu aber kam, daß der Abend anbrach, der Abend, den man nicht kommen sah. Es war keine Sonne, die verblassen, kein Himmel, der sich verdunkeln konnte. Das eintönige, öde, feuchte Grau, das den ganzen Tag über der Stadt gelegen hatte, verlor nur ganz unmerklich noch etwas mehr Helligkeit und noch etwas mehr.

In der Stube des Dekans wurden die Ecken dunkler, und an den schönen Stukkaturen der Gipsdecke gingen Schatten wie dünne Räuchlein. Eben noch war der prachtvolle Ofenschirm deutlich erkennbar gewesen, und jetzt flossen seine Umrisse mit der Farbe der Wand zusammen, an welcher er stand.

Das Rauschen und Klatschen in der Straße dauerte fort.

Der Dekan Matthias nickte im Stuhl. Er trug seinen schwarzen Gehrock. Feierlich wie er durchs Leben gegangen, so saß er auch an diesem Abend in seinem Stuhl. Sein Bart lag in langen, glänzenden und feinen Fäden auf der Brust. Er war nicht mehr so voll wie sonst, nicht mehr so kräftig. Kraftlosigkeit trat überhaupt an der ganzen Gestalt zutage. Hände und Gesicht waren hager und wachsfarben, aber die Haut hatte noch die schöne Glätte, die immer zu der Vornehmheit der äußeren Erscheinung beigetragen. Die Lider lagen halb über die Augen gesenkt, aber sie zwinkerten manchmal und hoben sich, um sich weit zu öffnen, als zwinge Herr Matthias sich gewaltsam, wach zu bleiben. So dämmerig wie der Wille, der den Schlaf nicht völlig überwand, und der Tag, der lautlos und unmerklich in Nacht verging, waren des Dekans Gedanken. Und doch waren sie nicht gleichgültig, nicht halb, sondern sie hatten seit Jahren sein Gehirn gequält und seine Seele aufgewühlt und waren jetzt nur dumpfer und müder und dämmeriger.

Vor vierzehn Tagen hatte Herr Matthias die Abschiedspredigt gehalten. Halb freiwillig, halb gezwungen hatte er sein Amt niedergelegt, freiwillig, weil er sah, daß seine Kräfte abnahmen und seine eigentliche Gemeinde rasch zusammenschmolz, gezwungen, weil der Kirchenrat allerlei Andeutungen machte, sein Gesundheitszustand wäre nicht der beste und sollte ihn zu größerer Schonung, zu völligem Ausspannen veranlassen. Im Grunde war er doch nicht übermäßig alt. Er kannte viel ältere Kollegen, die noch im Dienste standen. Er war nur nicht mehr so recht frisch. Die Quelladern waren verstopft, aus denen er seine Lebens-

freude gesogen, die Anerkennung der Menge, der seelsorgerische Erfolg in seiner Gemeinde und — der innere Friede mit seinem Gotte. Das letzte war das, was ihm am meisten die Kraft zermürbte. Er, der in seinen guten Tagen aus einer heiligen Herzensfreude für Gott gezeugt, ihn gesucht und stets gefunden, hatte zu viel Menschlichkeit in sich getragen, als daß er in den Tagen seines Niedergangs an Stelle seiner irdischen und eiteln Wünsche das „Gott wie du willst", die Ergebenheit eines gelassenen Herzens zu setzen vermocht hätte. Und weil er das wußte, weil er es in alltäglichem Kampfe nicht erzwang, daß Gott ihm voller Ersatz war, darum war er müde geworden und litt an Überdruß.

An seiner, des Dekans, Stelle stand jetzt Herr Hans Heinrich Meiß, der Helfer. Er war nicht mehr Helfer, sondern Pfarrer zu Klein-Weltwil, und er war ein angesehener und beliebter Mann, der Mittelpunkt des kirchlichen und eines guten Teils des politischen Lebens. Seine Sonne stand im Zenit. Nicht darüber aber wunderte sich Herr Matthias, sondern über die Raschheit, mit welcher die seine vor der andern erblichen. Es war auch noch immer ein Reuen in ihm: Warum doch alles so schnell hat kommen müssen! Und immer noch mottete da ein heimlicher Groll gegen den Mann seiner Nichte. Eigentlich war es fast mehr Gewissensangst, Kummer über sich selbst, weil er dem andern nicht zu verzeihen vermochte.

In den letzten Wochen machte Herrn Matthias etwas Besonders zu schaffen. Er hatte vor Jahresfrist sein Testament gemacht und darin seinen ganzen Reichtum der Tochter verschrieben. Schon bei Ab-

fassung des Vermächtnisaktes hatte er seinerzeit das Gefühl gehabt, daß von all dem großen Gute, das Rosalina zukam, und das weit über ihre Bedürfnisse und Ansprüche reichte, ein Teil dem Kinde seines Bruders, Luzia, die er einst in sein Haus aufgenommen und als sein eigen Kind gehalten, zustände. Rosalina hätte den Betrag nicht vermißt, im Helferhaus aber wäre er als ein Mittel zu einer weniger knappen und freieren Lebensführung willkommen, ja fast not gewesen. Da aber stieg wieder der Gedanke in Herrn Matthias auf: Wie, sollst auch du denjenigen, den das Glück hätschelt, noch verwöhnen! So hatte er Luzia in seinem Testament unberücksichtigt gelassen.

Mit den Federstrichen von damals war indessen die Sache nicht abgetan. Sie quälte ihn weiter. Er war mehrmals auf dem Punkte, die Bestimmungen für seine Hinterlassenschaft zu ändern.

Auch heute abend beschäftigte ihn diese Frage wieder. In dem Dämmerzustand, in welchem er sich befand, hatte er milde, freundliche Gedanken, und es war, als ob das gleichmäßige Rieseln des Regens eine Musik zu diesen sanften Empfindungen bildete. Er sah Luzia, die einstige Hausgenossin, in einer behaglichen Umgebung, unabhängig von Sorgen um das tägliche Brot. Aus dem, was er, Dekan Matthias dem Helferpaar gab, bauten sie sich einen sicheren Wohlstand auf. Er hörte sie, wie sie, sein Andenken in Ehren haltend, von ihm manchmal als einem etwas eignen, aber im Grunde gütigen Mann sprachen. Es tat ihm wohl, sich das vorzustellen. Er faltete unwillkürlich die weißen Finger. Wenn er andern helfen konnte, wem war es zu verdanken? Der Güte des Allmächtigen.

Des Dekans gläubige Seele leuchtete von einem großen Lichte auf. Er begann mit seinem Gotte zu reden, wie er es oft getan. „Mein Gott, du hast es gut mit mir gemeint. Viel Segen hast du über mein Haus kommen lassen."

Und wieder war ein grenzenloses Verlangen nach Gerechtigkeit in ihm. Er betete mit Inbrunst: „Gott, laß mich nicht klein sein."

Plötzlich packte ihn eine Angst. Wie schläfrig er war! Was — sollte das — sollte er so nah — am ewigen Schlafe sein? Andre Gedanken kamen. Das Testament! Gleich wollte er nach Rosalina rufen, die im Nebenzimmer war! Sogleich mußte sie zum Notar schicken! Er wollte Luzia — nein, beide — auch ihren Mann — sie sollten bedacht sein — gern — aus vollem freudigen Herzen wollte er ihnen geben! „Mein Gott, du sollst sehen, daß ich gesucht habe, dir zu dienen!"

Da! Wie ein schwarzes Gewölk fuhr es durch die Helligkeit seiner Gedanken. Was? Das war es allein, was Heinrich Meiß, der Helfer, nicht hatte, Geld, das viele Geld! Um dessentwillen duckten sich die Leute noch vor ihm, Dekan Matthias. Um dessentwillen rissen sie die Hüte noch so tief ab, tiefer fast als — als vor dem andern. Was? Sollte er nun das dem andern auch noch in die Hände spielen?

Die Wolke verflog.

Reue peinigte den Dekan. Was war das nur wieder gewesen? Mißgunst, Kleinlichkeit.

Er rang seine Finger fester ineinander. „Gott, mein Gott hilf mir! Ich bin schlecht, ich unterjoche die Selbstsucht nicht, soviel ich mich mühe." Das

Beten war voll Tiefe, war ein Schrei aus dem Innersten. Aber die andre Stimme war immer noch daneben: Er hat dich verdrängt. Er hat dir dein Ansehen gestohlen, der Helfer. Sieh, wie sie ihn feiern, sieh, wie sie ihm vertrauen! So weit hast du es nie gebracht! Die zweite Stimme wurde lauter. Das Beten dauerte, aber es war manchmal nur ein Wortemurmeln, das keine Quelle mehr hatte. Es versiegte langsam, und die zweite Stimme gewann an Macht.

Und nun geschah etwas Seltsames.

Der Dekan sah Herrn Eusebius, den Apotheker von Klein-Weltwil, in der Türe stehen.

Herr Eusebius Fuchs war ein häufiger Gast in seinem Haus. Er hatte sich oft mit ihm über psychologische Fragen unterhalten. Es war nicht verwunderlich, daß er des Apothekers Stimme in seine Gedanken hinein klingen hörte, leise, scharf, schneidend: „Der Pfarrer Hans Heinrich Meiß wird demnächst das Dekanat erhalten. Dann ist er ganz über dich hinausgewachsen, alter Mann."

Herr Matthias schauderte.

Der Regen rieselte. Es war wohl daher, daß er fröstelte.

Und der Apotheker — wie? Stand er nicht mehr dort? Dort an der Tür, von wo er gesprochen hatte? Nein, da war Nebel. Oder — oder war dieser Nebel vor seinen, des Matthias Gans Augen?

Er hob die Hand, die bleischwer war, und fuhr sich über die Lider. Aber — o Gott! —

Der Arm des Herrn Matthias, der zum Kopf erhoben war, sank herab. Die Lider fielen zu, klapp,

wie eiserne Deckelein. Der Oberkörper sank ein wenig zusammen.

Der Regen rieselte. Im Zimmer war es sehr dunkel geworden.

Aber die Tür stand offen. Und Herr Eusebius, der Apotheker, hielt die Klinke, gerade als Rosalina aus dem Nebenzimmer trat, um nach dem Vater zu sehen.

„Verzeihung," sagte Fuchs. „Der Regen rauscht so laut. Ich war nicht sicher, ob man mein Klopfen gehört und „Herein" gerufen hatte."

„Bitte," sagte die schlanke Rosalina und wendete sich nach dem Vater um. Sie wunderte sich, daß er nicht aufstand.

Aber der Apotheker stand schon neben ihm.

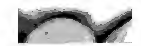
„Fräulein Rosalina," sagte er bestürzt.

„Tot," sagte sie und neigte sich liebevoll, aber ganz gefaßt über den Vater. Ihre Nerven waren in den Gefahren des Hochgebirgs gestählt. Sie war bleich und hatte eine leise Bewegung in den Zügen, allein ihre Stimme war fest. „Ich habe es kommen sehen," fuhr sie fort. „Und ich bin froh, daß es ein so kampfloses Einschlummern wurde. Seine Freude ist lang vor ihm gestorben."

Sie stützte den Körper des Vaters mit Kissen. Sie brauchte niemand, sie allein war stark genug. Jetzt sagte sie: „Wollen Sie mir einen Dienst tun und den Doktor rufen, lieber Freund?"

Sie entzündete gleichzeitig das elektrische Licht und schellte dem Mädchen. Nun stand sie hoch, gebräunt und stattlich neben dem zerfallenen Körper des Vaters, ein Bild der Kraft und des Lebens. Liebevoll strich sie dem Toten über die Stirn.





Herr Eusebius drückte ihr die Hand. „Ich gehe zum Arzt, und wenn ich Ihnen sonst behilflich sein kann, so verfügen Sie über mich," sagte er.

Dann verließ er das Zimmer. Sie hörte nicht, wie er die Türe schloß. —

Der Dekan hatte ein großes Leichenbegängnis. Seine frühere Volkstümlichkeit war mit einem Schlage wiederhergestellt. Vielleicht war es, weil schon vor der Beerdigung Gerüchte von großen Vermächtnissen für wohltätige Zwecke umgegangen waren.

Die Gerüchte bestätigten sich. Eine Menge von Wohlfahrtsanstalten der Stadt waren im Testamente des Herrn Matthias mit beträchtlichen Summen bedacht. Seine Stiftungen allein machten ein Vermögen aus. Man rechnete in Klein-Weltwil aus, wie mächtig reich der Pfarrer gewesen sein müsse und welch ein Heiratsbissen seine schöne, einzige Tochter sei. Man sprach auch von Pfarrer Hans Heinrich Meiß und daß dieser nun durch seine Frau wohl eine ansehnliche Haushaltszulage bekommen werde. Erst nach und nach sickerten kleine Verdachte durch: Die Meiß sind ganz übergangen worden, wie es scheint! Die Meiß haben keinen roten Rappen bekommen! Und es drückte bei manchen Leuten ein wenig auf den großen Ruf des einstigen Helfers.

„Das Fräulein Rosalina wird schon gutmachen, was der Dekan offenbar nur zu tun übersehen," hieß es dann.

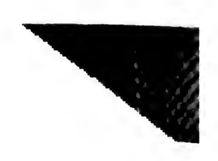
Das dachten vielleicht auch Herr Hans Heinrich Meiß und seine Frau Luzia. Sie waren nach dem Hinscheiden des Dekans zu Rosalina geeilt und hatten als die nächsten Verwandten ihr beigestanden, wo sie,



die Selbständige und Tatkräftige, einen Beistand zuließ. Herr Heinrich tat es mit würdiger Wärme, seine Frau Luzia mit keineswegs geheuchelter Herzlichkeit. Sie trauerten aufrichtig um den ehrwürdigen Verstorbenen, von dem ihnen auf einmal nur Gutes im Sinn lag, und sie merkten sicherlich selbst nicht, daß ihr Wohlmeinen für jenen und Rosalina einer großen Hoffnung entsprang. Sie hatten nach dem Begräbnis ein paar sehr aufgeräumte Tage und merkten wiederum nicht, noch viel weniger gestanden sie es einander, daß die Hoffnung, die fast eine Gewißheit war, sie so heiter machte. Es verging vielleicht eine Woche, bis diese Heiterkeit in eine gespannte Erwartung überging. Ihre Mienen wurden dabei etwas trüber. Herr Meiß hatte wieder die Zeichen der Ermüdung auf der hohen weißen Stirn und in den schönen, klugen Augen, wie es bei dem mit Arbeit Überlasteten nicht zu verwundern war, und wenn er nach Hause kam, so sah er manchmal, daß Frau Luzias Lider hinter dem Zwicker etwas gerötet waren, und sie mußte ihm gestehen, daß sie geweint habe, da sie dieser und jener Pflicht des Haushaltes kaum mehr nachzukommen vermöge.

Dann saßen sie eines Abends in der Stube, Pfarrer Meiß lesend über einer Fachdruckschrift, Frau Luzia mit Nähen von Kinderwäsche beschäftigt. Diese blickte wiederholt auf und nach dem Gatten hin. Sie hatte sichtlich etwas auf dem Herzen und hielt es endlich auch nicht zurück, obgleich ihr fraulich hübsches Gesicht mit der kleinen stumpfen Nase darüber in ein starkes Erröten kam.

„Findest du nicht auch," begann sie, „daß Base



Rosalina uns nun doch einmal von den geschäftlichen Dingen des seligen Onkels reden sollte?"

„Ich muß zugeben, daß mir der Gedanke gekommen ist," antwortete er ruhig und wie einer, der überlegt hat. „Allein, ich nehme an, daß es, da es bis jetzt nicht geschah, nicht mehr geschehen wird."

„Du meinst, daß der Onkel uns ganz übergangen hat?" fragte Frau Luzia heftig.

„Er hatte keine Verpflichtung für das Gegenteil."

Der jungen Frau standen die Tränen in den Augen.

„Wie man das nimmt," antwortete sie in heftiger Erregung. „Überfluß verpflichtet doch auch und —"

„Laß gut sein, Kind. Nach und nach werden wir uns auch freiere Arme schaffen," sagte Hans Heinrich.

Er hatte viel Selbstgefühl. Manchmal machte es ihn ein wenig stolz, daß er alles, was er wurde und erwarb, nur sich selber verdanken sollte.

Aber nun begann Frau Luzia zu jammern: Gewiß, ihr Einkommen werde wachsen, aber ihre Ansprüche würden damit Schritt halten. Es könnten noch mehr Kinder kommen, und sie müßten auch sonst wohl, je mehr Würden Herrn Hans Heinrich zufielen, um so mehr auf den äußeren Schein geben. So werde alle Mühe umsonst und ihr Los eine ewige Knappheit sein, während ein wenn auch nur kleines Vermögen doch ihrem Haushalt einen festen und sicheren Grund gegeben hätte.

Darin mußte ihr Mann ihr nun freilich recht geben.

Sie hingen nach diesen Erwägungen beide die Köpfe. Dann griff Frau Luzia nach einem Strohhalm. Es müßte, sagte sie aus dem Jammer ihres Herzens heraus, doch eigentlich Rosalina selbst in ihrem Überfluß der Gedanke an ihren Mangel kommen. Diese neue Hoffnung begannen sie durchzusprechen. Der Pfarrer stimmte zu. Gewiß, vielleicht habe der Dekan alle Machtbefugnis in die Hand seiner Tochter gelegt und diese brauchte nur Zeit, alles zu ordnen. Sie drehten sich aus ihrer Hoffnung, eifrig erwägend, eine Wahrscheinlichkeit zurecht, die ihnen schließlich fast zur Gewißheit wurde.

Von diesem Tage an begannen sie abermals zu warten, daß eine Wendung ihres Geschickes sich einstelle. Die Gewißheit schmolz ihnen zum zweitenmal zur Wahrscheinlichkeit und diese zur Hoffnungslosigkeit zurück, die dadurch ihre besondere Nahrung fand, daß Rosalina seit dem Tode ihres Vaters mit keinem Schritt das frühere Helferhaus betreten hatte.

Endlich hielt sich Frau Luzia nicht mehr länger und machte sich selbst zu einem Besuch der Base auf.

„Ich muß einmal nach dir sehen, man hört ja gar nichts mehr voneinander," führte sie sich ein.

„Du möchtest wissen, was ich in Zukunft zu tun gedenke," sagte die gerade Rosalina kühl.

Dann wies sie auf die Wände der Wohnstube, in welcher sie saßen, und an denen die vielen alten Bilder fehlten.

„Ich bin schon halb auf dem Auszuge," fuhr sie fort. „Im Hofe unten steht eine Menge gepackter Kisten."

„Du willst fort?" fragte Luzia, und nun war wieder die heiße Hoffnung in ihr, daß Rosalina ihr noch eine ganz besondere Mitteilung zu machen habe.

„Ja," erwiderte diese, „ich bin, wie du weißt, rasch von Entschlüssen, und so nahm ich mir nicht Zeit, die Sache erst mit euch durchzusprechen. Ich bin der Talluft müde. Ich will in die Höhe und Einsamkeit. Immerhin gedenke ich von dort aus mich im Dienst einer verständigen Wohltätigkeit nützlich zu machen. Meine Mittel reichen ja gottlob dazu."

Frau Luzia errötete tief.

Rosalina sah es.

Frau Luzia brannte ein Wort auf der Zunge: Wir — deine nächsten Verwandten, hätten doch wohl auch Anspruch auf deine Wohltätigkeit. Aber der Stolz duldete doch nicht, daß sie dieses Wort sprach.

Sie brach bald nachher den Besuch mit einer Raschheit ab, die Rosalina gezeigt haben würde, warum sie gekommen war, wenn jene es nicht vorher gewußt hätte.

Rosalina fühlte, daß man von ihr erwartete, sie werde der Verwandten mit einem Erbanteil gedenken, aber sie wußte auch, daß ihr Vater diesen Gedanken erwogen hatte und zu keinem Entschluß gekommen war. Und sie war stärkeren und entschlosseneren Geistes als der Verstorbene. Sie hatte in der Angelegenheit entschieden. Frau Luzia trug die Gewißheit mit sich fort, daß sie und ihr Mann von der reichen Base nichts zu erwarten hatten. Dafür aber entnahm sie aus der kleinen Bemerkung, die Rosalina über ihre Mittel hatte fallen lassen, die neue Bestätigung ihres Reichtums. Dieser nahm in Frau Luzias

Phantasie einen märchenhaften Umfang an, einen Umfang, den sie alsbald auch ihrem Manne in glühenden Farben schilderte. Beide konnten sich nun erst recht eines tiefen Gekränktseins nicht erwehren und führten gegenseitig heftige Klage über die erfahrene Vernachlässigung.

In ihrem Groll brachten sie es nicht über sich, Rosalina zu empfangen, als diese einige Tage später, unwillig genug, kam, um ihnen Ade zu sagen.

Der Reichtum Rosalinas aber stand und blieb vor ihren Augen ihr Leben lang und vergällte ihnen viel Freude und verschärfte ihnen alle Not. —

Als Rosalina die Tür des Herrn Meiß verschlossen fand, setzte sie ihren Weg fort und betrat das Haus des Herrn Eusebius, der über ihre Absicht, fortzuziehen, bereits unterrichtet war, mit dem sie jedoch über die Angelegenheit noch nicht näher sich unterhalten hatte.

Dame Siebenmann empfing den Besuch etwas kühl, da sie für das Dekansfräulein aus naheliegenden Gründen nicht eben begeistert war, und führte ihn in das Empfangszimmer. Dann rief sie den Apotheker herauf.

Herr Eusebius kam.

Sein Gesicht war ernst. Jeder Ausdruck von Spott, der so gern darin spielte, war verschwunden.

Rosalina gab ihm die Hand und nahm Platz.

Er selbst stellte sich, den Rücken angelehnt, vors Kamin. Er schlug ein Bein übers andre und legte den einen Ellbogen lässig über den Kaminaufsatz.

„So schnell also ist Ihre Abreise da," begann er das Gespräch.

„Warum haben Sie sich nie mehr bei mir blicken lassen?" fragte sie dagegen. „Sie mußten sich doch wie alle andern über meine Eile, fortzukommen, wundern."

„Ich wundere mich nicht leicht," erwiderte er.

Seine Augen hafteten fest in ihrem Gesicht. Sie mußte die ihren, so sehr sie sich innerlich dagegen wehrte, davor senken.

„Im übrigen," fügte er hinzu, „bin ich über alles, was in der Stadt vorgeht, mehr als mir manchmal lieb ist, durch — meine Hausdame unterrichtet."

Das alte merkwürdige Empfinden ihm gegenüber erfaßte sie, ein Gefühl teils des Zornes und Widerspruchs, teils der Furcht und teils eines kameradschaftlichen Vertrauens. Dann sprach sie mit ihrer gewohnten tapferen Ehrlichkeit: „Sie haben meinen Weggang erwartet?"

„Wieso wissen Sie das?"

„Weil Sie einem, weiß Gott durch welche Begabung, ins Innerste sehen."

„Es hat mich nicht überrascht, daß Sie fortziehen."

„Ich konnte in dieser Stadt, an deren Undank mein Vater gestorben ist, nicht bleiben."

Er antwortete nicht. Sein vom Kaminsims hängender Arm schwang leise und wie im Spiel hin und her.

Sie fuhr fort: „Meines Vaters Gefühle sind die meinen geworden. Es widerstrebt mir im Innersten, weiter zuzusehen, wie man denjenigen verwöhnt, der meinen Vater verdrängt hat."

Noch immer schwieg er.

„Sie haben doch jedenfalls," fuhr Rosalina mit leisem Unwillen weiter, „aus Ihrer lebenden Zeitung gehört, daß man sich über das wenig gute Einvernehmen zwischen meinen Verwandten Meiß und mir in der Stadt weidlich wundert?"

Er nickte.

„Ich hätte das ändern können und vielleicht — ändern müssen. Ich wollte nur nicht, weil es mir innerlich wider den Strich ging."

„Ich weiß und begreife," sagte Herr Eusebius.

„Sie lächeln!" fuhr Rosalina auf. „Sie sind wohl auf der Seite aller derjenigen, die jetzt finden, daß ich geizig, selbstsüchtig, hart gegen meine enterbten Verwandten sei."

Er veränderte seine Stellung um keinen Zoll. Noch immer aber lag das Lächeln um seinen schmallippigen Mund.

„Warum dieser Spott?" fragte Rosalina, im Zorn aufstehend.

„Wissen Sie, ob ich spotte?" fragte er, plötzlich ernst werdend. „Ich muß daran denken, daß Sie eine Regel bestätigen, Sie, die mir vielleicht die einzige schien, die dazu befähigt war, eine Ausnahme zu sein."

„Ich kann es nicht helfen," erwiderte sie heftig. „Aber eben weil mich eigne und fremde Kleinlichkeit anekelt, will ich in die Einsamkeit, ins Gebirg. Vielleicht lerne ich dort doch von Größe und Stille noch etwas. Sie werden mir recht geben, daß das der einzige Ort ist."

Statt der Antwort sagte er: „Die Stadt wird sehr leer sein."

Ihr Herz klopfte.

Es war ein merkwürdiger Augenblick.

Sie sahen einander nicht an.

„Ich hoffe, daß Sie mich bald einmal besuchen werden,“ sagte Rosalina. „Wir könnten keinen besseren Ausgangspunkt für Bergfahrten finden als den Ort, wo ich inskünftig wohnen will.“

„Vielleicht,“ sagte Herr Eusebius.

„Vielleicht verreise ich auch,“ fügte er nachdenklich hinzu, und, als sie erstaunt aufschaute: „Mir ist manchmal, ich müßte noch mehr von der Welt sehen.“

Sie fragte und sprach nicht weiter. Es war ihr, als ob er ihr irgendwie gesagt hätte: Wiedersehen werden wir uns wohl nicht mehr. Sie gab ihm die Hand und drückte die seine mit einem harten, männischen Drucke, während sie lässig und weich in ihren starken Fingern lag.

Als sie gegangen war, stand der Apotheker hinter den Vorhängen seiner Stube und sah sie davonschreiten. Er nahm den Blick nicht von ihrer hohen, kräftigen Gestalt, bis sie in der Seitengasse verschwunden war.

So folgte er ihr mit den Augen, als sie einige Tage später die Stadt für immer verließ. Ohne daß ihn jemand sah. Und bis sie verschwunden war.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Doktor Johannes Schwarz las eine literarische Studie über den Bauerndichter Jakob Hattemer, die er soeben vollendet hatte. Seine Finger spielten in seinem dichten, schwarzen, stark angegrauten Haar, und

manchmal ruhten sie plötzlich, wenn der Lesende an eine Stelle kam, die ihn besonders fesselte. Die scharfen, graugrünen Augen, die mit Hilfe der goldenen Brille die krause Niederschrift entzifferten, hatten einen eigentümlich harten Glanz. Die Stirn war wie vor Zorn oder Strenge gefurcht. Nun lehnte er sich zurück und überlegte. Das war keine Kleinigkeit, was da zum Abdruck im nächsten Sonntagsblatt der Weltwiler Zeitung bereit lag! Das stellte den neuen Mann, den Hattemer, vor aller Welt auf die Beine. Doktor Schwarz verzog die Lippen. Sein häßliches Gesicht trug den Stempel seines scharfen und starken Geistes. Da half er also wieder einem, dachte der Kritiker. Aus ehrlicher Überzeugung und eigentlichem Bedürfnis. Dieser Drang zu helfen, der vielleicht trotz seiner sonstigen scharfsinnigen Nüchternheit eine Art Begeisterung war, lebte noch immer jung in ihm. Aber er bändigte ihn, wo es sein Gewissen befahl.

Schwarz neigte sich tiefer über seine Arbeit. Er las eine Stelle mit großer Aufmerksamkeit noch einmal durch, dann eine zweite. Das war der Beweis seiner Gerechtigkeit, was er da las. Wie der Artikel einen Mann in die Höhe hob, so rissen diese Stellen einen andern von seinem hohen Stuhle, auf den wiederum er, Johannes Schwarz, ihn einst gesetzt hatte. Das mußte jetzt heraus. Früher oder später mußte der Bruch mit Weiser kommen. Warum also zögern? Da stand es: Der Mann hatte eine ganz unerwartete Entwicklung genommen. Großes hatte er versprochen und — nun hatte er seine Sonderart im Buhlen um den Erfolg der Menge verloren. Die

breite Mittelmäßigkeit feierte ihn als einen Großen, und er lieh sein Ohr willig ihren Lobeshymnen. Er hatte sein Talent mißbraucht, sich durch seine Erfolge zur Vielschreiberei verleiten lassen. Er war auf raschem Niederstieg begriffen. Von solchem Sinken erholte man sich nicht mehr. Das stand da. Und er, Schwarz, sprach es aus, der einst denselben Mann großgelobt hatte. Er prüfte noch einmal alles, was er in der Angelegenheit geschrieben hatte, und fand es gut. Sein Gesinnungswandel war da bis in jeden kleinen Zug belegt. Er hatte das getan, um sich vor sich selber zu rechtfertigen; denn irgendwo in einer Seelenecke saß ihm ein kleiner Dorn, der ihn stach, wie wenn er sich gegenüber Weiser einer gewissen Ungerechtigkeit schuldig machte. Aber da war es belegt. Auch dieses Gericht war, wie das Lob des andern, ehrlicher Überzeugung entsprungen!

Doktor Johannes Schwarz faltete die Blätter, die er gelesen, zusammen. Mit seinem elfenbeinernen Falzmesser fuhr er einmal hart und scharf darüber, daß es eine knappe Falte gab. Dann drückte er auf die Klingel.

Ein Diener kam und nahm die Handschrift auf des Doktors Geheiß zur Druckerei. —

Die Abhandlung machte gewaltiges Aufsehen, als sie gedruckt erschien, nicht sowohl um dessentwillen, den sie lobte, sondern weil sie einen andern, von dem man bisher nichts als Gutes und Großes gehört, als einen Blender und Überschätzten geißelte.

Gotthold Stillfried hielt eines Tages das Blatt in Händen, als Herr Eusebius zu ihm in die Apotheke trat.

„Sie haben wohl gelesen, wie der Doktor Schwarz seinem früheren Freund und Schützling den Kopf abschneidet?" fragte der Apotheker.

Stillfried bejahte und meinte, die Gründe, die der Kritiker für seine Meinungsänderung anführe, seien sehr einleuchtend. Auf jeden Fall müsse man hier jede Voreingenommenheit ausschließen.

Eusebius antwortete nicht.

„Sind Sie nicht derselben Ansicht?" fragte der Provisor.

Herr Eusebius hatte große, sinnende Augen. „Ich sehe," sagte er, „eine enge, dunkle Stube und eine weite, helle Welt. In der einen lebt der Kritiker, in der anderen der Dichter. Der Kritiker schreibt vom Dichter, daß ihm die Sonne zu hell scheine. Wollen Sie sagen, daß das nur geschehe, weil die Sonne wirklich zu hell ist, und nicht auch ein wenig ganz unbewußt, weil der Mann aus dem Dunkel seiner Stube nicht hinaus darf? Die Grenzen zwischen Rechtwollen und Schlimmfühlen in den menschlichen Seelen sind so verwischt, daß schwer zu sagen ist, wo die beiden Gebiete enden."

Er schlenderte, die Hände in den Taschen, nach der Tür.

In diesem Augenblicke streifte draußen ein Mädchen heran. Es zögerte in der Gasse und betrachtete das Haus aus hellen, argwöhnischen Augen. Sie war barhaupt und trug ein dünnes Fähnlein von einem buntkarierten Feiertagskleid. In der Hand hielt sie ein kleines Bündel von Habseligkeiten. Nun stand sie in der Nähe der Türe und buchstabierte an dem Firmenschild herum.

Des Apothekers Blick ging anfänglich gleichgültig über sie hinweg. Dann aber überraschte ihn eine Ähnlichkeit.

„Ei," sagte er ganz für sich. Dann öffnete er die Tür.

„Du bist es, Agatha?" fragte er.

Sie errötete und sah aus, als ob sie am liebsten wieder davonlaufen würde. Aber ihre Not war wohl größer als die Scheu. Sie trat in die Tür, die Herr Eusebius freiließ.

„Ich wollte zu dem Fräulein Rosalina Gans," erzählte sie. Nicht nur ihre Stimme zitterte, sondern ihr ganzer Körper schüttelte wie vor Frost. Sie hatte zeitlebens Wald und Felsen um sich gehabt. Die vielen Leute, die Häuser, der Lärm der Straße, die lange Fahrt in der Eisenbahn hatten sie verwirrt. Dazu kam eine Qual in ihrem Herzen. Sie war wie ein kleiner, scheuer, fluglahmer Vogel in der rohen Faust eines Menschen.

„Aber das Fräulein wohnt ja nicht mehr hier," stieß sie mühsam wieder heraus.

„Setze dich," sagte Herr Eusebius und schob ihr einen Stuhl hin, und als eben ein Kunde eintrat, verbesserte er sich und winkte ihr, ihm nach der Wohnung zu folgen. Hier hieß er sie in die Wohnstube treten, und auf seine Anordnung brachte das Fräulein Siebenmann dem Kinde zu essen.

„Wie kommst du hierher? Woher wußtest du, wo wir wohnen?" fragte er.

„Peter Trösch, der Führer, hat mir alles gesagt," erzählte sie. Ich sprach mit ihm damals, als er Euch nachkam."

Nach und nach, in Absätzen freilich und mit schwerverständlicher, wie von heimlichen Tränen gesättigter Stimme bekam er ihre Geschichte zu hören. Es hatte sie zu Hause nicht mehr gelitten. Die Auswanderer hatten geschrieben. Ganz anders sei die Welt, nicht ein steinhartes Stück Schwarzbrot, wie da oben in Wiggen, sondern ein Zuckerstückchen, das einem süß und von selber auf der Zunge zergehe. Von vielem hatten sie gerühmt, was sie gesehen, erlebt und genossen, und die junge Agatha lechzte seitdem nach Sehen, Erleben und Genießen. Dieser Hunger war größer gewesen als die Liebe zur Scholle und größer als die Angst vor dem Neuen, Unbekannten, dem sie blindlings entgegenlief. Daheim wußten sie nicht, wo sie hin war. Die suchten sie vielleicht jetzt im Wildbach und meinten, sie sei erfallen. Aber sie wollte ihnen schreiben, sobald sie eine Stelle hatte.

„Wer besorgt jetzt das Kleine?" fragte der Apotheker dazwischen.

Da zuckte Agathas Gesicht. Es arbeitete darin. Der schmale Mund preßte sich fest zusammen, und die Augen waren groß und wollten nicht weinen, aber die Tränen füllten sie, und das Schluchzen sprengte die Lippen.

„Ich — ich — will ja wieder heim," sagte das Mädchen, aber — aber ich habe kein Geld mehr."

Das Reisegeld hatte sie schon lange sich zusammengespart. „Von Geschenken der Firmpatin," sagte sie. Aber es reichte nur für die eine Fahrt.

„Sei still, Agatha," sagte Herr Eusebius. „Du kannst hierbleiben. Im Hause ist Arbeit, und du sollst deinen Lohn haben, magst auch heimschreiben,

wo und bei wem du bist. Du kannst dir das Leben ansehen, und wenn du es müde bist, magst du dorthin zurückgehen, von wo du gekommen."

Sie sah ihn furchtsam an.

Aber das Fräulein Siebenmann nötigte sie jetzt zu essen. Agatha war jung und hungrig und nicht verwöhnt. Was ihr vorgesetzt wurde, schmeckte ihr. Eine gewisse Behaglichkeit überkam sie fast wider Willen. Als sie von Dame Siebenmann hinausgeführt wurde, ließ sie die Augen schon neugierig auf die neue Umgebung fallen, und es schien ihr alles merkwürdig begehrenswert, verglichen mit der Armseligkeit daheim.

Nach einer Weile kam das Fräulein zurück in die Stube und fand Herrn Eusebius vor einem Haufen Papiere sitzen, die er durchsah. Sie wollte wissen, wieso das Bergmädchen hereingeschneit komme, wer sie eigentlich sei und wie lange sie bleibe?

„Wie lange sie bleibt," antwortete der Apotheker, „weiß ich nicht, aber wenn sie anstellig ist, so mag sie bleiben, solange sie will. Sie werden eine Stütze wohl brauchen können. Wer sie aber ist? — Ein Mensch wie wir alle."

Das Fräulein hatte oft Gelegenheit, über ihren Herrn sich zu wundern. Sie sah ihn ungehalten an.

„Sie verstehen mich nicht?" sprach er halb zu sich selber. „Es treibt das Mädchen etwas, wie uns alle etwas treibt. Was es ist, wer weiß es ganz? Die Unruhe des Blutes? Der Hunger der Seele?"

Er unterbrach sich und lachte.

„Sie sperren Maul und Augen auf," sagte er zu Dame Siebenmann. Dann schnalzte er mit den Fingern und wendete sich seiner Arbeit wieder zu.

Das Fräulein ging hinaus. Sie schüttelte den Kopf. Manchmal kam er ihr vor wie ein im Geist Gestörter, so sprunghaft war sein Gebaren.

Aber Dame Siebenmann bekam mehr Anlaß zum Staunen. Das Haus, die ganze Stadt Klein-Weltwil bekamen Anlaß.

Herr Eusebius, der Apotheker, ließ sich den ganzen Tag nicht mehr im Geschäft sehen.

Dame Siebenmann wunderte sich und sagte es Herrn Stillfried. „Er ordnet und sichtet seine Papiere, als ob er auf eine große Reise ginge.“

Gotthold Stillfried antwortete wie immer nur durch ein gelassenes: „So?“ Er ließ sich auf keine Erörterungen mit dem Fräulein ein. —

Am Abend war der Provisor im Begriff, die Apotheke zu schließen. Er hatte schon die eisernen Rollladen an Tür und Schaufenster heruntergelassen. Im Laden brannte nur noch eine Lampe, und der Weißkopf nahm soeben die Ladenkasse zu sich. Da trat Herr Eusebius ein. Zufällig sah Stillfried im Umwenden, wie sich die Tür öffnete. Sonst würde er den Eintretenden kaum bemerkt haben, so wenig Geräusch machte er.

Herr Eusebius trug einen gelbbraunen, knappen Anzug und eine gleichfarbene Mütze auf dem weichen, kohlschwarzen Haar. In der Hand hielt er das Stöcklein, das er gerne auf seine Spaziergänge nahm und das dünn und schlank wie eine Gerte war. Er legte die Hand auf Stillfrieds Schulter, und dieser fühlte die merkwürdige Kraft der Finger.

„Ich gehe noch ein wenig aus,“ sagte er.

Sein Gesicht war demjenigen Stillfrieds ganz nahe. Seine dunklen Augen glänzten und hatten eine

seltsame Gewalt, als ob sie mehr verraten wollten, als das, was der Mund aussprach.

„Vielleicht komme ich heute nacht nicht heim," sprach er jetzt weiter, ein Lächeln auf den Lippen.

Sie standen beide am Ladentisch, und jetzt schwang sich der Apotheker plötzlich hinauf und saß mit übereinandergeschlagenen Beinen da oben vor seinem Gehilfen. „Vielleicht komme ich eine ganze Weile nicht mehr," sagte er wieder. Gotthold Stillfried betrachtete ihn. Des alten Mannes Züge waren voll großer Ruhe. Die eine Lampe warf ihren Schimmer auf seinen seidenweichen weißen Scheitel. Er wartete wortlos auf das, was der andre weiter sagen wolle.

„Sie sind ein so trefflicher Stellvertreter, Stillfried," fuhr Herr Eusebius fort, „daß ich unbedenklich wegbleiben kann, wann und wie lange ich will. Achten Sie auf das Haus, während ich fort bin, auch auf unsern redseligen Hausdrachen und auf das junge, weglose Ding, die Agatha."

Jetzt wurde Stillfried aufmerksam und bekam Bedenken.

„Sie wollen doch nicht im Ernst verreisen, Herr? Nicht — so mitten in der Nacht?"

Herr Eusebius trällerte.

„Wer sagt, daß ich will?" fragte er mit fast zorniger Schärfe.

Dann wurde seine Art wieder merkwürdig träumerisch.

„All' unsre Spuren vergehen in Nacht," sagte er. Und dann: „Wäre es so verwunderlich, wenn ich ginge? Ich habe den Pulsschlag dieser kleinen Stadt gespürt und beobachtet, mit der Uhr in der Hand,

wie ein gewissenhafter und — nach Neuem suchender Arzt. Vielleicht habe ich dabei gelernt, vielleicht Lust bekommen, mein Wissen in einem weiteren Felde zu versuchen. Vielleicht bin ich von Klein-Weltwil her auf die große Welt neugierig geworden."

Er stockte, schwang ein wenig die Gerte, ein wenig die Beine.

„Nachfolger," sprach er wieder, „habe ich genug, heimliche Schüler — ha — ha — ha."

Seine Stimme wurde immer leiser, selbstvergessener. Das Lachen hatte kaum noch Ton.

Plötzlich sprang er vom Tisch und nahm Stillfrieds Hand. Er preßte sie heftig.

„Nein — nein, wie gesagt — ich will mich nur ein wenig ergehen," sagte er. „Ich habe die ruhige, klare Nacht gern. Sie sollten das verstehen, Sie ruhiger, klarer Mensch."

Er war schon an der Tür.

Und schon hörte Stillfried auch die Haustür hinter ihm zufallen.

Der Alte beendete sein Tagewerk. Gewissenhaft schloß er die Kasse und die letzte Türe ab.

Er wiegte bedachtsam den Kopf, als er nachher die Treppe hinaufstieg. Ob Herr Eusebius wiederkam? Ob er wiederkam? —

Indessen schritt der Apotheker von Klein-Weltwil durch die Gassen der kleinen Stadt. Die alten Häuser leuchteten ihm mit ihren hellen Fenstern aus dem Stadtbann hinaus. Dann standen noch einzelne Laternen an dem Wege, auf dem er vor Jahren eingezogen war. Die Geräusche der Gassen und ihre Lichter blieben zurück.

Herr Eusebius stieg die Anhöhe hinan, von welcher aus er Weltwil einst betreten. Drüben, ein Stück von ihm ab, lag ein einsames Haus, das Gut zum Paradies. Er stand still und betrachtete die rotleuchtenden Fenster. Dann war ihm, als stehe in der Tür ein Mensch. Vielleicht Fritz Blochinger, der Bauer? Vielleicht starrte er in die Nacht hinaus, als ob ihm einer wiederkommen sollte, der hinausgegangen und etwas fortgetragen hatte, das — das er hätte behalten mögen?

Herr Eusebius stieg fürbaß. Jetzt war der Weg ganz dunkel. Nur Sterne leuchteten und zeigten ihm unsicher, wo er schritt. Und er wendete sich nochmals und sah die Fenster von Klein-Weltwil nur noch wie goldene Funken. Da hob er die Hände ein wenig gegen die Stadt. Es war, als ließe er feine Fäden zu Boden sinken, die durch seine Finger gelaufen. Vielleicht schien es nur so. Wer weiß? — Wer sah es in der Nacht? — Wer sah, wo er hinschritt? Das Dunkel nahm ihn auf. —

Und die von Klein-Weltwil hörten nicht mehr von ihm. Doch wollte der eine ihn da, der andre dort gesehen haben. Aus großen Städten kam Kunde von ihm. Da lebte einer wie er, das müßte er wohl sein. Ob er es wirklich war, ergründeten sie nicht. —

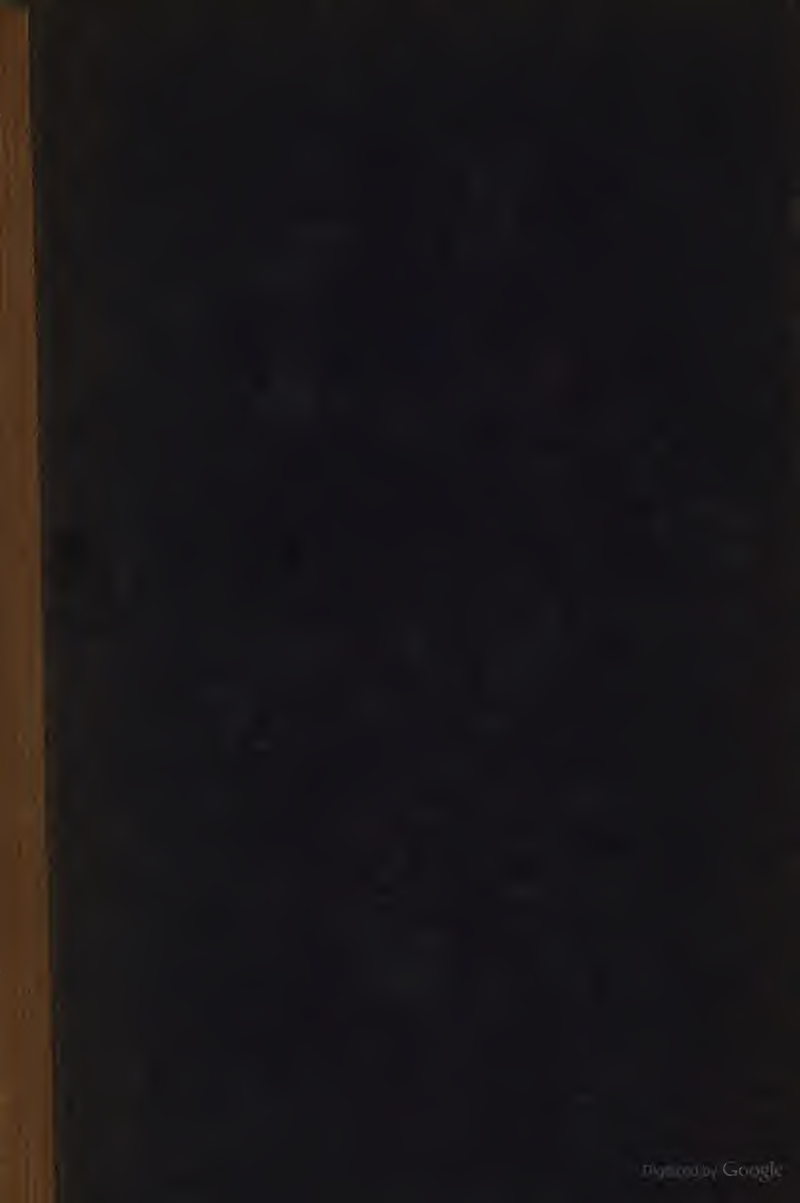
Am Tage, nach dem zum Erstaunen der Weltwiler Herr Eusebius, der Apotheker, plötzlich verschwunden war, saß Felix Weiser, der Lehrer und Dichter, in seiner Stube und hatte den bösen Artikel des Doktor Schwarz vor sich, in welchem dieser ihn totschlug. Noch lag auf seinem bleichen Gesichte ein Zornesrot, aber es war im Zergehen. Es ist wie Neid, was

da aus jeder Zeile schaut, redete er im Grimm noch zu sich selber. Und auf einmal kam ihm ein Gedanke. Halt, war das nicht wiederum Neid, daß er sich über das Lob erzürnte, das da auf seine Kosten einem andern gespendet wurde? Und plötzlich fühlte er es wie heiße Kraft durch alle Glieder strömen. Er stand auf und warf das schwarze Haar aus der Stirne und lachte und reckte sich. Wenn er dem andern den Ruhm mißgönnte, blieb nicht immer das Ringen, es ihm gleichzutun?

Und Felix Weiser nahm die Feder und schrieb auf ein Blatt mit großer Schrift: „Der Neid ist der Fluch und der Segen der Welt!"

Das Blatt heftete er über seinen Schreibtisch.




Digitized by Google